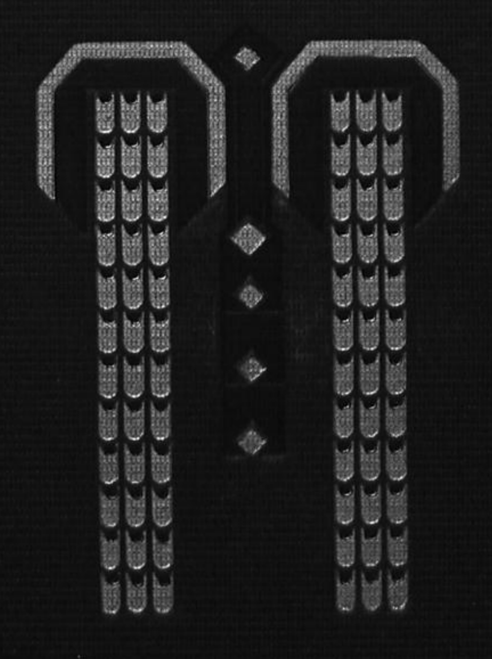
Empfundenes und Erkanntes

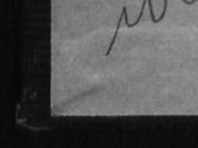


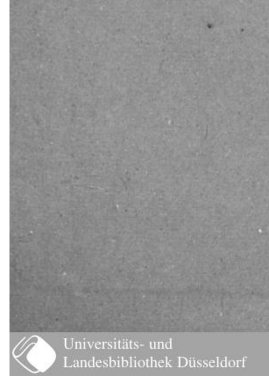
von

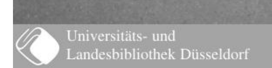
Kurd Lasswitz











Empfundenes und Erkanntes

Kurd Lasswitz:

Auf zwei Planeten. Roman. Ausgabe in 2 Bänden. **26. Tausend.** Mit dem Bilde des Verfassers. Hocheleg. geb. Mk. 14.—.

— **do.** — **Einbändige Volksausgabe. 27. bis 30. Tausend.** Geh. Mk. 7.50, eleg. geb. Mk. 12.—.

Sternentau, die Pflanze vom Neptunsmond. **4. Tausend.** Geh. Mk. 6.50, eleg. geb. Mk. 8.50.

Aspira. Der Roman einer Wolke. **5. Tausend.** Geh. Mk. 4.—, eleg. geb. Mk. 6.—.

Seifenblasen. Moderne Märchen. **19. Tausend.** Geh. Mk. 4.— eleg. geb. Mk. 6.—.

Nie und Immer.

Band I. **Homchen.** Ein Tiermärchen aus der oberen Kreide. **6. Tausend.** Geh. Mk. 3.50, eleg. geb. Mk. 5.50.

Band II. **Traumkristalle.** Neue Märchen. **6. Tausend.** Geh. Mk. 3.50, eleg. geb. Mk. 5.50.

Wirklichkeiten. Beiträge zum Weltverständnis. **3. verbesserte Auflage.** Geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50.

Seelen und Ziele. Beiträge zum Weltverständnis. **2. Tausend.** Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

Religion — weil Liebe es will. Gedanken eines Dichter-Philosophen. Geh. Mk. 1.20.

Religion und Naturwissenschaft. Ein Vortrag. **3. Tausend.** Geh. 60 Pf.

Was ist Kultur? Ein Vortrag. **2. Tausend.** Geh. 60 Pf.

Kurd Lasswitz' Porträt in Radierung. Mk. 2.—.

Empfundenes und Erkanntes

Aus dem Nachlasse

von

Kurd Laßwitz

1.—3. Tausend



Leipzig
Verlag von B. Elischer Nachfolger

Vorwort

Es ist scheinbar eine weite Entfernung im Buche der Zeiten von der Stelle der Heiligen Schrift, wo im Alten Testamente die Legende des frevelhaften, überheblichen Turmbaus zu Babel erzählt wird — jene Geschichte des menschlichen Hochmuts, dem als Folgeerscheinung die Verwirrung der Sprachen folgt, daß kein Mensch den andern verstehen will und kann, weil ihnen eben in der Ehrsucht und Eitelkeit die Schönheit echten gemeinschaftlichen Lebens verloren ging, — und der andern Stelle in der Apostelgeschichte, die die Ausgießung des Heiligen Geistes berichtet, als die Jünger Jesu einträchtig beisammen in Dankbarkeit und gegenseitiger Liebe die großen Taten Gottes preisen und mit Zungen redend das liebliche Pfingstwunder erleben, daß sie alle einander verstehen, so verschiedener Volksherkunft sie auch sein mochten; und doch liegen vielleicht diese beiden Bibelstellen als sinnvolle Gegensätze sich gerade geheimnisvoll nahe; zeigen sie doch den falschen äußerlichen und den rechten innerlichen Weg zum Himmel, und wie der eine zu Wirren

— d. i. wohl sprachverwandt mit den Bezeichnungen für Krieg: guerra, guerre und war — also zu gegenseitiger Bekämpfung und haßerfüllter Verachtung, der andere zum seligen Frieden der Gemeinschaft in Glaube, Liebe, Hoffnung führt. Jeder, der dies recht bedenkt, kann nicht anders als die himmlische Liebe wünschen und wird Salomons Mahnungen zum guten Weg (Sprüche, Kapitel 2) gern beherzigen wollen.

Kurd Laßwitz gehört zu den Philosophen, den Weisheitsliebhabern also, die fromm etwas vom guten Wege wußten, und zu den Propheten, auf die zu hören uns vielfach fördern kann. „Empfundenes und Erkanntes" hat diese Sammlung aus seinem Nachlaß zum Inhalte: Empfundenes, nicht im Sinne des üblichen psychologischen Schulgebrauchs gemeint, wo darunter lediglich der künstlich unterschiedene Auszug aus unseren wirklichen Erlebnissen verstanden wird, der aus unseren Sinnen, wie Licht- und Tastempfindungen, fließt; sondern Empfundenes soll hier so viel heißen, wie es im gewöhnlichen alltäglichen Sprachgebrauch heißt, der zwischen Empfindung und Gefühl gar nicht oder fast entgegengesetzt wie die wissenschaftliche Psychologie unterscheidet. Selbstverständlich soll damit keine versteckte Feindseligkeit gegen den wohlberechtigten, feinen und notwendigen terminologischen Unterschied der Schule hier beabsichtigt sein; — die Titelfassung wurde von einer Persönlichkeit vorgeschlagen, deren Sprachgefühl ich vielleicht nicht ohne Grund verehren darf, und so hoffe ich, daß ich damit keine

babylonische Verwirrung anrichte und eigensinnig einen verkehrten Weg beschreite, der von einem schnellen Verständnis des Gemeinten seitab führt. Empfundenes soll soviel sagen wie: seelisch Erlebtes, im Gegensatze zu dem geistig Verstandenen, Erkannten. Wie Kurd Laßwitz in seiner letzten eigenen Aufsatzsammlung „Seelen und Ziele" auseinanderhielt oder eigentlich durch diese Aufzählung nacheinander nur nachdenklich in eins zusammenfassen wollte, so sollte die Überschrift zu dieser Nachlaßsammlung auch ein wenig auseinanderhalten, stärker aber noch in eins zusammenfassen: das Vielerlei aus Herz und Kopf, das aus einer einzigen Lebensquelle entspringt und in eine einheitliche Weltanschauung mündet.

Eine Würdigung von Kurd Laßwitz als den Klassiker dieser Gattung enthält eine jüngst erschienene Arbeit über das naturwissenschaftliche Märchen (1919) von Professor Dr. Anton Lampa.

Von weiteren Hinweisen auf die Literatur über den unvergeßlichen Dichter, Denker und Forscher, die, wenn nicht alle inneren Ahnungen und äußeren Anzeichen trügen, noch stark anschwellen wird, sei hier Abstand genommen; doch möchte ich wenigstens an eine der feinsinnigen Einschätzungen des Marsromans, nach Wilhelm Bölsches prachtvollem Aufsatz erinnern, an Hermann Jacobsons Abhandlung (Zukunft 1904).

Besonderen Dank schuldet der Herausgeber der gütigen Hülfe des Herrn Carl Kessner in Montreux.

Berlin, Oktober 1919.

Hans Lindau.

Kurd Laßwitz

Von

Hans Lindau

Tätigkeit löst Rätsel und baut der Menschheit
Schönstes Werk; doch schmähe sie drum ein stilles,
Sanftes Herz nicht, weil es erwählt das beſſ're
Teil wie Maria.

Platen. (Luc. 10, 42.)

Das Vaterland des Deutschen hat Schweres und Furchtbares durch den Weltkrieg erlitten. Oft scheint ein so dichter Nebel von Trübsal über unsern Häuptern zu lagern, daß es wie nächtliche Finsternis uns mitten am Arbeitstage umhüllt; und doch spendet die Sonne getreulich Licht und Wärme und weist unsern Seelen, zugleich mit ihren stetigen Lebensgaben, auch die geistigen Lebensaufgaben zu, unseren erkannten Pflichten in Ordnung und Vertrauen zu folgen.

Kurd Laßwitz hat prophetisch in vieler Beziehung zu seinen Volksgenossen, den Mitlebenden und Nachlebenden, gesprochen. Wir können uns aus seinen Schriften manchen Trost schöpfen. Zumal heute ist sein Vermächtnis uns wert und heilig wie eine religiöse Angelegenheit. Wir sollen uns aufrichten und nicht verzagen, das wollen uns die Lehrer unseres

Volkes durch ihr Vorbild und Beispiel zeigen. Rastlose Arbeit bringt durch die Fügung des Lenkers aller Dinge, trotz aller noch so düsteren Hoffnungsarmut und Schreckensfülle, unzerstörbaren Segen. Wer mit den Schwierigkeiten ehrlich ringt, die er nicht tollkühn frech sich aussuchte, sondern die ihm des Himmels unerforschlicher Ratschluß auferlegte, der wird gerade auf diesem Kreuz- und Dornenwege das ihm von Gott bestimmte Schicksal seliger Aufwärtsentwicklung seines innersten Menschen in Demut und Einfalt erfahren. Volk und Einzelner hat innere Gefahr zu fürchten. Der Haß, der niemals gut sein kann, und alle Folgen der Selbstsucht und Begehrlichkeit bedrohen den Pilger auf Erden oft und oft; aber wer sich selbst überwindet mit Hilfe der Kräfte, für die der Mensch keine Namen hat, und die ihn als Gnade ewig verehrungswürdig anmuten, wer dem großen König der Herzen folgt, der als Heiland den Weg des Unrechtleidens in befreiender herrlicher Gottes- und Menschenliebe allen Brüdern und Schwestern vorangegangen ist, kann gewiß nicht zuschanden werden; mag er Gut und Blut verlieren, er rettet nicht nur das eigene Seelenheil, sondern führt auch die geliebten Wesen um ihn in der richtigen Richtung aufwärts zum Guten, das zugleich das Schöne und das wahrhaft Wahre in Ewigkeit ist.

Wie tiefsinnig bedeutsam ist in der Geschichte des Menschheitsahnen „Homchen" von Kurd Laßwitz in köstlicher Mischung edlen Ernstes und goldenen Humors das Eine, was not tut, gezeichnet! Und aus den Ge-

filden des Technischen oder der bloßen werkzeugklugen Zweck- und Zielstrebigkeit erhebt sich das wichtige Anliegen der sittlichen Richtung nach Oben wieder und wieder in höhere Regionen. Es durchdringt alle die phantastischen und märchenzarten Gestaltungen seiner Kunst, als bilde es die Seele aller dieser dichterischen Erzeugnisse.

Es gibt nicht viele Romane, die einen so starken und nachhaltigen Eindruck hinterlassen wie der Roman „Auf zwei Planeten“. Das liegt vielleicht zunächst am Gegenstande. Der Einfall, die etwaigen Marsbewohner, als höhere Wesen, in Verbindung mit den Menschen, als den höchstentwickelten Erdgeschöpfen, zu setzen und, gelegentlich der Schilderung ihrer überlegenen Gesellschafts- und Bildungsformen, kühne Zukunftsgemälde zu malen, scheint an sich reizvoll und lockend. — Es liegt aber freilich auch und vor allem am Dichter. An der Hand, die so glücklich zugegriffen und das Ergriffene so geschickt gestaltet hat, daß der unwahrscheinliche Stoff die Farbe einer geradezu heiteren Selbstverständlichkeit annehmen konnte.

Zum Gelingen der Leistung gehörte die ganze Seelenstärke einfältigen Glaubens und rastloser Verstandesarbeit im Dienste dieses Glaubens. Mit einem nur halben, unentschlossenen Mitmachen in klügelnder Überlegung wäre es nicht getan gewesen. Da bricht das Erlebnis plötzlich ab und hinterläßt höchstens den Witz über das eigene Unvermögen als Schlußergebnis. Laßwitz hat in seiner reichen Lebensarbeit wohl auch ge-

legentlich solche etwas kühler gehaltenen Schöpfungen aufzuweisen, die unvergleichlich kälter lassen, weil sie selbst jener Wärme des herzlichen Ernstes ermangeln. So hat er seine ersten tastenden Versuche als Zukunftsdichter noch in unsicherer Handhabung, zwischen keckem Scherz und innerlich zaghaftem Gelten- und Durchblickenlassen tieferer Wirklichkeiten schwankend, ausgeführt. Für einen weiten Leserkreis berühmt ist er daher auch erst als der Dichter des Romans „Auf zwei Planeten" geworden. Als solchen konnte man ihn lange und kann man ihn — fast möchte ich sagen: leider — wohl heute noch etwa Fremden, denen die Werke des Dichterweisen unbekannt sind, zunächst vorstellen.

Aber wie berühmt und mit Recht geschätzt diese Dichtung auch sein mag, in der so über die Maßen erstaunlich Entdeckungen und völkerrechtliche Entwicklungen nicht nur späterer Jahrzehnte, — wie wir schon erleben konnten (Flugwesen, Angriffs- und Abwehrwaffen, Spannungen zwischen den Völkern) — sondern vielleicht sogar späterer Jahrhunderte und Jahrtausende vorgeahnt werden, einen richtigen und völligeren Begriff der Persönlichkeit des Dichters bekommt man doch erst dann, wenn man Gelegenheit findet, das Werk mit anderen Gebilden des reifen Künstlers zu vergleichen, wenn man neben das wundersame „Märchen vom Mars", wie Wilhelm Bölsche den Roman ansprechend genannt hat, die anderen „naturwissenschaftlichen Märchen" des Dichterdenkers hält: „Aspira", „Homchen", „Sternentau" und wie sie alle heißen,

und wenn man sich klar macht, wieviel gründliches Wissen und Können, wieviel Sorgfalt und Arbeit hinter dieser Kunst steht, deren liebliche Früchte wir mühelos genießen; wenn wir uns vergegenwärtigen, wie den einzigartigen Dichter in Laßwitz der Gelehrte, Forscher und Denker in gewissem Sinne, um mich kantisch auszudrücken, „allererst möglich machte".

Eine gründliche Darstellung dieser Ermöglichung oder Verwirklichung geben, hieße die innere Lebensgeschichte von Kurd Laßwitz schreiben. Aber ein solches Unterfangen ist wohl eine nicht nur für den Unwissenden, sondern überhaupt überschwängliche und deshalb unlösbare Aufgabe. Der unbescheidene Wissensdrang hat der liebevollen Anerkennung des reichhaltigen Sachverhalts das Feld zu räumen, da die dem Auge in ihrer Feinheit unzugänglichen tieferen Zusammenhänge und Bedingungen das Eigentümliche haben, sich einstweilen allein in Wertgefühlen erahnen zu lassen. Der Verfasser des Planetenromans und der Zukunftsbilder ist für uns am Ende der Bringer des tröstenden Sternentaus geworden.

*

Am 20. April 1848 wurde Kurd Laßwitz in Breslau geboren. Der Vater Karl soll in dem „tollen" Jahre der Staatsumwälzung, das auch durch das Erscheinen von Fechners „Nanna" für den späteren Herausgeber dieser wissenschaftlichen und poesievollen Schrift eine stillere, aber deshalb vielleicht nicht weniger nachdrückliche Bedeutung besitzen mochte, sich mit feurigem

Eifer Gedanken über die Besserung der Gesellschaftsordnung gewidmet haben. Als Eisengroßhändler hat er es zu gediegener Wohlhabenheit gebracht, als rühriger Staatsbürger erfreute er sich im Kreise der Gleichgesinnten freundschaftlicher Achtung. Er hat im preußischen Abgeordnetenhause mit Ziegler und Kirchmann die Würde eines Vertreters der Stadt Breslau zu bekleiden gehabt. — Die Frau des Stadtverordneten Laßwitz war ein vornehmes, außerordentlich begabtes Wesen. Von ihr scheint der Sohn den Hauptteil seiner geistigen Fähigkeiten geerbt zu haben, den grübelnden Sinn, die dichterische Gestaltungskraft und Formgewandtheit, die Wärme des Gefühls und die Klarheit und Sachlichkeit des Ausdrucks.

Die Anhänger der Taineschen Lehre von den bestimmenden Einflüssen der Umwelt, des „Milieu", fänden überraschende Bestätigungen ihrer Meinung, wenn sie die Schilderung des Hauses läsen, in dem der Knabe vom zwölften Jahre an seine Jugend verbrachte. Max Kalbeck, ein Spielgefährte, hat uns die Erinnerung daran in einem anmutigen Aufsatze bewahrt, mit dem das „Neue Wiener Tagblatt" am sechzigsten Geburtstage des Denkers gedachte. Der spätere Dichter der Planetenwelt und der Pflanzenseelen wuchs nämlich in einer sonderbaren Umgebung auf.

Tief in Gartenanlagen — keine absichtliche Erfindung hätte es passender ersinnen können — versteckte sich als sein Elternhaus eine kleine Sternwarte; ein Sonderling hatte das Bauwerk für Sternbeobachtungen

entworfen. Da führt eine enge Wendeltreppe um eine dicke, feste Säule herum, die das stützende Gestell seines Planetensuchers darstellte. Von dieser Treppe aus gelangte man auf den Flur des gehobenen Erdgeschosses und in zwei einander gegenüberliegende einfenstrige Stübchen des ersten Stockwerks. Gekrönt wurde das einstöckige Gebäude von einen turmähnlichen Aufsatze, dessen wunderliche Form die dichtbepflanzte Ansiedlung überragte. Nach dem Tode des Erbauers war das Grundstück durch letztwillige Verfügung in den Besitz der Stadt gelangt; es sollte übrigens in seinem Zustande belassen und nebst Frucht- und Gemüseanlagen von fünf zu fünf Jahren an würdige Bürger verpachtet werden. Zwei Jahrzehnte hindurch fand so die Familie Laßwitz hier ihren Wohnort; und auf diesem Fleckchen Erde, an das auch die spätere Gattin von Kurd Laßwitz sowie der Freund Max Kalbeck als ihr goldenes Jugendland zurückdenken, wuchs der Dichter auf. Dort hat er all die ersten Stufen der erwachenden Lebensreife bis zu den holden Gefühlen des frühen Liebeslenzes durchlaufen.

Im Gegensatz zu seinem wilden Jugendgespielen war er still, sanft und von zarterer Gesundheit, wie er denn auch später lärmenden Kundgebungen gern aus dem Wege ging.

Mit achtzehn Jahren bestand er die Reifeprüfung am Elisabethgymnasium. Er widmete sich darauf zunächst in Breslau (von 1866—1868) der Mathematik und Physik, Wissenschaften, für die er eine hohe Be-

gabung bekundete, und setzte den Besuch der Hochschul-vorlesungen in Berlin (Ostern 1868 bis Ostern 1869) fort.

Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges unterbrach seinen friedlichen Bildungsgang. Bei den Breslauer Grenadieren trat er jetzt als Freiwilliger ein und wenn er auch nicht an den Freuden und Leiden, des damaligen Feldzuges in vollerem Umfange teilnehmen konnte, so wurde er doch im Januar 1871 mit den Ersatztruppen nach Frankreich nachgeschickt, konnte, da es nun zum Waffenstillstand gekommen war, dort den etwas eintönigen Bewachungsdienst kennen lernen, wobei allerhand kleine Unbilden und Beschwerden die Seelenstimmung des der Heimat und ihrer steten Arbeit Entrissenen bedrückten; schließlich aber wurden er und Seinesgleichen aus diesem Zustande der Willensschulung entlassen, und er durfte den Rest der Dienstzeit in der Nähe einer Hochschule abdienen. Der hier (S. 143) abgedruckte launige „Feldpostbrief" gibt ein Bild aus jenen Tagen. Man erkennt, wie aus solchen Leiden der Niedergedrücktheit und Vereinsamung den jungen Dichter die angeborene Begabung befreite, als Freund der Musen „Haftbanden zu entspringen" und in leichten Versen seiner Unlust Erleichterung zu schaffen. Zum ersten Male sehen wir hier die göttliche Freiheit des Spiels, von der unser Denker so viel halten lernte, als Erretterin und Trösterin gegenüber dem grauen Alltagszwange.

Aber der eigentliche Gestalter der Zukunftserzählungen hatte sich doch schon vorher in Prosa geregt.

Denn die Entstehung der 1871 zuerst erschienenen, sehr bezeichnenden Erstlingsarbeit „Bis zum Nullpunkt des Seins", einer Geschichte aus dem Jahre 2371, scheint noch in die Studentenjahre zu fallen.

*

Im Ulktone der Bierzeitung etwas flott und schnöde hingeschrieben zeigt der Gedankenkühnheit verratende Entwurf Eigenschaften, die über die Leistung selbst hinausweisen. Die urwüchsigen Einfälle erscheinen zwar noch nicht durch besonnene Maßhaltung gezügelt und wirken nicht sehr ernst gemeint, ja die übermütige Wahl der Eigennamen grenzt stark an eine derbe Selbstverspottung solchen Zukunftsträumens überhaupt, aber dennoch liegt etwas Wesenhaftes und Festes dem heiteren Treiben zugrunde. Die ganze Anordnung des Gefüges von Voraussetzungen befleißigt sich einer so säuberlichen Genauigkeit, daß der Eindruck einer gewissen Gediegenheit auch da sich ausprägt, wo es beinahe absichtlich ziemlich luftig zugeht. Der Schriftsteller erprobt bereits die Anwendung der neuen Mittel und Wege, die für sein ureigenstes künstlerisches Gebiet gelten; er versucht sich in der Zeichnung wirklichkeitsentrückter Möglichkeiten nach den Gesetzen einer ganz besonderen, dieser Aufgabe eigentümlichen Sehlehre. Die Anforderung wird gestellt, zu berechnen, wie sich geschichtliche Entwicklungslinien von einem bestimmten, noch nicht zuvor eingenommenen, jedoch begrifflich vorausgesetzten Standpunkte aus für unsere Einbildungskraft fehlerlos darstellen lassen. Es handelt sich dabei

um eine Art wohlüberlegter Einschätzung des Wertes unserer heutigen geistigen Güter für andere Zeiten, Maße und Sitten. Durch die Einführung des Gesichtspunktes einer beliebig verschiebbaren Ferne verwandeln sich starre Gebilde in flüssige Bewegungen. Eine tiefe Güte und Milde scheint aus dieser Betrachtungsweise, wenn sie nicht vielleicht schon ihre Voraussetzung bildet, zu entspringen.

Die zweite Erzählung „Gegen das Weltgesetz", die im Jahre 3877 spielt, nimmt zur Gegenwart einen noch größeren Abstand als die erste. Nicht nur die Götter der alten Heidenwelt „schreiten von Bergen zu Bergen herüber"; dieser Siebenmeilenstiefel des Zauberglaubens ist aller starken Einbildungskraft als Mitgift zu eigen. Vergrößerung der Entfernung zu unüberbrückbaren Grüften und Abgründen oder Verkleinerung und Verengung des Raumes und aller Trennungen zum verschwindenden Nichts, die Gewalt der Einbildung kostet es nur einen leichten Griff, eine leiseste Drehung, und das Wunder ist vollendet. Als Gottesgabe ist diese Fähigkeit dem Menschengeiste in die Wiege gelegt. Er darf sich ihrer bedienen, um, wie Schillers Dichter, in jedem Augenblicke, da ihn die Sehnsucht dazu anwandelt, bei Zeus zu Gaste zu sein. Laßwitz erhebt uns über den beschränkten Kreis unseres augenblicklichen Daseins, er eröffnet uns Ausblicke auf ungeahnte Fortschrittsmöglichkeiten der handwerksmäßigen Kunstfertigkeit, des Gewerbefleißes und aller geistigen Betätigungen. Daß die Zukunft anders sein wird

als die Gegenwart, keine bloße Fortsetzung des Vorhandenen, sondern Vertiefung, Verfeinerung, Verstärkung des Besten, des Zukunftsträchtigen im Leben, steht ihm aufs deutlichste fest, lehrt doch ein Rückblick in die Vergangenheit das Gleiche zur Genüge. Anatole France hat in seinem Buch „Sur la pierre blanche“ mit dichterischer Kraft neuerdings dasselbe veranschaulicht. Geschichtsforscher, die sich in die Zusammenhänge eines ferneren Weltbildes hineinzudenken und hineinzufühlen bemühen, verfolgen eine ähnliche Aufgabe.

„In den nachstehenden Erzählungen,“ so schrieb Kurd Laßwitz in einer Vorbemerkung, „wird der Versuch gemacht, den Leser ein wenig in die Zukunft zu führen. Absichtlich wurde in beiden ein gewisser Parallelismus der Wege eingehalten. „Bis zum Nullpunkt des Seins“ schreitet um fünf Jahrhunderte vor . . . Das Zeitalter ist bei großer äußerer und materieller Machtentfaltung einerseits, bei idealer Befriedigung und Ehrlichkeit andererseits doch noch nicht zu einer kritischen Ruhe und Sicherheit durchgedrungen. Die Zersetzung des Lebens schreitet noch fort, und es sind Gegensätze vorhanden, welche sich in einem auffallenden Wechsel von Naivität und Doktrinarismus zeigen.

„Viel aufgeklärter sind die Verhältnisse nach zwei Jahrtausenden . . . geworden . . . Unzweifelhaft ist es, daß in der Zukunft uns jetzt ganz fremde Begriffe werden gebildet werden. Hier ist der Phantasie durch die Schwierigkeit der Darstellung ein natürlicher Zügel an-

gelegt; es kommt darauf an, zwischen phantastischem Fabulieren und lehrhaftem Auseinandersetzen die richtige Mitte zu finden. Denn auch das Fremdartige muß durch schon Bekanntes unserem Verständnis vermittelt werden, und das ist nicht immer leicht und erfordert vielerlei Voraussetzung. Ohne philosophischen Ernst geht es zeitweise nicht ab, wenn man in so gebildete Jahrhunderte hinaufsteigt.

„Der geduldige und wohlmeinende Leser wird, auch wenn er einmal bedenklich den Kopf schütteln sollte, doch die ausreichende Begründung des Dargestellten leicht herausfinden; es wird ihm bei der Lektüre an dem ‚granum salis‘ nicht fehlen, mit welchem er unsere Darstellung freundlichst aufnehmen möge; und so empfehlen wir uns ihm ergebenst."

So endigt, höflich und verbindlich, die Vorbemerkung zu dem eigentümlichen Zukunftsgemälde, das uns alsbald enthüllt wird. Laßwitz verlangt von seinem Leser das granum salis, aber ich glaube, wie ich bei einem früheren Anlaß schon ausgeführt habe, er hätte gar nicht feines Spaßverstehen zu erbitten brauchen. Er erreicht noch etwas Besseres.

Das ist dem Leser der oben angeführten Zeilen vielleicht schon aufgefallen, — wenn natürlich, der Kürze des Auszugs entsprechend, auch nur im ganz Kleinen: Durch die Worte des Zukunftssehers zieht sich ein Klang eigentümlicher Selbstzuversicht, der bestrickend wirkt. Es ist der Ton, den eben Vorausverkünder kommender Dinge vor allem nötig haben. Klar, fest und unbeirrt

muß uns ihre Meinung auf den Tisch gezählt werden, als unbezweifelbar echte Münze. Die wissenschaftlich geschichtliche Wendung: „Viel aufgeklärter sind die Verhältnisse nach zwei Jahrtausenden, im Jahre 3877 geworden," sagt alles. Wer so etwas sachlich ruhig niederschreiben kann, der ist unser Mann, er vertraut sich selbst, und ihm vertrauen auch andere Seelen, er glaubt an sich oder — was hier auf dasselbe herauskommt — läßt wenigstens nicht die geringste störende Möglichkeit eines Zweifels in seinen Vortrag einfließen. Das ist die Kunst. Das ist die Hexerei. Wir vergessen sehr bald, wer eigentlich zu uns spricht, ja daß überhaupt jemand zu uns spricht. Wir schauen gläubig auf den Gegenstand, der uns gezeigt wird. Das, was Laßwitz uns im Tone ruhigen Berichtes vorsetzt, gilt nicht mehr als das Erzeugnis seiner geistreichen Laune und abenteuerlichen Erfindungskraft, sondern als der Fortschritt des Menschheitslebens selbst. Die überzeugende Selbstverständlichkeit und Sicherheit der Darstellung offenbart uns an einigen Stellen schon hier in Laßwitz den auserlesenen Erzähler.

Es ist etwas von dem kindlichen Wohlgefallen am fesselnden Stofflichen, ein Gefühl, wie wir es vielleicht seit der schönen Zeit der ersten Aufnahme des Lederstrumpfs oder der Drei Musketiere oder des Grafen von Monte-Christo nicht wieder empfunden haben, in dem Behagen, das uns überkommt, wenn wir Erzählungen von Laßwitz lesen. Er spannt ungemein. Man wird der Gegenwart so recht

behaglich weit entrückt und träumt sich versonnen ein ins Ungewohnte, ja Ungeheuerliche. Auf weiten Flügeln trägt die Dichtung den Leser dahin ins ferne Land der Zukunft und der Sterne. —

Im Jahre 1873 bestand Kurd Laßwitz die Staatsprüfung und erhielt die Lehr-Erlaubnis für Mathematik, Physik, philosophischen Unterricht und Erdkunde. Die Arbeit zur Erlangung der Doktorwürde handelte „Über Tropfen, welche an festen Körpern hängen und der Schwere unterworfen sind". Die Erscheinung der Tropfenbildung hat auch später den Dichter noch mannigfach tiefsinnig und geistreich beschäftigt. In den Seifenblasen begegnet uns eine Tröpfchen überschriebene Erzählung, in den Traumkristallen nehmen die Tröpflein wundersame Gestalt an, und in dem gedanken- und gefühlsreichen Romane einer Wolke, „Aspira", ist der Verfasser wiederum zu dieser Jugendliebe seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zurückgekehrt (Vgl. u. a. auch „Seelen und Ziele" S. 106 f.), bis er endlich im „Sternentau" das erlösend bezeichnende Wort für sein ganzes innerstes Lebenswerk zu finden schien.

Die äußeren Daseinsschicksale des jungen Lehrers verlaufen nun in der durch Brauch und Sitte vorgeschriebenen Bahn bis zur Professur und Auszeichnung mit der Hofratswürde in Gotha. Nur kurze Zeit hatte er noch in seiner Vaterstadt Breslau und in Ratibor geweilt. Über drei Jahrzehnte lang, von 1876 bis 1908, war er am herzoglichen Gymnasium Ernestinum

tätig. An der Seite einer verständnisvollen Gattin wurde ihm das Glück einer angenehmen Häuslichkeit zuteil. Er durfte an seinen wohlgeratenen Söhnen Freude erleben, trug, von seinen Schülern geliebt und verehrt, als Vorsitzender einer „Mittwochs-Gesellschaft", auch außerhalb der engeren Schulgemeinschaft, zur Unterhaltung, Belehrung und Erhebung der Geister bei und zimmerte sich so behutsam ein innerlich reiches, den unsanften Einflüssen einer geräuschvolleren Äußerlichkeit weise entzogenes Leben.

Im selben Jahre 1878, in dem die erwähnten ergötzlichen „Bilder aus der Zukunft" erschienen, trat Laßwitz noch mit zwei belehrenden Arbeiten auf den Plan: „Natur und Mensch" (Deutsche Volksschriften, Bd. 3, Breslau) und „Atomistik und Kritizismus. Ein Beitrag zur erkenntnistheoretischen Grundlegung der Physik" (Braunschweig 1878). Der Dreißigjährige hatte nun den Weg zu dem großen Denker gefunden, der auch seiner wissenschaftlichen Weltanschauung die entscheidende Wendung geben sollte, zu Immanuel Kant. Von nun an blieb er ihm treu. Er gab die physikalischen Schriften des Meisters in der Akademieausgabe heraus. Er hat ihm in seinen sämtlichen wissenschaftlichen Arbeiten ein herrliches Denkmal gesetzt. Wohl war Laßwitz im tiefen Herzensgrunde eine zu lebensvolle Natur, um sich in den Gefilden der reinen Gedanken ausschließlich heimisch zu fühlen. Aus den blühenden Tälern der Sinnenwelt holte sich der Dichter in ihm die anregenden Kräfte. Mit Fechners

Glauben mußte sich die gleichgestimmte Seele stets inniger befreunden. So wurde er Fechners Lebensbeschreiber und der Herausgeber einiger Meisterwerke dieses edlen Denkers. Allein der Lehrer der gründlichen Selbstbesinnung, der den Wundern der Sternenwelt in erhabener Einfalt die innere Stimme des Gewissens gegenüberstellte, der ebenso kühne wie sorgfältige Bahnbrecher der Erkenntnislehre blieb für unseren Dichter doch der Befreier aus der alten und eingelernten Vorstellungswelt der überlieferten Lehrmeinungen. Zu ihm fühlte er sich durch den Scharfsinn der Fragestellungen und die schlichte Lauterkeit der Gesinnung vor allem hingezogen. Kant und Goethe waren die Sterne, zu denen er zeitlebens als begeisterter Jünger aufblickte; und ähnlich wie Friedrich Albert Lange, den hervorragenden Geschichtsschreiber des Materialismus, beseelte auch Kurd Laßwitz auf dem Boden der in Kants Lehren befestigten Überzeugungen eine tief wurzelnde Verehrung und wahlverwandtschaftliche Liebe zu Schiller, dem strahlendsten Sohne Kants. Es ist ein Band der gemeinsamen Schulung zu spüren, das den dichterischen Kantschüler des 19. mit dem des 18. Jahrhunderts verbindet. Die Voraussetzungen der Geistesbildung, die ihm sonderlich am Herzen liegen, sind ihm mit der grundlegenden Gedankenarbeit der beiden vorausgegangenen Jahrhunderte gegeben, wobei das Jahrhundert Lessings, Kants und Goethes eine Art Gipfellinie zu bedeuten scheint. Laßwitz hat sich ein deutliches Gefühl dafür erworben, daß gewisse

Seiten der früheren Entwicklung trotz aller ihrer lichten Pracht hier wahrhaft übertroffen sein könnten.

Anmutig und gefällig ist das kleine Bändchen der Deutschen Volksschriften „Natur und Mensch“ geschrieben. Zwar ist es nur eine winzige Nußschale, in die Kurd Laßwitz die Erzählung der naturwissenschaftlichen Weltgeschichte der Menschheit hineingezaubert hat; klar und fein aber ist die Handschrift, das ihm Wesentliche deutlich bezeichnet, der Überblick weit.

In den Jahren 1874 bis 1889 entstand das gelehrte Hauptwerk: „Die Geschichte der Atomistik“ (Bd. 1. Die Erneuerung der Korpuskulartheorie, Bd. 2. Höhepunkt und Verfall der Korpuskulartheorie des 17. Jahrhunderts.) Die Arbeit ist erst 1890 (bei Leopold Voß in Hamburg) erschienen. Ihr ging also, dem Erscheinen nach, die gekrönte Preisschrift über „Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit“ — im Jahre 1883 — voraus. Eine Reihe von Aufsätzen, die namentlich in der „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie“ das Licht der Öffentlichkeit erblickten, legten der Welt davon Zeugnis ab, daß hier etwas rastlos im Gange war: Abhandlungen über Sennert (a. a. O. Bd. 3, 1879), Bruno (Bd. 8, 1884), über die kinetische Atomistik (Bd. 9), ferner Arbeiten im zehnten, zwölften, dreizehnten Bande dieser Zeitschrift, in „Poggendorffs Annalen“ (CLIII), im „Archiv für Geschichte der Philosophie“ (II, S. 459 ff.), Gassendi in den „Philosophischen Monatsheften“ (XXIV, S. 16 ff. Problem der Kontinuität) bewiesen

hinlänglich, daß in der Werkstatt des Gothaer Oberlehrers, der auch sein Schulprogramm (1882) mit einem Beitrage zur Geschichte der Naturphilosophie (Die Lehre von den Elementen während des Übergangs von der scholastischen Philosophie zur Korpuskulartheorie) bedachte, eine große zusammenhängende Darstellung im Entstehen war. Der Gegenstand schien umfassend genug, um daran den bedeutsamen Wandel der Weltanschauungsweisen durch Hervorhebung des allmählichen Wandels der lebendigen Denkmittel und Denkwege zu erweisen. Besonders der Übergang von der „substantiellen" in eine, auch das Bewegliche genau erfassende und dadurch zum wissenschaftlichen Erkenntnisgegenstande erhärtende „funktionelle" Betrachtungsart wird von dem Verfasser mit glücklichem Griffe herausgehoben und mit der ihm eigentümlichen schriftstellerischen Begabung ans Licht gesetzt. Der bedeutende Kantianer Ernst Cassirer ist auf ähnlichen Wegen gegangen. Das ganze Werk von Laßwitz ist eine vortreffliche geschichtliche Einführung in das Gebiet der mathematischen Naturwissenschaft. Es ist lebendig, frisch und geistreich geschrieben, dabei gründlich und gewichtig, tief und durchgreifend. Man lernt an der Hand rein sachlicher Erörterungen das Große und Erhebende gewisser Persönlichkeiten, eines Galilei, Hobbes, Huygens und anderer, schätzen und würdigen. Er erweckt die Lust, weiter einzudringen in die Gedankenarbeit solcher Geister, und ebnet die Bahnen, die zum Verständnis der geschichtlichen Bedeutung der entschwun-

denen und doch uns gegenwärtigen fesselnden Gestalten und ihrer Leistungen führen. Die den Geisteshelden dieses Reichs der Wahrheit eigene Hoheit und Herrlichkeit, wie sie einmal ein großer Denker in dem Namen des Archimedes kennzeichnend zusammenfaßte, hat eine andere Gewalt als kriegerische Tüchtigkeit, und wiederum eine andere hat, über ihr, die reine Heiligkeit, wie sie derselbe Pascal in der Gestalt Jesu Christi verehrte. Doch vielleicht dürfen wir in der Menschenseele es als Gesetz lesen, daß die wahren Tugenden einander nicht ausschließen, sondern fördern. So wenig wie echte Demut dem rechten Mut entgegengesetzt ist, so wenig sind Wahrheitsdrang und helfende Güte im Leben notwendig getrennt, sondern sie führen sogar oft geheimnisvoll schön zueinander. In diesem Sinne entläßt uns auch die Arbeit von Laßwitz zuletzt mit einem andächtigen Staunen vor der wahrhaft wunderbaren Einheit und Mannigfaltigkeit des in der nur scheinbar trockenen und toten Wissenschaft lebendigen Geisteslebens. Von den Zeichen und Zahlen der Mathematik, die der Verstand als herrlichen und fruchtbaren Gewinn nach inneren Gesetzen befestigt und verknüpft, wölbt es sich in lichtem Bogen herüber bis zu den Pflanzen und Blumen, Menschen und Tieren des Erdballs, den der Mensch im Weltenall bewohnt, denn derselbe Menschengeist umfaßt alle diese Gottesgaben, wenn er sie tiefsinnig betrachtet, in gleicher Liebe und Bewunderung. Was konnte es dem Gemüte, das in diesem Himmel weilte, bedeuten, wenn gewisse unwesentliche Begleit-

erscheinungen des Erfolges ausblieben, — ich meine etwa die Würde der Universitätslehrerschaft oder dergleichen, was an sich doch nur Stoff und Aufgabe weiterer Arbeit sein kann, nicht endgültige Belohnung bedeutet? Den wahren Lohn trug die Leistung in sich selbst und in dem geistigen Leben, das sie befruchtend über sich hinaus erweckte wie alles Leben.

Laßwitz wurde nicht Universitätsprofessor. Er erhielt für Arbeitsjahre von unaussprechlichem Segen keinen Pfennig äußerer Vergütung; aber die alten Sprüche von der strengen Arbeit, die die wahre Lust ist, und der Freude und Seligkeit des Schaffens selbst durften ihm vollauf genügen. Freilich beschränkte sich die Wirkung der Tat nicht auf den Schreiber, sondern reicht weit hinaus in die Ferne.

Neben Langes „Geschichte des Materialismus" werden die beiden Bände der „Geschichte der Atomistik" von Kurd Laßwitz noch viele vor der Philosophie und ihrer Geschichte gleichgültig stehende Leser für die Entwicklungslinie dieser wichtigen und folgenreichen Gedanken aufmerksam und lernbegierig stimmen. Das Gefühl von solchem Nutzen stiftenden Weiterleben des Vollbrachten trug gewiß nicht am wenigsten zu der Befriedigung des Verfassers bei.

Indessen fehlte es auch nicht an wertvollsten Stimmen der Anerkennung aus dem Kreise der sachverständigen Fachgenossen, und auch die Krönungen blieben nicht völlig aus. Die großzügige Darstellung der Grundlegung des neueren naturwissenschaftlichen Weltauf-

fassens an der Hand der mathematischen Methode läßt sich in gewissem Sinne als eine Einleitung deuten zur Würdigung Kants als des Beantworters der nachdenklichen in dieser mathematischen Auffassung gegebenen oder aufgegebenen Fragen. Hatten die großen Naturforscher wie Galilei, Cartesius, Leibniz, Newton und andere das alte Weltbild des Aristoteles in seiner Vorherrschaft erschüttert und durch die neuen Denkmittel nicht nur erweitert, sondern geradezu aus den Angeln gehoben, so legte nun Kant im Rückblick auf die naturwissenschaftlichen Einsichten das innere Gefüge der Möglichkeiten unserer Erfahrungskenntnis überhaupt, in beispielloser Klarheit und Genauigkeit an den Tag. Seine Fragestellung zielte auf den Zusammenhang des Gegenstandes mit den Arbeitswegen des Verstandes, da seinem prüfenden Auge an der für selbstverständlich gehaltenen Anwendbarkeit der Mathematik auf die Naturerscheinungen die Fragwürdigkeit auffiel. Schon der klarsehende David Hume hatte an diese Pforte geklopft, doch seine Weise, die gefundenen Nüsse aufzubrechen, erschien dem nachfolgenden Denker nur als eine wertvolle Anregung, zugleich jedoch als ein Verzicht auf eine wirkliche Rätsellösung mit geeigneten Mitteln. Es wurde erst Kants Verdienst, das Wesen der Mathematik in ihrer einleuchtenden Allgemeingültigkeit unabgeschwächt gelten zu lassen und nun die Möglichkeit dieser Allgemeingültigkeit für alle Gegenstände der Erfahrung vom Standpunkte einer sinnvoll begrifflichen Zergliederung aus zu untersuchen. So

entstand seine „Kritik der reinen Vernunft“ als reife Frucht der vorangegangenen Entwicklung der mathematischen Naturwissenschaft. Kurd Laßwitz aber hatte durch die Berücksichtigung dieser kritischen Arbeit von vornherein bereits seinen Standpunkt gegenüber der ganzen vorkantischen Gedankengeschichte. So lag es ihm auch nahe, eine Preisaufgabe zu lösen, die eine gemeinverständliche Darstellung der Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit im Zusammenhange mit seiner Kritik des Erkennens verlangte. Die hervorragenden Preisrichter Ernst Laas, Wilhelm Wundt und Max Heinze faßten ihr Urteil (18. Oktober 1882) in die Worte zusammen: „Die Arbeit ist zunächst populär geschrieben. Sodann ist die geforderte Widerlegung des Materialismus in feiner und gründlicher Weise durchgeführt. Ferner hat der Verfasser auch die beiden in 2) und 3) des Preisausschreibens gestellten Aufgaben in zweckentsprechender Weise gelöst. Er hält seine Schrift trotz mancher leicht bemerkbarer Abweichungen von Kant doch im Geiste Kants -- eine populäre Darstellung der reinen Kantischen Lehre ohne alle Umformungen ist vielleicht ein Ding der Unmöglichkeit, sicher für die Gegenwart nicht mehr angebracht. — Der Verfasser hat aber wenigstens alles, was er bringt, genau und fein durchdacht und trägt es in wohlüberlegter Weise vor. Wir halten hiernach ohne Bedenken diese Arbeit für würdig, mit dem Preise gekrönt zu werden.“

*

Der gekrönte Gelehrte ist jedoch nur ein Teil der Persönlichkeit unseres Dichterdenkers. Im Fühlen erst ist der Mensch bei sich selbst daheim. Und auf diesem Boden gilt das alte Gesetz der „geschlossenen Hauswirtschaft"; es wird alles innerhalb der eignen vier Wände geboren und erzeugt. Wohl geht unser Herz auf Reisen, wenn das Wissen es beflügelt und befähigt, über entlegene Ländereien der Wirklichkeitsgeschichte zu schweifen; aber die Flamme des eigenen Fühlens erlischt dabei nicht; sie wird nur genährt und gesteigert durch das gegenständliche Verständnis, durch die zunehmende Fernen-Eroberung im Gefühle. — Wir bekommen einen ahnungsvollen Begriff von den noch ungehobenen Schätzen der Zukunft, wenn wir dieses Denkers Dichten und Trachten wahrnehmen. Da, wo sein ganzes Sinnen auf Wissenschaft gerichtet ist, verschmäht er alle lockende Ablenkung, er dient seinem Werke in ernster Zusammenfassung aller geistigen Kräfte und beachtet in der Wiedergabe der Gedanken scharf und rein die Grade der Gewißheit, wie es einer zarten Wahrheitsliebe so wohl ansteht. Er weiß: auf dem Wege des Verstandes ist das die vorgezeichnete Bahn. Es gibt keine Seitenpfade durch das Gestrüpp, sondern nur diese „königliche Straße" der geraden, klaren und deutlichen Einsicht. — Will man solche Gesinnung Vernunftglauben nennen, so gehörte Laßwitz zu diesem gläubigen Orden und verblieb bei ihm. Ein Hauch der köstlichen Frische und Sachlichkeit, die allenthalben der echten Forschung eignet, scheint auch seine heitere Stirn

zu umspielen. Ja, alle verdrängte Gestaltungslust der freien Einbildung erhielt bei ihm durch die Eindämmung eine eigene Förderung. Es entstand dadurch umso kräftiger, bündiger und seelenvoller etwas Neues. „Wohl sind Kunstwerke denkbar", hat einmal Joseph Petzoldt (Das Weltproblem S. 18) geschrieben, „— und vielleicht werden sie einst auch wirklich sein —, die den gründlichsten Einblick in wissenschaftliche Errungenschaften und sogar in den Betrieb einer besonderen Wissenschaft und Technik voraussetzen." — Die Dichtungen von Kurd Laßwitz tragen dieses Gepräge.

Mit Jules Verne ist er des öftern verglichen worden, gelegentlich mit einem Anflug von Verachtung für den leichtschaffenden Franzosen, der sich etwas harmlos naturmenschenhaft neben dem gebildeten Erkenntnisjünger Kants ausnehmen mag. Indessen die Mannigfaltigkeit im Lande des Schönen gestattet das Gedeihen vieler Schönheiten nebeneinander. Wie Karl Grunert, der begabte Laßwitz-Nachfolger, und viele andere Dichter der reichen Einbildungskraft, trägt doch auch Verne in einer heilsamen Weise dazu bei, den plattgetretenen Boden des Alltäglichen unter unsern Füßen aufzulockern und uns zu veranlassen, unsere Stellung im Weltall einmal als eine unter unzähligen anderen Möglichkeiten aufzufassen. Der erfreuende Reiz, den die Muse von Laßwitz ausübt, würde in einer „Spektralanalyse" ohne Zweifel diese gleichen Linien aufweisen. Und es drückt sich die innige Fühlung, die der Gelehrte und Dichterphilosoph — für Fechner

möchte ungefähr das Gleiche gelten — mit den Wirklichkeiten der Umwelt genommen, hauptsächlich darin aus, daß uns die von ihm gestalteten Bilder vielfach nicht nur unterhalten, fesseln und erfreuen, sondern noch einen nachhaltigen Drang nach Verwirklichung gleich einem Stachel der Sehnsucht in der Seele zurücklassen. Durch das längere und eindringliche Hinsehen auf Gegenstände der wirklichen Erfahrung und durch das beharrliche Erarbeiten und Erfassen ihrer inneren Form hat sein Gemüt anscheinend die Gabe gewonnen, auch die leichtgebauten Phantasieerzeugnisse mit eigentümlich nachwirkenden Kräften auszustatten. Es ist, als ob der Verstandesacker, der zuvor wissenschaftliche Folgerichtigkeiten trug, auch den auf ihm in der dichterischen Feldbestellung angebauten Bodenfrüchten noch einen Nachgeschmack und einen feinen Duft der Beschäftigung mit Mathematik mitgegeben hätte — einen Zauber diamantener Unzerbrechlichkeit. Und in Gedankengängen der Mathematik, Physik und Erkenntnislehre wurzelt denn auch so manches, was seine Traumkunst bietet.

In dem kleinen Büchlein „Natur und Mensch" lesen wir (S. 92 ff.) einiges von der ohne Schranken über die Erfahrung hinausgeführten Abstufbarkeit unserer menschlichen von der unerforschlichen Gottheit verliehenen Fähigkeit, Sinneseindrücke aufzunehmen. Das, was uns jetzt in Raum und Zeit erscheint, würde sich bei einer anderen Einstellung unserer Sinne zu den Dingen sehr abweichend ausnehmen. Vieles oder alles vielleicht, was wir jetzt erblicken, würde unsichtbar

bleiben, und uns neue ungeahnte, jedoch wirkliche Vorgänge würden sich vor uns abspielen. Laßwitz führt diesen auch sonst schon berührten Gedanken in einigen anschaulichen Beispielen vor Augen.

„Auf der Seifenblase" heißt die 1887 geschriebene Erzählung, die den Band „Seifenblasen" (1901) eröffnet. Es ist fesselnd an diesem Beispiele zu beobachten, wie hier aus einer Überlegung des Denkers für den Dichter die Gelegenheit zu Spiel und Kunst hervorsprang.

Mit wenigen Strichen wird uns Onkel Wendel hingezeichnet. Er hat bald unser Herz gewonnen. Es ist ein Gelehrter, dessen überragender Verstand das Außerordentlichste mühelos zuwege bringt, eine Art Lionardo da Vinci.

Dermaßen vortrefflich geschrieben ist diese kleine Novelle — Novelle im echten, alten Sinne des Wortes — daß man an Schriftsteller wie besonders Voltaire, oder an den Verfasser von Gullivers Reisen erinnert wird. Es ist auch Wahrheit, die, wie Aristoteles es anziehend von der Dichtung aussagt, philosophischer ist als die Wirklichkeitswiedergabe des Geschichtsschreibers; es ist jene Wahrheit, die, wie Wilhelm Wundt es bei gewissen Beispielen der Raumphantasie ausführt, wirklicher scheint als das leidend erhaltene Bild der äußeren Wirklichkeit, weil uns ihre Bildung aufgegeben wird und wir dabei die gegebenen Bedingungen in Andacht vernehmen.

Onkel Wendel, der Held der Seifenblasengeschichte,

erscheint im Besitze von Kenntnissen, die das Maß der von seinen Zeitgenossen erreichten Kenntnisse derartig übersteigen, daß es allerdings gar keine Brücke zu geben scheint, die vom Standpunkte des gegenwärtigen Wissens aus zu den Errungenschaften dieses vorgerückten Sterblichen hinüberführt. Die ganze kleine Erzählung beleuchtet nun dieses Verhältnis. Es handelt sich um die Verständnislosigkeit einer mit allen ihr verfügbaren Mitteln ausgerüsteten wissenschaftlichen Weltanschauung gegenüber einer anderen Weltanschauung, deren Überlegenheit in erster Linie auf dem Umstande beruht, daß ihr tatsächlich Mittel zur Verfügung gestanden haben, von denen sich die erste nichts hat träumen lassen können. An einem scherzhaft vorgetragenen Beispiele wird dieser eigenartig fast ans Trübselige streifende und doch wiederum — man denke an die sogenannte „Torheit" des Kreuzes — besonders trostestiefe und verheißungsvolle Gedanke zur Darstellung gebracht.

Es wird erleuchtend dargetan, daß das völlig Unbekannte in der Unendlichkeit des Wirklichen unsern Wissensdünkel zügeln muß.

Onkel Wendel nämlich hat eine Erfindung gemacht, die es dem Menschen ermöglicht, seine Erscheinungsweise in Raum und Zeit beliebig zu verkleinern, so daß mithin für ihn in dem winzigen Bruchteil einer Sekunde sich eine schier unbegrenzte Fülle von Erlebnissen abspielen kann und er in einem sozusagen unsichtbaren Schaumpünktchen der Seifenblase schier unermeßlich weite Weltsysteme zu bewundern findet. Geist-

voll sind die rechnerischen Ansätze dieser tollkühnen Anschauungseinstellung von Laßwitz beachtet. Er scheint wirklich an einer Stelle geheimnisvoll die Schwelle zu finden, um ins Kleine hinein zu verschwinden. Auf einer Seifenblase erleben Onkel Wendel und der von ihm in die Geheimnisse der Kleinwelt mitgenommene Fahrgast abenteuerliche Schicksale. Onkel Wendel bleibt seinem Wesen treu. Er warnt davor, den Mitgeschöpfen des neu betretenen Geländes Wahrheiten zu offenbaren, die nicht geglaubt werden, weil sie die Fassungskraft der betreffenden Hörer übersteigen. Als nun der Begleiter aber doch mit seinen Mitteilungen nicht zurückhalten kann und sich und den Onkel dadurch in große Ungelegenheiten bringt, da kann allein die Rückkehr in die verlassenen irdischen Erfahrungsverhältnisse wieder heraushelfen, und wie eine Seifenblase zerplatzt zuguterletzt das traumhafte Erlebnis.

Wir haben etwas vor uns, das auch spöttisch schillert, nicht so stark wie die Pfahldorfgeschichte in Vischers „Auch Einer", aber doch unverkennbar.

Wundersame geistreiche Zwie- und Wechselgespräche läßt Laßwitz bisweilen vernehmen, lieblich und anmutig, aber auch scharfsinnig und in blitzender Schlagkraft, daß wir an die Leistungen der feinen französischen Meister des 17. und 18. Jahrhunderts dabei denken könnten.

*

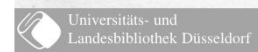
Im Jahre 1896 eröffnete Laßwitz die Frommannsche Sammlung der Klassiker der Philosophie (heraus-

gegeben von Falckenberg) mit der Lebensbeschreibung von Gustav Theodor Fechner. Das Gestirn Fechners ist in einem langsamen, aber unaufhaltsamen Aufsteigen begriffen. Ich möchte den Glanz seiner Leistungen mit dem Feuer eines Leuchtturmlichtes vergleichen. In der Nähe wirkt es nicht viel stärker als die benachbarten Lichter. Entfernt man sich aber von dem Leuchtturm, so erblassen nach und nach alle die übrigen Lichter, die vorher strahlten. Nur das Licht des Leuchtturms entfaltet sich zu stärkerer und stärkerer Leuchtkraft, bis schließlich überhaupt nur sein Licht allein noch leuchtet und alle anderen ihren Glanz verloren haben.

Die Werke Fechners feierten eine Art Auferstehung Jahrzehnte nach ihrem ersten Erscheinen. Wilhelm Wundt, Friedrich Ratzel, Friedrich Paulsen, Bruno Wille, Wilhelm Bölsche, Eduard Spranger und viele andere haben gründlich dafür gesorgt, daß Fechner zu Ehren gelange.

Eine Würdigung, die in Gelehrtenkreisen beginnt, mag vielleicht lange Zeit in der breiteren Masse der Leser unbeachtet bleiben. Dringen aber die Voraussetzungen, die die Empfänglichkeit zunächst im engern Kreise vorbereiteten, weiter in die Ferne, so wird damit auch die Reife verbreitet, Fechners Schriften die Genußfähigkeit entgegenzubringen, deren sie zur rechten Wirkung bedürfen. Dies wird geschehen, wenn wissenschaftliche Bildung noch weiter zum Gemeingute werden wird.

*



Zu seinem eigenen guten Rufe in weitesten Kreisen ist Laßwitz, wie bereits eingangs erwähnt, hauptsächlich durch seinen im Jahre 1897 erschienenen Roman „Auf zwei Planeten" gelangt. Dieser Roman ist dasjenige Werk seines schaffensfrohen Lebens, das am meisten durch Stoff und Behandlungsweise die zeitgenössischen Leser ergötzt und unterhalten hat. Es begeistert die Jugend, speist sie mit natürlichen und gesunden Wünschen, es ist geistiges Brot und Labsal für die der Auffrischung bedürftigen Seelen der im Räderwerke der Alltagspflichten sich ermüdenden Alten. Ihnen allen schenkt es Erhebung über die gewöhnliche Blickebene und nicht nur Belustigung, wie ein gefälliges Taktmaß, das die Nerven der Ermüdeten vorübergehend aufreizt, sondern tiefer ins Innere dringend etwas einprägsam Erbauliches. Es bleibt daher im Gedächtnis haften und wirkt fort und fort im Gemüte des dankbaren Lesers.

Die Handlung ist lichtvoll einfach. Es wird die Zusammenkunft der einer höheren Entwicklungsstufe angehörigen Bewohner eines anderen Planeten mit den menschlichen Erdbewohnern geschildert. Die Kinder des „Nu", — so wird (wohl mit beabsichtigtem Anklang an das griechische Wort für Geist) der fremde Planet Mars genannt — sind uns Bewohnern der „Ba" ungemein überlegen. Sie haben es daher verstanden, sich der Schwerkraft willkürlich zu entziehen und auf diese Weise ihren Planeten zu verlassen. Mit ihren Raumschiffen fahren sie, alle astronomischen Kräfteverhältnisse klug

benutzend, durch das Sonnenreich. Sie erreichen die Erde an den Polen und gründen daselbst sinnreich eingerichtete Bahnhöfe für ihren Verkehr von Stern zu Stern.

Werden vom Leser diese ungeheuerlichen, aber durch die Gewandtheit des Verfassers annehmbar gemachten Voraussetzungen einmal zugestanden, so bieten die anderen Dinge, die uns aufgetischt werden, keine erheblichen Schwierigkeiten. Die Verhältnisse auf dem Nu lassen sich auffassen als ein ferner Zukunftstraum der Menschheit. In dieser Beziehung hätten wir daher hier eine Fortsetzung jener ersten „Bilder aus der Zukunft", die sich ja schon mit ähnlichen Fragen befaßten.

Wie sehr aber hat sich seit jenen Erstlingsschriften der Vortrag und die Kunst des Erzählers vervollkommnet! Verschwunden ist jene Unsicherheit, die an dem bedenklichen Schwanken etwa noch die innere Unreife fühlen ließ. Von diesem Wechsel des Tones ist hier nichts zu spüren. Alles wird mit der gleichen Ruhe in spannender Erzählung dargeboten. Und wie funkelt es allenthalben von feinen, geistreichen Einfällen!

Die Handlung beginnt damit, daß eine wissenschaftliche Nordpolgesellschaft im Luftschiff hart am Ziele ihrer Wünsche verunglückt. Der Leiter verschwindet zunächst spurlos. Die beiden anderen Insassen des Luftschiffes werden von den geheimnisvollen Übermenschen, die sich am Nordpole angesiedelt haben, gerettet. Wie sie in der fremden Umgebung zum ersten Male die

Augen aufschlagen und sich Rechenschaft darüber zu geben suchen, wo sie sich befinden, und wem sie eigentlich in die Hände gefallen sind, ist mit reizenden Farben geschildert. Es liegt über diesem Anfang des Romans ein eigener Zauber. So etwas wie tief Atem holende Genesungsstimmung teilt sich dem Leser mit. Die Befreiung von drückenden Nebeln, die die Welt verhüllen, wird als Wohltat empfunden.

Die starke Lust an der fesselnden Erzählung, deren kunstvollen Aufbau hier des näheren zu entwickeln nicht am Platze ist, wird noch gesteigert durch die reine Heiterkeit, die die sittliche Gesinnungszartheit aus der Tiefe des Herzens in den Stoff hineingetragen hat. Diese irdischen Gelehrten einerseits und die höheren Sternbewohner auf der andern Seite geben Gelegenheit zu einer Fülle anziehender Gegensätze. Es wechseln komische Zwischenfälle mit Zerwürfnissen und edel geformten Lösungen, und so bleibt das eigentlich Dichterische, Rührende und Ergreifende nicht aus in dem durch seine Seltsamkeit zunächst hierin fast gefährdet scheinenden Roman. Denn das Gewaltige, das in dem bedeutungsvollen Ereignisse der Berührung von Erdbewohnern mit den Bewohnern eines andern Planeten liegt, erfährt somit eine Linderung und Dämpfung. Wohl fehlt nicht die blitzende Farbe der Aufregung über das Gewaltige, es liegt ja unvermeidlich in der Wahl des Stoffes und ist nicht zu entbehren. Wohl regiert über weite Strecken hin auch das geradezu Lustige und Ergötzende, und die Summe der vielen kleinen aus scharfsinniger

Überlegung gewonnenen wirklichkeitsgetreuen Züge zur Schilderung der andersartigen Erscheinungsgebilde wirkt anregend belehrend, ja bisweilen ganz schlicht vergnüglich, wie das bei guter Jugendlesekost der Fall ist. Aber es steckt, im Ganzen genommen, doch Größeres dahinter. Die bildende Traumkraft, mit der die Arbeit geschaffen wurde, kräuselt nicht nur die sichtbare Oberfläche, es geht eine Woge tieferen Empfindens durch das Werk.

Daher hat dieses Buch Erfolg bei den verschiedensten Altersstufen und Leserklassen. Eine jede nimmt sich daraus, was ihr gemäß ist. In der Kunstform des Romans, wie sie die Prosaerzählung unserer Zeit ausgebildet hat, wird dem Leser ein Inhalt geboten, der geeignet ist, den flüchtigen Genuß der ersten Aufnahme lange zu überleben, und der sich eine bleibende Stätte schafft im dankbaren Gedächtnis. — Als sich der ausgezeichnete Astronom Professor Seliger in einem Vortrage über die Probleme der deutschen Astronomie 1913 in Wien ablehnend über die pseudowissenschaftlichen Marsphantasien aussprach, nahm er das jenseits der Wissenschaft aufgeblühte Kunstwerk von Laßwitz ausdrücklich aus. Ja, er erklärte, daß es ihn sogar mit den übrigen Phantasien versöhne; denn diese phantasie- und gedankenreiche Dichtung habe schon vielen Genuß bereitet und werde weiterhin Genuß bereiten.

*

Im Jahre 1900 erschien der erste Band der „Beiträge zum Weltverständnis" unter dem Titel „Wirklichkeiten". (Spätere Auflagen 1903 und 1908.)

Acht Jahre später ließ der Philosoph diesem Bande eine zweite kleine Sammlung: „Seelen und Ziele" folgen. An diese gehaltvollen Schriften lassen sich noch die Vorträge „Religion und Naturwissenschaft" sowie „Was ist Kultur?" und — neuerdings als wertvoller Auszug der „Wirklichkeiten" — „Religion, weil Liebe es will" anreihen.

Hervorgegangen sind diese Arbeiten meist aus Zeitschriftaufsätzen, die der Gothaer Professor gelegentlich als Lebenszeichen in die Welt sandte. So reicht der in den „Wirklichkeiten" verarbeitete, zuerst in Zeitungen veröffentlichte Stoff nachweisbar bis in das Jahr 1883 zurück. Die Bearbeitung im Sammelbande beschränkte sich dann aber keineswegs auf eine bloße Wiedergabe des dereinst Gesagten in anderer Verteilung und Ordnung. Es ist alles umgeschmolzen zu einer neuen Einheit. Auch wo dieselben Gedanken in verschiedener Beleuchtung nacheinander behandelt werden, erscheint das berechtigt. Man muß dem Verfasser Dank dafür wissen, daß er den Weg zu hohen Ergebnissen, ohne den Reiz des Erringenlassens aufzugeben, der beschwerlichen Steilheit so wohl zu berauben verstand. Oft hat er auch (wie z. B. bei Semons „Mneme") Lust zu genauerer Vertiefung zu erwecken gewußt.

Wie seinem schlesischen Landsmann Gustav Freytag, der, in der Nähe von Gotha, von Siebleben aus, einige Jahrzehnte früher, als Gelehrter, Zeitungsschreiber und Dichter, den Ehrentitel eines „praeceptor Germaniae" erwerben konnte, war es auch Kurd Laß-

witz beschieden, die Fruchtbarkeit eines wohlbestellten Ackers auf eine vorbildliche Weise darzutun. Es mutet als ein verwandtes Verhältnis an, wenn wir vergleichen, wie sich die dichterischen Gestaltungen der Phantasie bei ihnen beiden zu dem diese Gestaltungen tragenden Boden wissenschaftlicher Vorarbeit, die zugleich schon einen eignen Wert in sich selber trägt, verhalten. Die unübertrefflichen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" sind etwas Kostbares an und für sich, auch wenn ihr Verfasser niemals auf ihrem Grunde noch das Nationalepos der „Ahnen" errichtet hätte. Auch das Präludium sauberer Gedankenarbeit, das in den philosophischen Schriften von Kurd Laßwitz erklingt, bedürfte nicht einer darüber hingelegten freien Melodie, um als selbständiges Werk zu gelten.

Ein unvergleichlicher Reiz wie des Daseins überhaupt, so des künstlerischen wie wissenschaftlichen Lebens liegt wohl darin, daß es nach ewigen Gesetzen zugleich ein eigenes und gleichsam fremdes Leben ist; einerseits unterschieden von allem früheren und allem späteren Dasein eine in sich einzige, nicht wiederkehrende Folge und Gesamtheit von Stimmungen und Gefühlen; andererseits scheinen doch die ausdrückbaren Erkenntnisse über diese geschichtliche Einmaligkeit des Daseins geheimnisvoll hinauszuragen, und wer als Forscher tätig ist oder als Künstler gestaltet, sucht für die Zukunft zu schaffen, sucht von Flügeln der Gnade beschwingt aus dem vergänglichen Erlebnisstoffe, der ihm gewährt ist, für das weiterflutende Leben zu sammeln und zu

geben, für die Nächsten, für die Ferneren, für die Menschheit und in der Liebe ewig weiter. Diese, wie man sagen mag, überzeitlichen Ziele adeln die Seelen; doch aller Adel der Arbeit wäre unmöglich ohne die Gnade, die schon in jedem Atemzuge dem Arbeitenden ewig schenkt, was er sich nie zu erarbeiten vermöchte.

Laßwitz hat uns bestätigt, wie man als Kind seiner Zeit von alten Erkenntnissen und Erlebnisformen zu lernen vermag und doch selbst wieder etwas Neues durch die Persönlichkeit in sich an das Alte heranbringt.

„Der fortgeschrittene Mensch trägt auf erhob'nen Schwingen
Dankbar die Kunst mit sich . . . . ."

Schiller sagt dies in seinen „Künstlern" und schildert in seinen flammenden Versen, wie neue Schönheitswelten aus der Natur hervorspringen, wo die dem Wissen gestellten Schranken nach und nach fallen. —

Am Schlusse seiner „Wirklichkeiten" (S. 441), als er über Zukunftsträume sich vernehmen läßt, hat uns Laßwitz ein bezeichnendes Bekenntnis abgelegt, das uns die Art seines Fühlens der Geschichte gegenüber enthüllen kann. Die Geschichte der Staaten, sagt er, sei ihm als ein Gewirr von Grausamkeit und Selbstsucht, Ränkespiel und Elend erschienen, aus dem nur die edlen Helden des Gedankens hervorleuchteten. Aber die Großtaten, die dem Menschen in der Beherrschung der gegebenen Gewalten und Widerstände gelungen sind, stehen seinem Herzen nahe. Nicht die Kriegstaten der von der Dichtkunst oft verherrlichten Sieger, sondern

diese Fortschritte in der Ausbreitung des sittlichen Machtbereiches der Menschen über die Natur erfüllen ihn, auch in ihren schlichten Zeugnissen, mit Begeisterung. Und so oft er, am Bahngeleise stehend, den Zug an sich vorüberdonnern fühlt, überkommt ihn „jenes Gefühl des Erhabenen, des Übergewaltigen, des Unnahbaren einer Unendlichkeit, die uns dennoch gehört, ein Gefühl, wie es sonst nur die Natur zu geben vermag, wenn wir auf die Eiswüsten der Gletscher hinabblicken oder hinauf zum gestirnten Himmel über uns, den trotz seiner Ätherfernen der Menschengeist umfaßt." So seien ihm „erträumte technische Fortschritte der Zukunft ein unendliches Gebiet, reine ästhetische Freude zu genießen in dem Bewußtsein, daß die ewige Freiheit der Vernunft siegreich schreitet über den Zwang der Natur und ihre Geistessonne hell hineinleuchtet in das Dunkel beschränkter Enge unseres Tuns."

*

In dieser Seelentimmung heraus, von der etwas in den Dichtungen der Zeitgenossen wohl allenthalben zu klingen scheint, hat Laßwitz eigentlich alles geschrieben, was sich nun noch vor uns ausbreitet, jene seltsame kleine und anmutige „Aeneis" der Menschheit: „Homchen" (1902), die „Traumkristalle", die den zweiten Band der Sammlung: „Nie und immer" bilden, den tiefsinnig holden Wolkenroman „Aspira" und endlich seinen Schwanengesang, das ins Überirdische weisende Trostbuch „Sternentau".

Die „Aeneis der Menschheit" läßt sich das erstge-

nannte Buch heißen. Doch unser Vergil des Darwinismus schrieb keinem Augustus und römischen Weltreiche die Ahnengeschichte auf den Leib, sondern suchte in einer heiteren und lichtvollen Weise darzustellen, wie in ferner Urzeit das Wesen litt und lebte, das die Menschheitszukunft in seinem zierlichen Gliederbau besaß, ein Mittelding zwischen gewöhnlichem Beuteltierchen und höherem Bewußtseinswesen, ein Pfadfinder und Bahnbrecher, vor ungezählten vorgeschichtlichen Jahrhunderten. Man kann dabei auch an das hübsche, sinnige Märchen Andersens denken, von der Kröte mit dem Edelstein im Kopfe. Der Zukunftsedelstein, den der unansehnliche, doch über seine Widersacher schließlich siegreiche Ahne der Menschheit im Kopf und Herzen unsichtbar trug, war die Fähigkeit, Widerstände nicht zu fliehen, sondern sie zu überwinden, notwendige Schwierigkeiten der Aufgabe nicht links liegen zu lassen, sondern in ihnen gerade die besonderen Schicksalsgaben zu erblicken, die geheimnisvoll aufwärts führen, wenn sie richtig behandelt werden. Wer sterben kann, lautet ein alter Spruch, der kann nicht gezwungen werden. Diesem Heldentum gegenüber gibt es jedoch auch noch eine andere trostvollere Weisheit: Wer die Fähigkeit besäße, sich von allen Zwangsgewalten des Schicksals richtig erziehen, lenken und leiten zu lassen, wäre unsterblich, würde niemals der Vernichtung anheimfallen, sondern immerdar aus einem Licht in ein neues gelangen. —

Zwischen Witz und anderen guten Mächten, die noch

Tieferes bedeuten, schweben die Erzählungen. „Aspira“ konnte dann als die schönste Perle gelten, wäre nicht noch „Sternentau“ gefolgt, ein Werk, das bei Laßwitz wohl eine letzte Steigerung dieser Kunst erkennen läßt.

In „Aspira“ galt es, mit einer Geistesrichtung abzurechnen, die auf dem Wege der inneren Offenbarung und Anschauung zu erhaschen hofft, was, wie der Lehrling des kritischen Idealismus meint, nur auf dem Wege strenger Verstandesarbeit zu erringen ist.

In der Erzählung „Sternentau“ kehrt Laßwitz noch einmal, ausgereift und vollendet, zu allen Träumen seines Denkerlebens zurück, läßt noch einmal eine andersartige Wirklichkeit vor uns lebendig werden, aber die Andersartigkeit hat noch unsagbar zugenommen.

Von hier aus zurückgesehen erscheint die ältere Sternengeschichte beinahe äußerlich in ihrer Betonung von Kunsterrungenschaften und Bildungsergebnissen, obwohl da doch auch schon reichlich Höheres miteingeflossen war.

Aber hier im „Sternentau“ ist das Herz, wohl namentlich von Fechners Ideen beflügelt, tiefer und tiefer in die blauen Weltwunder hineingeflogen.

Mit einer Kühnheit und Schärfe, die nur durch das frevellos fromme Gefühl, das alles durchwaltet, zum Dichterischen gerettet werden kann, baut der Dichter ein Weltgebäude auf ganz neuen Voraussetzungen auf, zu denen ihm offenbar eine langjährige eingehende Beschäftigung mit lebenswissenschaftlichen Forschungen, na-

mentlich auch der Pflanzenkunde, die Anregungen eingeflößt hat.

Die Vorliebe für eine von den Bedingungen der Gegenwartswirklichkeiten weit abliegende Grundlegung des Schauplatzes der Handlung hat bei dem Dichter eher zu- als abgenommen. Geschickt gebraucht er das Kunstmittel der Gegensätze. Aber im Unterschiede zu seinem Landsmann Gustav Freytag (der sich gut hierauf verstand) nimmt Laßwitz zu der Einbildungskraft als schöpferischer Urgewalt eine vertrauensvoller befreundete Stellung ein als der vor ihren Gefahren gern warnende „Hausfreund des deutschen Volkes". Laßwitz sucht dabei auch das Seltsame anschaulich als wirklich zu schildern. Durch besinnliche Gedankenarbeit ist er über die Beschränktheit hinaus, in den zunächst gegebenen Verhältnissen fest zu haften. —

Es gibt eine Scherzerzählung von der Verabredung zweier Freunde, einander auch nach dem Tode des früher Sterbenden von ihren jeweiligen Zuständen Nachricht zukommen lassen zu wollen. Da sei denn wirklich eines Tages der eine, der zuerst starb, dem Überlebenden im Traum erschienen und habe auf Befragen über die Dinge des Jenseits lateinisch geantwortet:

„Aliter, totaliter aliter! —"

Weiter kam nichts über die Lippen der Spukgestalt.

Also anders, gänzlich anders, als man sich es vorgestellt hätte, sei es im Jenseits. —

Etwas ähnliches dürfte schon für das Diesseits gelten,

wenn man im Kleinen oder Großen ins Ferne hinausfährt.

Es wird anders in der Welt mit allem, was geschieht. Besser, so wollen wir glauben, da wir unseren zielstrebig veranlagten Sinn nicht für ein Zufallserzeugnis halten, sondern tief im Einklange mit den waltenden Gesetzen der Natur, oder richtiger noch, weil ahnungstiefer: der allgütigen Gottheit überhaupt. Ist doch das Andere, das das Bessere (Telos) ist, uns durch die „Vernunft", in dem Vernehmen der sachlichen Gesetze der Weltlage, im voraus angedeutet und anbefohlen. Aber unsere Blicke reichen allerdings nicht allzu weit in die Ferne. —

Als ich das erste Mal, um Kurd Laßwitz zu besuchen, nach Gotha fuhr, mußte ich, wie ich die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg, an die Gestaltungen seines Romans „Auf zwei Planeten" denken. Ich glaubte das Wirkliche in einem ganz neuen Lichte, das sein Phantasietraum angezündet hatte, zu sehen. Es war gleichsam die Decke der stumpfen Gewohnheit weggezogen von den Dingen, und sie leuchteten, sie strahlten verjüngt, „wie am ersten Tag", nämlich in ihrer Herkunft aus der unbegreiflichen Tiefe des unendlichen Gottesgrundes.

Laßwitz hat uns die Binde oftmals von den Augen gezogen, die uns das Alltägliche so gleichmütig als alltäglich, als nichtssagend selbstverständlich erscheinen ließ. Er hat uns die Welt in ihrer frischen Lenzesschönheit

enthüllt. Wir lernten von ihm das ewige große Wunder des Wirklichen andächtiger verehren.

In „Homchen" wurde der Schleier von ferner Erdvergangenheit zurückgezogen. Der Dichter erfand sich eine Sprache, um, in lieblicher Verwirrung von Ernst und Scherz, die stummen Vorweltzeugen uns ihre Rätsel erraten zu lassen. Er lieh Pflanzen und Tiere diese Gabe, sich uns in ihrem seelischen Innern zu offenbaren, ja er griff bis zu den Wolken hinauf, und Berge und Felsen mußten sich uns, auf sein Geheiß, poetisch öffnen. In „Aspira", der Wolkenprinzessin, erreicht seine Dichtkunst eine zuvor noch nicht begrüßte Schönheit.

Dann aber, als sei dies noch nicht genug in der Vollendung des Leitsatzes „aliter, totaliter aliter" ward uns in „Sternentau" noch einmal eine völlig neue Welt aufgetan. Die Pflanze vom Neptunsmonde ist auf die Erde gefallen, naturgeschichtlich nach unantastbaren und unangetasteten Gesetzen. Aber was sie nun auf unserer Erde erlebt, und was mit ihr und den Ihren die Kinder dieser Erde erleben, das muß man von der starken Gestaltungsfreude des Dichters hinnehmen als eine wundersame Erzählung. —

Dies war die letzte Dichtung von Kurd Laßwitz. Am 17. Oktober 1910 ist er den Folgen einer Blinddarmentzündung erlegen.

Unter den ewigen Geheimnissen, die das Menschenleben allenthalben tragen und umschweben, wird wohl keines tiefer, keines erschütternder durchfühlt und durchlitten als das Geheimnis des Sterbens und des Liebens.

Die Kunst des Altertums bildete den Gott der Liebe mit Pfeil und Bogen, sie stellte den Gott des ehelichen Bundes mit erhobener Fackel dar und hat — recht in sinnvollem Gegensatze dazu — dem Genius des Todes eine gesenkte Fackel in die Hand gegeben. Gleich dem kleinen Liebesgott war der todbringende Apollon mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, auch die frauentötende Schwester Artemis barg die Todespfeile in ihrem Köcher. Zur Hochzeit, zur Zeit der Liebeswonne, erhebt wohl der Genius die leuchtende Freudenfackel, aber er senkt sie, wenn die irdische Sonne für einen von uns untergeht; denn für den Hinterbliebenen scheint alsbald dann die freudenverfinsternde Nacht hereinzubrechen.

Nun ist bisweilen darauf hingewiesen worden, daß wir die Welt, wo immer wir sie gefühlvoll erleben und dichterisch widerspiegeln, eigentlich stets unter dem Einflusse eines dieser beiden Daseinsgeheimnisse, des Todes oder der Liebe, erblicken. Im Scheine glücklicher Liebe werden wir des Lebens so froh, daß wir nicht nach den letzten Gründen weiter fragen, auch nicht nach der Zukunft ängstlich Ausschau halten. Die unglückliche Liebe freilich, bei der wir uns zur Entsagung hinsichtlich eines heißbegehrten Glückes durchzuringen haben, erfüllt den Menschen in gleicher Weise wie der Genius, der die gesenkte Fackel trägt, mit allen Leiden des Lebensabschieds.

Für Kurd Laßwitz ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, das hochzeitliche Lebensbild in der Märchenkunst vor allem deutlich. Das große Gestirn, das den Tag

regiert, die Liebessonne, läßt all die duftigen Blumen aufkeimen, die Phantasieblüten, deren Glanz und Zauber unser Herz gefangen nehmen.

In der Liebe wird der stärkste Gegensatz zum Tode gefunden, aber auch ein verwandtes Antlitz enthüllt. Sie ist das Leben in seinem lebensvollsten Höhepunkte: zünden sich doch da zwei Flammen geheimnistief zur Geburt eines neuen Lebensflämmleins an. Nur die körperliche Vereinigung erreicht das körperliche Ereignis dieser Neuschaffung, aber während sich für die Tier- und Pflanzenwelt um uns im Reiche des Körperlichen der Liebesvollzug nahezu völlig zu erschöpfen scheint, ist es den Menschen gegeben und aufgegeben, dies natürliche Verhältnis mit den höchsten Gedanken und willensstärksten Taten zu adeln, zu heiligen und zu befestigen. Und auch der Tod und das Vergehen in der Vergessenheit wird gern mit holden Hoffnungsgirlanden überzogen, damit kein Blick die schmerzensvollste Finsternis gewahr wird. Ja, sie wird nicht nur verhüllt durch Trostredensarten, sondern im Glauben wird die schwarze Decke weggezogen, wird, nach seligkeitsheischendem Sehnsuchtsdrange, selbst Kreuz und Sterben — die Heiligen lehren es uns — noch beseligend entlarvt als ewige wahre Gottesliebe. —

Als die Schüler und Freunde des edlen Denkers und liebenswürdigen Menschen von dem Hinscheiden ihres teuren Meisters hörten, bemächtigte sich ihrer zunächst die Trauer. Unter dem Eindruck der Todesnachricht hieß es, daß die Seele das herbe Leidgefühl wohl ge-

flissentlich bisweilen fest halte, daß der Schmerzbetroffene mit einer Art finsteren Aberglaubens sich von allen freundlichen Boten der Außenwelt, wenn sie an die Pforte klopfen, als ungebetenen Gästen abwende, damit das dem Toten geweihte wehmütige Erinnern nicht gestört werde. Ein richtiges Verhalten ist dies jedoch nicht, denn es ist abwärts ins Trübe und Verwirrende der Naturbeherrschtheit und gefühlshingegebenen Unselbständigkeit gerichtet. Wir sollten uns aufraffen und dem Genius mit der gesenkten Fackel den schlaffen Arm erheben helfen, daß wieder die Liebesflamme, das Aufwärts der rastlosen, unentwegten Liebe und Freude erstrahle. So ist es im besten Sinne unserer Verstorbenen, die ja auch nicht in Nichts verschwinden sollen, sondern mit ihrer ganzen Lebensarbeit unsterblich in die Zukunft weiterwirken.

Kurd Laßwitz hat eine Fülle hellen Lichtes auf all den mannigfaltigen, ins Unendliche weiterführenden Lebenspfaden, die er beschritt, hinterlassen. Und so ist es, als ob sich, während wir dieses Mannes gedenken, der Wolkenschleier über der Landschaft von selbst höbe und die Welt, durch die Augen seines Geistes erschaut, sonniger und schöner vor uns sich ausbreitete als zuvor.

„. . . Du weinest? — Sieh! Es lacht die Au!" . . .

Die Aue, die uns bei solchem Gedenken lacht, ist die wundertiefe Wirklichkeit, die Laßwitz mit drei Himmelsschlüsseln uns gleichsam erschlossen hat, als Forscher der Physik, als kritischer Jünger der Erkenntnislehre Kants und am Ende als Dichter.

Er war in einer großen Einzelwissenschaft, in der Physik, als Gelehrter zuhause. Über die Fortschritte der Atomistik veröffentlichte er kleine, wertvolle Beiträge zur systematischen und geschichtlichen Naturwissenschaft mit philologischer Schärfe und Feinheit.

Doch all das scheint nur an der Oberfläche seines persönlichen Schaffens zu liegen, wenn wir weiter sehen, wie tief sich in diesem Geiste der Drang nach philosophischer Genauigkeit regte. Mit dem Physiker Laßwitz ist der ganze Laßwitz durchaus nicht erschöpfend bezeichnet. Die Fragen, die ihn von früh an beschäftigten, waren Fragen der Methode überhaupt, sie waren großzügigster, durchgreifendster Natur, es waren die Fragen aller Wissenschaft im Ganzen, die Fragen der Philosophie.

Ein Liebender der Weisheit vor allem war Kurd Laßwitz, und so zog es ihn unwiderstehlich in den Bannkreis jenes Geistes, mit dem hadernd oder friedlich sich auseinanderzusetzen, nahezu als erste Pflicht eines Denkers, der geistig lebendig sein will, gelten kann. Die historischen Gedankenzusammenhänge des Kritizismus und der Atomistik vereinigten sich fruchtbar im Kopfe von Kurd Laßwitz. Wieviel Licht und Freudigkeit, wieviel heiter starkes Erfassen der wichtigsten Entdeckungserlebnisse des menschlichen Geistes steckt in den zwei Bänden der „Geschichte der Atomistik“! Soviel erreicht die Kunst des philosophischen Geschichtsschreibers, und viel wäre noch zu sagen von den liebeswürdigen, klugen und tiefsinnigen Weltanschauungsbüchern, die

uns der reife, abgeklärte Geist als harmonische Zusammenfassungen seiner Gedankenwelt später beschert hat.

Und doch auch der Philosoph Laßwitz ist der ganze Kurd Laßwitz noch nicht. Ein Persönlichstes bleibt noch übrig, schier undurchsichtig, und doch der Aufklärung in schönster Kraft und Fülle ein gefügiges Werkzeug. Mit dem Schlüssel der Einzelwissenschaft, mit dem Schlüssel der Wissenschaft überhaupt, war das Heiligste noch nicht zu öffnen, aber diesem Zauberschlüssel gelingt es.

Die Dichtung, nicht wild, wirklichkeitsfremd und reich an gefahrvollen Giften, sondern als Blüte eines unendlich geläuterten im Tiefsten reinen und besonnenen Gemütes zeitigte uns in ihm Früchte eigenartiger persönlicher Offenbarung.

*

In seinem schönsten Gedichte, im letzten Akte des Faust, hat Goethe den Aufstieg der menschlichen Seele zu reinerer und reinerer Seligkeit vielsagend geschildert. Der Pater ecstaticus vertritt auf dieser Reise die gleichsam unterste Stufe des Überirdischen: die Begeisterung. Der Pater profundus bezeichnet durch tiefe Liebe den nächsten erhabneren Zustand, und endlich der Pater seraphicus leitet zum Himmlischen in noch gesteigerter Erdenferne hinüber.

Ein Fortschritt aus dem Nahen und Äußeren zum Seelisch-Geistigen und Erhaben-Fernen Inneren, findet, soviel wir sehen, auch in der Folge der Hauptdichtungen von Laßwitz statt.

Diese Bewegung läßt sich verfolgen von den frühen Jugendarbeiten zu dem Romane „Auf zwei Planeten“ und von dieser Dichtung zu den letzten Arbeiten. „Auf zwei Planeten“ ist vielleicht nicht das beste Buch, das Kurd Laßwitz geschrieben hat, aber es enthält die Bestandteile, die ihm, wie ich glaube, die stärkste und glänzendste Fernwirkung des Erfolges noch lange sichern können. Es ist eine Robinsonade eigener Art und darin beinahe ein Jugendbuch, das sich mit Aussicht auf begeisterte Aufnahme an die Entwicklungsstufe des Menschenlebens am meisten wendet, auf der der Leser bei einem vorwaltenden, noch durch Gefühlserlebnisse wenig gehemmten und aufgehaltenen Verstandesleben sich am liebsten an Abenteuerliches halten möchte, wenn es nur begriffsfest, stichhaltig und folgerichtig vorgetragen wird. Eine glückliche Unverzagtheit lebt in dem Buche, eine gewisse frischwangige Knabenhaftigkeit, wie man sie etwa in Kirchengesängen aus dem besonderen Klange der Knabenstimmen, die so eigenartig hell von dem holden dunkleren Wohlklang der Frauenstimme sich unterscheiden, heraushören kann. Der Roman mag denn auch wohl ein Lieblingsbuch derer werden und bleiben, die sich in ihrem Gemüte viel von jener Stimmung des erwachenden Lebenstages bewahrt haben, jener Zeit, da die Knospe Wunder noch versprach und sich vor den Blicken der eben erst geöffneten Geistesaugen die Welt als reines Neuland auftat, das zu Entdeckungsfahrten reizte.

Anders verhält es sich mit den späteren Dichtungen.

Schon in „Aspira“ und stärker noch in „Sternentau“ ist das Lied lerchenjubelnder Zukunftsmusik, das den Planetenroman in kräftig klarer C-dur-Tonart durchklingt, zwar nicht verstummt, jedoch leiser geworden, abgedämpft und gleichsam wie in weitere Fernen hinausgetragen. Weichere und wehere Melodien lassen sich vernehmen, Irrungen und Wirrungen, Unrast und Zerrissenheit des Alltags bilden, besonders in der letzten Dichtung, den künstlerisch gestalteten Vordergrund, um dagegen besonders wirkungstief und ergreifend das duftige Fernbild des Wunderbaren erscheinen zu lassen. So wie hier ist die Astronomie, die Botanik und Biologie mit der Dichtung wohl selten zu reinem Zusammenklange verschmolzen worden. Es ist kein äußerliches Nebeneinander, sondern seelenvolle Durchdringung, weil eben alles aus einem lebendig gestaltenden Herzen selbst entsprang. So hat, was als Konstruktion kalt und gequält, ja abscheulich künstlich erscheinen würde, hier die volle Weihe organischer Bildung erhalten.

„Sternentau“ heißt eine vom Monde des Neptun auf unsere Erde verschlagene kleine Pflanze. Diesen Namen gibt dem blauen Blümlein der Romantik die irdische Entdeckerin, die Heldin der Erzählung; und „Sternentau“ bedeutet wohl für unsern Dichter, der in diesem Titel seltsam den Gegenstand seiner frühesten wissenschaftlichen Arbeit mit dem Inhalt seines größten Romans verknüpft: den von den Sternen her in die Seele tropfenden Trostbalsam und kühlenden Tau eines überirdischen Friedens.

Tau von den Sternen träufelt leidenstillend in kranke, müde und geplagte Erdenherzen. Die blaue romantische Blume schien längst der Ferne und Sehnsucht Sinnbild. Und wenn das Wörtlein „Sterne" ausgesprochen ward, nachdenklich besonnen, wie echte Dichter sprechen, nicht so als abgegriffenes Gebrauchswort, sondern mit Besinnung auf die weiten Geheimnisse, die dahinter liegen, — so war das stets etwas Feierliches, Hohes, Andachtgebietendes. Dante läßt in diesen Ausklang seine große „göttliche Komödie" verklingen. Bei dem Worte „Sterne" hört er auf. Ein Ferneres und Höheres wagt er nicht zu sagen, denn „Liebe" war schon gesagt und hatte sich — mit den Sternen verbunden.

Die Wissenschaft von den Sternen verfährt genau und nüchtern streng nach den Grundsätzen der im Geiste des Menschen wurzelnden ewigen Mathematik. Die peinlichste Denksauberkeit regiert hier in allen Einzelheiten, und die mächtige überirdische Stimmung, die dem großen Gegenstande doch nun einmal anhaftet, wird von dem Werkeltagsarbeiter im Dienste der Forschung nicht etwa stündlich geschlürft und genossen, sondern mag ihn nur bisweilen in feiertäglicher Erhebung überraschen, ihn übermannen, wenn er die vielen Wunder „geheimnisvoll am lichten Tag" mit Bewußtsein gewahr wird. Angesichts der Erhabenheit des Gegenstandes wird dann wohl die Kleinheit unseres menschlichen Daseins beengend empfunden. Und doch auch nicht — denn was ist groß und klein? — Klein und groß im Raume geht die Seele selbst nicht an; die hat Flügel und kann

aller Enge entfliegen. Und der Gedanke in seiner inneren Folgerichtigkeit bricht durch alle Schranken hindurch; der Geist ist willensherrlich im Weltall, er unterwirft sich nur dem eigensten Wesen. Das ist die erhebende Lehre der Geschichte der Wissenschaft, wenn wir auch nur einen einzigen Fall in ihr schärfer ins Auge fassen und zergliedern. Das lehrt zwischen den Zeilen auch hier mit eindringlichem Tiefsinn ein wahres befreiendes Kunstwerk.

Die notwendige Täuschung, die unser Wahrscheinlichkeitsbedürfnis fordert, ist dem Dichter im Rahmen seines Werkes völlig gelungen. Außerhalb dieses Rahmens haben wir uns nicht mit seinem Stoffe auseinanderzusetzen. Uns darf es um die Form allein zu tun sein, um das Bild des Ganzen, das in sich geschlossene Wahrheit haben muß. Und das hat Kurd Laßwitz in „Sternentau" vollauf erreicht und uns damit die Wohltat beschert, den Flug ins Wunderland der Träume mitzumachen klopfenden Herzens, in Spannung und Teilnahme — danach aber uns wieder zu entlassen in unser altes Leben — und doch nicht ganz als die Alten, sondern verjüngt und geläutert: mit frischeren, sehensglücklicheren Augen für das Wundersame unseres dunklen Daseins. — Etwas Ähnliches war schon in den früheren Dichtungen der Fall gewesen, doch im Gegensatze zu den erträumten Steigerungen in der Naturbeherrschung durch Technik und Industrie kehrt Laßwitz in die Arme eines anders gerichteten Glaubens zurück, auf einen

Weg, der wohl gleichfalls unendliche Fortsetzungsmöglichkeiten bietet.

Es ist, als habe er, in Ergänzung zu dem „zentrifugalen“ Fluge der Schwerkraftsüberwindung, uns doch auch ein Lob der Schwere hören lassen wollen. Die Schwere, als Geist der Trägheit gegenüber einer edlen Leichtigkeit verabscheut, verdient doch als eine heilig wirkliche Naturmacht die Schätzung, die alle Grundgegebenheiten der Gotteswelt beanspruchen dürfen. Sie durchdringt all unser körperliches Leben und Regen; sie setzt unseren Kräften nicht nur Grenzen und Maß, auch Ziele und Aufgaben. Was uns „zentripetal“ zur Erde zieht, ist nicht als Fessel zu schelten, sondern in seiner tiefen Notwendigkeit zu lieben, zu schätzen, zu verehren.

So verhalten sich die Dichtungen von Laßwitz zu einander als fortschreitende Vergeistigungen des gegebenen Weltbildes, und diese Vergeistigungen erfolgen aus zunehmend im Persönlichen wurzelnden Kräften. Dem Rückblick von der Stufe aus, die „Sternentau“ einnimmt, erscheinen die früheren Leistungen, wie gesagt, fast als etwas Äußerliches, obwohl sie doch auch die Jugend des Herzens, die im Glauben entspringt, als befruchtende Lebensquelle durchfließt. Überall tritt etwas der Tageswirklichkeit Überlegenes und Geheimnisvolles, etwas Märchenhaftes, in den Dichtungen von Laßwitz auf den Plan, wie im Leben des Verfassers der Forscher durch den Träumer geflissentlich abgelöst wird, aber es ist in diesem fast gegensätzlich hereinbrechenden Wunderbaren auf den verschiedenen Stufen

ein wesentlicher Unterschied zu erkennen. Vom Scherz und selbstgefälligen Spott, von der übermütigen Lust an Kurzweil und Unterhaltung, an der eignen Beweglichkeit und Findigkeit des Geistes geht es durch Abenteuer und spannende Ergötzlichkeit, leidenschaftlichen Ernst und Begeisterung aufwärts in höhere, reinere Gefilde des Seelischen und Seligen geläuterter Frömmigkeit, Einfalt, Weisheit. Die gewaltige Geistestat Kants scheint unserem Denker in der Leistung zu gipfeln: Raum zu schaffen für den Herzensglauben durch Zurückweisung der anmaßlichen Ansprüche des Wissens und Beweisens. „Ich mußte das Wissen aufheben," schrieb Immanuel Kant für Laßwitz, Fechner und Seinesgleichen, „um zum Glauben Platz zu bekommen." Den Sinn des Geschehens kann der Verstand nicht entziffern, „doch fassen Geister, würdig tief zu schauen, zum Grenzenlosen grenzenlos Vertrauen."

*

Mit einigen zwanglos gemütlichen Sätzen aus einer vertraulichen Äußerung von Kurd Laßwitz möchte ich diese Einleitung zu seinen letzten Schriften und Dichtungen schließen.

„. . . . Am wichtigsten scheint mir," so schreibt er am 28. Mai 1903, „im gegenwärtigen Streit der Anschauungen, wobei man alles gefühlsmäßig zu verwischen sucht, fest den Standpunkt zu vertreten, daß Erkennen, ethisches Wollen und Phantasie, oder sagen wir Wissenschaft, Sittlichkeit und Kunst, ebenso wie der Glaube, streng auseinander zu halten sind und sauber

zu sondern; ihre Vereinigung erhalten sie erst in der Persönlichkeit und haben sie nur in der Persönlichkeit. Das ist der Weg, den Kant theoretisch vorgezeichnet und den Goethe vorgelebt hat; in dieser strengen Trennung und richtigen Vereinigung sehe ich das einzige Heil des Fortschrittes. Will man aber Wissenschaft wie Kunst behandeln, und Kunst wie Wissenschaft, Verstand mit Gefühl verquicken, so entsteht nur Mischmasch; vor allem gibt es dann keine Mittel des Fortschritts mehr, sondern nur Träume und Phantasmen. Man braucht die Meißel, und man braucht den Leim, aber jedes an seinem Orte; erst in der Hand des Meisters wirken sie zusammen, nicht aber, wenn man den Meißel in den Leim schmeißt. Ein guter Kaviar und ein edler Rheinwein sind zwei schöne Dinge für den Menschen, der sie vereint, aber vor dem Frühstück zusammengebracht geben sie eine trübe Suppe. So sei Wissenschaft und Kunst streng in ihren Methoden getrennt, aber die Persönlichkeit kenne beide und erlebe sie beide; aus unreinen Elementen gibt es keine reine Mischung.

„Das ist mein Leitfaden. Deswegen kann ich ‚wissenschaftliche' Märchen schreiben, d. h. nur wissenschaftliche Stoffe in poetischer Form behandeln, aber nicht, um Erkenntnis zu erzeugen, sondern um Kunstwerke, so gut man's eben kann, zu schaffen. Man muß immer genau wissen, wo man phantasiert; und wo man forscht, darf man nicht phantasieren. Diese strenge Trennung hoffe ich nie vergessen zu haben. Meine belletristische

Tätigkeit erklärt sich, wie ich glaube, eben daraus, daß ich zu viel Respekt vor der Wissenschaft habe, um von meiner Neigung zum Fabulieren etwas hineinzumischen, und daß ich mir darum für meine Phantasie dieses Eckchen vom Märchengarten angebaut habe . . . ."

Mit diesen Worten hat der Denker und Dichter ein Bekenntnis abgelegt. Er sah in einer reinlichen Unterscheidung der Gebiete und Ziele den klaren Gewinn, den ihm philosophische Vertiefung erarbeitet hatte. Das Schicksal aber vergönnte ihm, in einem wirkungsreichen Dasein sich auszuleben. Er hat sich wundersam vollenden dürfen. Und nun ist es im Überschau über die ganze Persönlichkeit, als ob der frische Kranz naturverliehener Blüten auf seinem Haupte sich in etwas Unverwelkliches habe verwandeln können, als ob aus den geschenkten Naturgaben lauter erfüllte Geistesaufgaben geworden wären, aus dem blühenden grünen Kranze eine geschmiedete goldene Krone. — Aber aus der toten, starren Krone wird auch jedesmal wieder ein im Sonnenschein aufblühender bunter Kranz, so oft sich Leser an Duft und Farben seiner Werke erquicken.

In dem Poeten des Romans „Auf zwei Planeten" und so vieler reizvoller und tiefsinniger „naturwissenschaftlicher Märchen", der zugleich der sorgfältig lehrreiche Geschichtsschreiber der Atomistik und der geistesverwandte Lebensdarsteller Fechners war, in diesem Jünger Kants und Goethes, Darwins und Schillers, standen Kopf und Herz schön im Bunde. Keinen Zwiespalt zwischen „Vernunft und Offenbarung" treffen

wir in seinem Innern an, sondern den reinen Einklang eines Gemüts, das die Aussagen des Verstandes sich vertrauensvoll gläubig zu Herzen nimmt als heilige Entfaltung des Höchsten in der unendlichen Welt, und das die überlieferten Zeugnisse des alten Herzensglaubens der Vorfahren in Ehrfurcht, doch mit offenen Augen geschichtlich würdigt. Wie konnte er dies anders vollbringen als durch die Liebe, von der Dante sang, daß sie als „Beatrice" den Wanderer in den Himmel geleitet, wo die Verstandesführung des Virgil zu versagen beginnt, oder von der unser ebenbürtiger Gestalter in der Faustdichtung zu verstehen gibt, daß ihre Allmacht den Strebenden als Gnade allenthalten zu erlösen vermag und den Ahnenden, der ihr kindlich folgt, heben wird von Stufe zu Stufe, von Wirklichkeiten zu höheren Wirklichkeiten?

Tätigkeit löst Rätsel und baut der Menschheit
Schönstes Werk; doch schmähe sie drum ein stilles
Sanftes Herz nicht, weil es erwählt das beſſ're
Teil wie Maria. (Platen)

Möge in unserer Zeit vielfältigen irdischen Elends der Blick zu den Sternen, wie Laßwitz ihn uns durch seine Werke vermittelt, uns die Ruhe und Heimat des allgegenwärtigen Himmels in den Seelen befestigen helfen! Dann wird auch der tiefe Segen nicht ausbleiben, von dem das heilige Evangelium uns sagt, daß er vom Auge der geduldigen Liebe nicht entweichen werde.

Gedichte

Späte Liebe

I. Sehnen und Werben

Ausgelöscht in Dämmerungen
Liegt mein Leben, liegt mein Denken.
Nimmermehr vom Glücke fordr' ich
Neue Tage mir zu schenken.
Und doch glühn durch meine Seele
Rätselvolle schwüle Nächte,
Wundersame Märchenaugen
Wie geheime Schicksalsmächte.
Ob mir goldne Zukunftssonnen
Nahes Morgenrot verbreiten?
Ob nur fern die Wetter leuchten
In den unnahbaren Weiten?
Diese lieben dunklen Sterne,
Ach, ich weiß nicht, was sie sagen — —
Ob sie Schweigen mir gebieten,
Ob sie mich verstohlen fragen?

* * *

Auf meine Hand stütz ich das heiße Haupt,
Und achtlos laß ich die Minuten rinnen.

Wieviel der Stunden hast du mir geraubt,
Wieviel der Tage, träumerisches Sinnen!
In Plänen, schon verworfen beim Entsteh'n,
In Wünschen, die ich auszudenken schaudre.
So muß das Leben nutzlos mir vergehn,
Und ach, so leb' ich nur, indem ich zaudre.

* * *

Das holde Glück, bei dir zu weilen,
Zwei Stimmen ruft es in mir wach —
Nur eine darf dein Ohr ereilen,
Doch heimlich tönt die andre nach.
Die eine wird dir höflich sagen,
Wie deine Nähe mich erfreut, —
Die andre stürmt in wirren Fragen,
Vom Herzen tausendfach erneut.
Die eine spricht von weisen Dingen,
Und klug und freundlich stimmst du zu, —
Die andre möchte jauchzend klingen:
Geliebtes Weib, wie hold bist du!
Und muß die erste plötzlich stocken,
Wenn mich dein Auge leuchtend mahnt,
Frag' ich im Stillen tief erschrocken,
Ob du die zweite wohl geahnt?

* * *

Von diesem Haupte nimm die Last der Jahre,
Und was sie lehrten, nimm mir, Herr der Zeit,
Daß ich den Frühlingssegen ganz erfahre,
Mit dem ihr Atem meine Tage weiht.

Nimm all die Zweifel, die das Herz berauben,
Nimm mir das Wissen um die neue Qual,
Laß mich noch einmal an die Liebe glauben
Und an ihr Glück — noch dieses eine Mal!

* * *

Wie im letzten Dämmerlichte
Näh' und Ferne matt verschwimmen,
Klingt es nicht
Dir in's Ohr wie leise Stimmen?
Dann in meinem wachen Traum
Sehn' ich mich zu deinen Füßen.
Durch den Raum
Schweben Schatten, uns zu grüßen.
Aus den Höhen, erdenfern,
Wo sich unsre Seelen finden,
Fällt ein Stern,
Und ein Lied zieht mit den Winden.

* * *

Wann du mir früh begegnet,
Wie wird so hell mein Tag,
Und ob ihm tief in Wolken
Die Sonne lag,
Und ob es stürmt und regnet,
Wann du mir früh begegnet,
Wird sonnenhell mein Tag.

Vorüber leises Rauschen
Und holder Morgengruß — —
So eilend schreitet weiter

Dein leichter Fuß?
Noch immer muß ich lauschen
Des Kleides leichtem Rauschen,
Dem holden Morgengruß.

* *
*

Ich kenne dich und die verborgnen Wege,
Wo deine Seele wandert — —
Durch die Höh'n
Des eisigen Äthers, wo den irren Schein
Die letzten Sterne wärmelos versprüh'n,
Führt ihre Straße sie empor ins Reich
Des ewigen Traumes. Eine fremde Welt
Durchstrahlt mit seltsam mildem Eigenlicht
Die Seele, die sich durch die Nacht gewagt.
Doch einsam schwebt sie, ach, unendlich einsam.
Tief unter ihr verloren liegt die Erde,
Wo Menschen wohnen — Menschen, die sie rufen,
Und die sie flieht — —
Ich aber kenne dich
Und die verborgnen Wege deiner Seele.
Ich bin sie selbst gewandert, endlos, stumm —
Denn keine Sprache dringt aus Menschenmund
In jene Götterhöh'n, — und Götter schweigen.
Nur der ist frei, den niemand fragen kann.
Es ist so süß zu leben ungefragt,
So hingegeben ganz dem eignen Herzen
Und dem Gefühl, das seine Wege sucht.
Und weil die Menschen fragen, immer fragen,

Floh ich hinauf, wo keine Neugier wohnt
Und eine Welt nichts weiß von andern Welten.
Dort traf ich dich, und darum kenn' ich dich.

* * *

Wie in der Sommernacht geheimem Weben
Die wunde Welt die Kampfesnot vergißt
Und an des Ewigen reinem Glanz sich mißt
Und betend dankt: Wir atmen und wir leben —

So spür' ich durch die Seele heilend schweben
In meiner Liebe Leid zu jeder Frist
Ein stilles Glück, das Trosteswort: Du bist!
O fühl's mit mir, denn was hab' ich zu geben?

Versagt ist mir der Wandel dir zur Seiten,
Versagt für dich des Lebens Kampf zu streiten,
Und machtlos sinken meine Hände nieder.

Nicht darf ich dich mit Schmuck und Glanz erfreuen,
Nicht auf den Weg dir Rosen zärtlich streuen,
Und fern von dir verhallen meine Lieder.

* * *

Oft in Mühen des Tags, wenn die engen Gewalten des Lebens
Unmut senken und Zorn in die bewegliche Brust,
Dein gedenk' ich, und ob du mich siehst; und die düsteren Falten
Glätten sich über der Stirn, und es bezwingt sich das Herz.

Leicht umfächeln mit segnendem Hauch mich freundliche Geister,
Boten der Liebe, von dir ohne dein Wissen entsandt,
Leuchtende Blicke, ein deutsames Wort, ein leichtes Berühren —
In der Erinnerung Glanz schließt sich der Reigen des Glücks.
Auf dem lichten Gebild entschwebt die getröstete Seele
Mit der deinen geeint über die Erde hinaus.
Hand in Hand, so steigen wir auf zum Reiche der Freiheit,
Und die Herrscher der Höh'n neigen sich freundlich herab.
Denn den Göttern vertraut zu leben ist einziges Vorrecht
Dem belächelten Mann, der von der Menge sich schied. —
Hohe Gewalten, die ihr wohl sonst den Bittenden hörtet,
Sinn und Wort mir geschenkt, wenn ich euch ehrlich gesucht,
Heißt sie willkommen, die teure Gestalt, in der ewigen Schönheit
Wunderpalast! Nicht fremd geht sie die Stufen hinan.
Nimmermehr nun komm' ich allein; in ihrem Geleite
Meinem zagenden Fuß öffnen die Tore sich weit,
Öffnen dem kühneren Blicke sich tief die unendlichen Fernen,
Und in reinerem Glanz schau' ich die heilige Form.

* * *

II. Erfüllung und Glück

Ein Gärtlein hab' ich im Märchenreich,
Dort blühen die sonnigsten Rosen
Durch's ganze Jahr, und lind und weich
Die duftenden Lüfte kosen.

Nur leider den Schlüssel, ich weiß es nicht,
Wann ich ihn glücklich erhasche,
Bis plötzlich ein goldenes Klingen spricht
Ganz leise in meiner Tasche:

Schließ auf geschwind, das ist die Zeit,
Im Zauberland zu pflücken!
Heut trägt der Tag ein Feierkleid,
Und Rosen sollen es schmücken.

* * *

Seltsam heute
Wandte der Gott der Träume
Mir sein goldenes Würfelspiel.
Rosen blühten
Leuchtend am Berghang,
Süß berauschend
Schmeichelten Blumendüfte;
Wonnige Farben
Glühten um Näh' und Ferne.
In lichtem Purpur
Senkte der Abend

Leicht ermattend die leisen Flügel. —
Aber zur Linken
Stürzt sich der Abgrund
Unermessen hinab zur Tiefe.
Dämmernd liegt es
In blauen Nebeln,
Wie ein Geheimnis
Fragender Sehnsucht
Warnend verschlossen.
                In leichten Schleiern
Wallend und wogend
Steigt es herauf
Zum schmalen Pfade,
Den wir wandeln,
Du und ich,
Sorglos und träumend
Am Abgrund der Liebe.
Und siehe — plötzlich
Am Felsenabsturz
Im Nebelgewoge
Endet der liebliche Pfad —
Unter den Füßen
Schlüpfrig schwindet die jähe Klippe.
Zum drohenden Abgrund
Wank' ich und stürze —
Hinabgeschmettert
Zum Tode der Tiefe!
Mein letzter Blick
Hält noch dein liebes

Schreckenerstarrtes
Auge fest.
Aus seinem Spiegel
Grüßt es wie rettender Trost:
„Ich komme! Ich komme!"
Heil mir! Du folgest —
Wir stürzen zusammen!
Und schmerzlos vergeh' ich
Im Abgrund der Liebe —
Heil mir!
Aber der Traumgott
Argvoll lächelnd
Schüttelt im Becher die goldnen Würfel.
Und von der Höhe
Nieder zum Grunde
Senkt es sich breit in sanften Terrassen.
Auf den Stufen des weißen Marmors
Schmiegt sich weich der glänzende Teppich.
Goldne Geländer
Ziehen sich schützend
Zu beiden Seite
Und in der Mitte,
Ein freundliches Lächeln
Auf süßen Lippen,
Erhobenen Hauptes
Im Festgewande
Siegreich geschmückt,
Wandelst du langsam
An mir vorüber

Bequem und sicher
Und ohne Straucheln
Die breiten Stufen.

* * *

Wohl sind im Weltenschoß der finstern Nacht
Viel tausend Sonnen rings im Raum erwacht,

Doch eine nur zieht machtvoll zu sich hin
Den Erdenball als stille Herrscherin.

Nur eine leuchtet, daß der Tag erglüht,
Nur eine wärmt, daß neu der Frühling blüht.

Und zu der einen nur vertrauend fleht
Der ferne Träumer selig im Gebet.

Lauscht sie der Stimme dann im weiten All,
Vernimmt sie ihres Namens Widerhall,

Und schickt sie suchend ihre Strahlen aus,
Der eignen Farbe Licht kennt sie heraus,

Das Sonnengold, das seine Welt verklärt,
Der Wärme Glut, die seine Lieder nährt.

* * *

O Tag des Wiederfindens, wirf herein
In dunkle Herzen deine Flammenzeichen!
Groß wie der Morgen, dem die Schatten weichen,
Groß laß und klar das neue Leben sein!

Nicht jenen Halben, die so arm und klein
Um das Geheimnis heil'gen Feuers schleichen,
Darf die Geliebte, die ich kenne, gleichen,
Denn ihre Liebe haßt den milden Schein.

Ich will im spielerischen Zeitvertreib
Um Worte nicht, um Küsse nicht mehr werben,
Ein Stückchen Seele und ein Stückchen Leib —

Sei es die Rettung, sei es das Verderben!
Nichts oder alles! Leben oder Sterben!
Gib, lichter Tag, mein alles mir, mein Weib!

* * *

Mich haben die Menschen beklagt und belacht,
Es drück' im Kopf mich ein Sparren,
Doch jubelnder Dank sei dem Gotte gebracht,
Der mich schuf zum seligsten Narren!
Verlassen
Hab' ich die Gassen;
Sie mögen im Dämmer verblassen!
Die wackelnden Häupter, ich sehe sie nicht,
Ich weiß nicht, was in der Stadt man spricht —
Hoch schweb' ich auf Flügeln der Liebe.

Ihr Wolken geballt zu drohendem Bild,
Euch reiß' ich lachend zu Fetzen!
Ihr Stürme, tobt ihr auch noch so wild,
Ich will euch den Atem versetzen.

In Grüfte
Der irdischen Klüfte
Hinab ihr Gespenster der Lüfte!
In Trümmer zerschlag' ich der Himmel Kristall —
Willkommen, unendliches ewiges All!
Hoch schweb' ich auf Flügeln der Liebe.

Hier brauet die Zeit sich den Weltenpunsch
Aus Äther und Sonnen zusammen,
Und mundet der Trank ihr nicht nach Wunsch
Verzischt er in läuternden Flammen.
Im Raume
Zersprüht er zu Schaume.
Mir glühn im unsterblichen Traume
Zwei wonnige Augen, zwei Strahlen des Lichts,
Und die Zeit und die Welt sind Nacht und nichts —
Hoch schweb' ich auf Flügeln der Liebe.

* * *

Tag der Freude
Weltbeglückender
Bote der segnenden
Allumfassenden Menschenliebe —
Bebende Hoffnung
Späht aus glänzenden Kinderaugen
Selig entzogen dir,
Und die einsame Träne
Auf der Wange der Armut rinnt
Dir in zitterndem Danke.

Holde Weihnacht!
Warum mir,
Mir verbirgst du das Glück,
Mir der Liebsten lächelndes, süßes Antlitz?
Uns versagst du den freien
Tausch der freundlichen Gaben,
Von Aug' zu Auge den Dankesblick
Unter der häuslichen Tanne?
Ach, unsre Tannen
Stehen draußen im weißen Nebel
Der winterlichen Mondnacht
Im Rauhreif schimmernd,
Und nur durch ihrer Schatten kalte Stille
Menschenfern und einsam
Flammt zu unsern Häupten
Der Stern der Liebe.

Doch tief im Herzen
Wundersam und groß,
Wie über Palmen einst
Den irrenden Weisen strahlend
Winkt er Verheißung
Froher Erlösung auch uns
Durch das Geheimnis
Eigner, unendlicher Liebe.

Und tief im Herzen,
Wisse, mein Lieb,
Erricht' ich heimlich,
Der Welt verborgen,
Für dich allein

Den Weihnachtsbaum.
In meiner Seele
Tief innerstem Grunde
Steht er gewurzelt
Mit treuen Gedanken.
Und fest und sicher
Zum Licht empor
Hebt sich der Stamm
Hoffnungsfroher Liebe.

Leise schwankt
Sein grünes Gezweig
Im Hause der Sehnsucht,
Geliebter Nähe
Entgegenstrebend.
Schimmernder Blüten
Zierlichen Schmuck,
Süßeste Gaben,
Hast du mit tausend Küssen,
Tausend zärtlichen, lieben Worten
Angeheftet an seine Zweige.
Goldne Früchte
Leuchten dazwischen:
Klingende Lieder,
Durch deine Huld
Hervorgezaubert aus meiner Seele.
Und alles durchstrahlt
Ein himmlischer Schein
Vom Glanze der Kerzen
Den deiner Augen

Wonnige Blicke,
Wohin sie treffen,
Glühend entzünden!

Mein Lieb!
Freundlich empfange
Den festlichen Baum,
Den du bereitet
Mit eigener Seele,
Empfang ihn wieder
Von deinem Freunde,
Der dein gedenkt
Heut wie immer.

* * *

Nein, es ist nicht wohlgetan
Fern von der Geliebten weilen.
Wolkennacht wie Sonnenschein
Lassen sich nicht redlich teilen.
Ob sie froh, ob traurig ist,
Niemand weiß es mir zu sagen —
Ach vielleicht zu gleicher Frist,
Da ich hoffte, mußt' sie klagen?
Sehnsuchtsleid und Sorgenwahn
Aug' und Mund nur kann sie heilen.
Nein, es ist nicht wohlgetan,
Fern von der Geliebten weilen.

* * *

Eile, kleine Zeile,
Hin zu ihr und sage,
Daß ich bei ihr weile,
Heut' wie alle Tage.

Heut' wie alle Tage
Wann der Morgen graue,
Fliege meine Frage
Zur geliebten Fraue.

Zur geliebten Fraue
Wunsch und Grüße ziehen,
Ob sie heiter schaue,
Ob die Tränen fliehen?

Ob die Tränen fliehen?
Weiß ich doch das Eine,
Daß mein Glück gediehen,
Seit ich ganz der Deine.

Seit ich ganz der Deine,
Deine dir im Stillen,
Ward die Welt zu Scheine,
Herrscht allein dein Willen.

* * *

Ein Tag, da ich dich nicht geseh'n,
Ist wie ein Aug' in tiefer Nacht,
Das starr im wesenlosen Späh'n
Durch müde Finsternisse wacht.

Ein Tag, da ich dich nicht geseh'n,
Ist wie der atemlose Gang,
Umblendet von der Nebel Weh'n
Auf wegverlornem Felsenhang.

Ein Tag, da ich dich nicht geseh'n,
Ist wie des Büßers frommer Tod
Im Glauben an ein Aufersteh'n
Zu neuem, sel'gem Morgenrot.

* * *

Über Wipfel blick' ich dunkler Fichten
Auf der Schlucht gezackte Felsenwände,
Dran die Bäche sich zu Schaum zernichten,
Und des Boten harr' ich, den ich sende.

Nicht zur Ferne glaubt der Blick zu schweifen,
Nähe will ihn wunderbar umfassen,
Mit den Händen schein' ich sie zu greifen
Wald und Matten und die Gletschermassen,

Doch ich weiß, wo sich die Hütten zeigen
Droben auf den grünen Rasensitzen,
Viele Stunden gilt es aufzusteigen,
Und unnahbar sind die weißen Spitzen.

Selbst der Dampf, der sonst mit Flugesschnelle
Durch der Täler Fluren weiß zu tragen,
Langsam an der Bergwand Ell' für Elle
Niederkriechen läßt er seine Wagen.

Doch mir dienen wirkende Gewalten,
Die den Weg der Träume sonst mir wiesen ;
Keine Schranke kann die Boten halten,
Ruf' ich sie, die unsichtbaren Riesen.

Schwerelos dem Meer der Luft entstiegen
Schweben sie nach eig'nem Sternenmaße,
Und die Gipfel ew'gen Eises liegen
Unter ihnen wie der Staub der Straße.

Mit den Armen, die Planeten schwingen,
In die Ferne heben sie die Seele.
Kräfte sind es, die den Raum bezwingen,
Und Gedanken geben die Befehle.

Ob sich türmend die Gebirge bauten,
Spielend steig' ich auf, daß sie entweichen,
Grüßend in der Heimat, der vertrauten
Freier Geister, dir die Hand zu reichen.

* * *

Nun öffnet sich der Waldesgrund,
Es duftet das Wiesental,
Der fernen Hügel sanftes Rund
Küßt scheidend der Abendstrahl.

Es gleitet still die Friedensfee
Auf rosiger Wolkenbahn
Und tilgt, was dir gescheh'n an Weh,
Und was du selbst getan.

Und mit dem letzten goldnen Saum,
Der ihr Gewand umloht,
Verbleicht der wirre Glutentraum,
Der deinen Tag bedroht.

* *
*

O geh' noch nicht! Noch einmal laß den Arm,
Geliebtes Weib, um diesen Hals mich schlingen,
Noch einmal deine Lippen weich und warm
Im süßen Wonnestreit des Kusses ringen!

Verweile noch! Die Nacht verrät uns nicht
Die kurze Zeit, darein wir einzig leben.
Wie haß' ich jetzt des Tages Späherlicht!
Denn bist du fern, was kann die Sonne geben?

O geh' noch nicht! Du bist die Himmelsglut,
Du weckst der Seele schlummernde Gestalten,
Aus deiner Liebe quillt der Lebensmut,
Im neuen Flug die Schwingen zu entfalten.

Verweile noch! Aus jedem Kusse sprießt
Ein junger Lenz beglückender Gedanken,
Und aller Zweifel bange Qual zerfließt
In deiner Nähe gold'nen Zauberschranken.

* *
*

Da draußen aus grauer Wolkenschicht
Eintönig rieselt die Regenflut,
Doch hell aus seliger Augen Licht
Strömt mir die goldene Himmelsglut.

In deinen Armen zur Märchenpracht
Klärt sich die düstere Wirklichkeit,
Von deinen Lippen entgegenlacht
Verschwiegene Wonne der Lenzeszeit.

O könnt' ich, was du mir gabst an Glück,
Dir wiederschenken mit kleinem Teil
O flösse freudig zu dir zurück
Die Segensfülle, mein Stern und Heil!

* * *

Dies stolze Wissen um geheime Glut
Von Aug' zu Auge sprüht's in heißen Funken,
Und wenn ich fern dir weile traumversunken,
In seinem Hort beglückt die Seele ruht,

Seit ich des lodernden Gefühles Flut
An deiner Liebe Flammenborn getrunken,
O wie veracht' ich euer falsches Prunken,
Ihr kargen Seelen, Herzen ohne Blut!

Den durst'gen Toren locktet ihr durch's Leben
Mit eurer Augen blassem Irrlichtschein
Und fordertet und wußtet nicht zu geben.

Du gabst dich selbst, und alles wurde dein!
Wenn eure Schatten wesenlos verschweben,
Du wirst unsterblich wie die Liebe sein.

* * *

Zum blauen Himmel steigen
Die Schroffen grau und kahl,

Die weißen Firne neigen
Sich leuchtend im Sonnenstrahl;
Es wogt in Windeswellen
Sanft über Blum' und Halm,
Leis' plätschern die kühlen Quellen —
Nun ruh' ich auf der Alm.

Ein weißes Wölkchen gleitet
Hoch über den Felsengrat,
Die Seele suchend schreitet
Voran den Wolkenpfad.
Es ist kein stürmisch Streben,
Ein Fließen nur im Raum —
Wohin wohl willst du schweben,
Du goldner Sommertraum?

* * *

III. Verlieren und Gedenken

Die waldigen Gipfel blicken
Ins schweigende Tal herein,
Die Wiesenhalme nicken
Träumend im Mittagsschein.

Die lieben, kühlen Hände
Halt' ich in stummem Leid,
Ob ich das Glück wohl fände,
Das diese Stunde weiht.

Das Haupt seh' ich dich neigen
Und deine Seele weint — —

Da ward ich dir zu eigen
In heil'gem Schmerz geeint.

Und aus dem Waldesschatten,
Der unser Glück gebannt,
Still schritt es durch die Matten
Und winkte — und verschwand.

* * *

Im leisen Zittern les' ich's deiner Hand,
In der geliebten Züge stillem Leide,
Die Glut, die unsre Herzen selig band,
In heißer Sehnsucht nun verzehrt sie beide.

Dein Sonnenlächeln, das ich sonst gewann,
Es birgt sich bang, ob niemand es erspähe,
Und dir gesellt, ein glückgequälter Mann,
Entbehr' ich dich im Reichtum deiner Nähe.

* * *

Nicht in des Zornes Schleier hülle
Dein Auge, das die Unrast bannt,
Den holden Quell der Friedensfülle,
Darin ich selbst mich wiederfand!

Entziehe nicht die lieben Hände,
Die süßen Fesseln nimm mir nicht,
Und dieses düstre Schweigen ende,
Das mir den Mut der Seele bricht!

Das Glück, das meines Lebens Blüten
Mit jedem Morgen frisch betaut,
Dein Lächeln will ich rein behüten,
Auf's neue sei es mir vertraut!

* * *

O frage nicht, was je geschehen könnte,
Wann du mich nicht mehr liebst! Was wird geschehn,
Wann einst der Winter über meinen Hügel
Mit weicher Hand die stillen Flocken deckt?
Was wird geschehn, wann dieser Sonnenball
Den letzten Strahl zur frosterstarrten Erde
Herniedersandte? Wann in ew'ge Nacht
Die kalte Welt versank, kein Auge mehr
Am Glanz der Rosen und kein Ohr am Laut
Der holden Frühlingslieder sich erfreut?
Was wird gescheh'n, wenn nichts mehr kann gescheh'n?

Doch Eines weiß ich, Einz'ge, dir zu sagen —
Nur neige mir dein liebes Ohr ganz nah
Zu meinen Lippen, daß kein neid'scher Gott
Mein Wort vernimmt, und was ich schaudernd kaum
Zu denken wage, weil es Frevel ist,
In fürchterliche Wahrheit mir verkehre!
Denn Frevel ist's zu denken, daß dein Herz,
Das mir gehört, sich wenden kann von mir.
Und merk' es wohl, was ich in's Ohr dir flüst're:
So namenlos war dieses späte Glück,
Das deiner Liebe Sonne mir geglüht,

So unvergeßlich ist der heiße Dank,
Den ich die Knie dir umfassend stammle,
Daß dich verlieren mir nichts andres dünkt
Als aller Sterne Grab und Weltentod.

Was dann geschieht? Auch ausgeglühte Sonnen
Durchrasen noch den leeren Weltenraum — —
Vielleicht, daß in dem alten Gleis der Tage
Auch dieser Leib ein greises Leben fristet,
Vielleicht, daß dies Gehirn in matten Pulsen
Die ruhelose Arbeit weiterspinnt — —
Doch dieses Herz ist tot. Das wisse nun!
Wer dich geliebt wie ich, der liebt nicht wieder.
Denn diese Liebe war kein süßes Spiel
Mit Liedern und mit Rosen, leicht verwelkt —
Die Lohe war's, drin Welten sich verzehren.
Dir hab' ich mich geschenkt und bin nun nichts.
Einmal im Leben glüht der letzte Strahl,
Einmal der letzte Kuß. Und der war dein.

* * *

Noch ist die Sonne nicht gesunken,
Noch lebt der laute Tag und lacht,
Ich aber wanke dämmertrunken
Zum frühen Kerker meiner Nacht.

Es sprießt in leuchtenden Geländen
Von meinen Saaten Blatt an Blatt —
Ich taste an den kahlen Wänden
Im Dunkel mich zu meiner Statt.

Und wenn sie meine Blüten pflücken
Und mit den Fingern schlank und fein
Den Kranz an weiche Lippen drücken,
Mir ruht das Haupt am harten Stein.

Es sitzt das Glück an meiner Schwelle
Und birgt im Schleier sich und zagt,
Und durch die Fugen meiner Zelle
Sein hoffnungsloses Weinen klagt.

* * *

Es ist vorüber! Er hat es vernommen,
Der neidische Gott, als ich frevelnd gemeint,
Nie könne der Tag, der vernichtende, kommen,
Da deine Sonne mir nicht mehr scheint.

Es ist vorüber! Nun quäle mich nimmer,
Nun zwinge mich nicht vor dein Angesicht!
Des einstigen Glückes versinkenden Schimmer
In deinen Zügen ertrag' ich nicht.

Es ist vorüber! Und daß ich dich rette
Vor meinem Groll — hinweg und weit.
O wenn ich die Träume, die Träume nicht hätte,
Die wonnigen Lügen aus alter Zeit!

* * *

Ich sah das Feld im weiten Kranz von Bergen
Mit seinem Steingeröll und dunklen Mooren,
Mit Heidekraut bedeckt und Kieferzweigen,

So lag es stumm in Einsamkeit verloren.
Zwei Falter sah ich kosen auf den Blüten
Und voneinander flieh'n die kurz Vereinten.
Zwei Wangen sah ich, die von Küssen glühten,
Und sah die Augen, die in Schmerzen weinten.
Ein Wandrer klomm empor zu Wolkenthronen,
Und wilde Klagen in der Luft verklangen.
Den Weg zurück, im fernen Tal zu wohnen,
Ist stummen Leides eine Frau gegangen.

* * *

Des Frühlings letzter Abend ist verglommen,
Und steigt der Morgen aus der kurzen Nacht,
So mag der Sommer glückverheißend kommen!

Im Scheiden hat der Lenz ihm dargebracht
Von allen Gaben, die sein Füllhorn beut,
Die herrlichste: der Rosen Blütenpracht.

Wie dem geschloss'nen Auge sich erneut
Der Sonne Bild, und wenn sie längst entschwunden,
Noch rings die farbenbunte Spur verstreut,

So hat die Erde, seit sie lichtgebunden
Am Sonnenblick des Frühlingsgottes hing,
Sein Nachbild in der Rose Glut gefunden.

Und nun der Lenz mit Zögern von ihr ging,
Erblüht sein Glanz viel tausendfach entfaltet
Mit jeder Rose zartem Kelchesring,
In leuchtender Erinnerung gestaltet.

* * *

Die Stunde des Schaffens, die segnende, schwebt
Leisatmend durchs stille Gemach,
Und der Schein ist wahr, und der Traum, er lebt,
Und das Schweigen des Ewigen sprach.
Wenn die Fessel des Endlichen klingend zerspringt,
Wenn das lösende Wort von der Seele sich ringt,
Und die Erde vergeht, und der Himmel ist mein —
In der heiligen Stunde gedenk' ich dein.

Wenn die Göttin des Sieges den seltenen Kranz
Auf die Stirn dem Zögernden drückt,
Und das Aug' erglüht in kühnerem Glanz,
Und der Mut den Verzagten beglückt,
Wenn der Funke gezündet im weiten Land
Und freudiger Dank mir die Geister verband,
Dir möcht' ich den Lohn, den errungenen, weih'n — —
In der Stunde des Stolzes gedenk' ich dein.

Und der Tag entschläft, und der Abend naht —
Vor den Gärten duftet es weich,
Und zärtliche Pärchen auf dunkelndem Pfad
Durchwandeln ihr glückliches Reich.
Und es legt sich der Neid um die irdische Lust
Mit Sehnsuchtsqual auf die seufzende Brust,
Und die Schatten flüstern: Allein — allein — —
In der Stunde der Tränen gedenk' ich dein.

* * *

Ich wandle durch die Stadt und denke dein
Und weiß doch überall, ich bin allein.

Da ist kein Plätzchen, das mir nicht verrät,
Wie oft mein Blick nach dir hinausgespäht.

Hier ward ein heimlich süßer Gruß getauscht,
Hier hab' ich deinem lieben Wort gelauscht.

Und durch die Leere schreit' ich nun dahin.
Starr liegt und tot die Stätte, wo ich bin.

Es kommt ja nicht das Glück des Weges her,
Und wenn es naht, ist es mir Glück nicht mehr.

* * *

Wenn die Stunde naht, da ich sonst dich fand,
Wieder flammt die Sehnsucht heiß mir auf,
Was in Todesschlaf starr der Tag gebannt,
Quillt in wirrem Fieberstrom herauf.

All die wilde Qual wird mir neu entfacht —
Alte Wege irr' ich unbewußt — —
Auf ihr Blütenbett sinkt die Frühlingsnacht,
Doch der Herbstessturm tobt in meiner Brust!

Durch den leeren Park bin ich hingewallt,
Wo der Mond die Nebelschleier webt,
Grausam täuschend mich, daß die Lichtgestalt
Aus dem Schatten mir entgegenbebt.

Jeder heiße Blick, jeden Kusses Glut,
Jedes zärtlich süße Schmeichelwort,
Als du flüsternd noch mir im Arm geruht,
Wogen in der Seele glühend fort.

Dein, auf immer dein! singt es mir durch's Ohr,
Selig, wie zum ersten Mal es klang — —
Sprich, wo ist der Mund, der so wonnig schwor?
Sprich, wo ist der Arm, der mich umschlang?

* * *

Als du das Leben mir vernichtet,
Nahmst du ja nur, was dein.
Längst hab' ich auf mein Glück verzichtet,
Und Liebe kann verzeih'n.

Daß du das eig'ne Bild zerschlagen,
Das ich so licht und rein
Von dir im Herzen hab' getragen,
Das mag dir Gott verzeih'n.

* * *

Es ist so einsam in den hohen Fichten,
Die feuchten Nebel atmen heil'ge Kühle,
Und ernste, regungslose Tropfen hangen
Wie tausend stumme Tränen an den Zweigen.
Gebannt vom Wald ist jeder fremde Laut,
Auf weichen Nadeln schweigt der eig'ne Schritt —
Es schweigt die Welt — —
So laß auch mich hier schweigen.

Ich frage nicht nach meines Weges Ziel
Und weiß es nicht; und niemand fragt darum,
Wohin die wandernden Gedanken schweifen,
Und ob es Menschen gibt —
Warum auch Menschen,
Die niemand sieht und niemand hören kann?
Es ist so einsam in den hohen Fichten.

* *
*

Wenn es ein Leben gibt im Reich der Schatten,
So leb' ich's jetzt. Denn wie am styg'schen Fluß
Die scheuen Nachtgestalten irren,
Und wissen nicht, warum sie selber sind,
Und wissen nicht, warum der lichte Geist,
Der sie des Glückes sonn'gen Pfad geführt,
Sich eilend schied und sie in's Dunkel stieß, —
So frag' ich bang: Wo bist du, lichte Seele?
Wie sank ich nieder in das Schattenland?
Und weinend flieh' ich vor dem eig'nen Nichts.

* *
*

Was ich im Grund des Herzens still gepflegt,
Für dich zu blühen war es angelegt.

Und jedes Blatt, das grünend sich erneut,
Um deinetwillen hat es mich gefreut.

Reich war mein Sommer. Dir hat er gehört. —
Nun hast du selbst den Blütenschmuck zerstört.

Leb' wohl! Wie war dein milder Schimmer schön,
Du holder Stern auf meines Lebens Höh'n.

Du letztes Lächeln meiner Jugendzeit,
Leb' wohl! Der Herbstwind rauscht — ich bin bereit.

Elegien

I.

Fritz, mein wackerer Freund und Oberkellner des Hauses,
Perle des Kellnergeschlechts, würdig erhebt dich mein Lied!
Wahrlich, ein Gott hat dir die beringten Finger gesegnet,
Daß sie des Dichters Gedeck neben das ihre gelegt.
Was ein Gott mir, erscheint vielleicht ein Teufel der Mitwelt,
Der unendlichen Sangs schrecklichen Samen gestreut.
Lange begraben von kalter Kritik abstrakter Begriffe
Ruhte vergessen und stumm mir das lebendige Lied.
Keine der Musen beseelte mit lösendem Kusse die Lippen,
Und kein flammender Blick weckte das schlummernde Herz.
Und nun mitten im schnöden Geräusch der tafelnden Menge,
Neben dem faden Bordeaux springt der kastalische Quell?
Schweift mir doch immer der fragende Blick nach dem feinen Profile.
Nach dem schimmernden Haar, das sich am Nacken ihr löst.
Sollte so nahe die Muse mir sein, wie ich bebend es ahne,
Ei, so gäbe sie wohl jetzt mir zur Rede das Salz.
Aber was sag' ich zu ihr? Ach wär' ich doch einmal nur geistreich!

Fehlte nicht selbst ihr das Salz, wahrlich, ich schwiege noch heut!
Doch ich folge dem suchenden Blick, sie dankt und — ich rede!
Zum Musageten erhöht strahlt der geschniegelte Fritz!

II.

Welch tiefsinnige Weisheit gebar das leichte Gespräch aus?
Wandelnd im schattigen Tal treiben wir Metaphysik.
Peripatetiker sind wir! Der stagiritische Meister
Konnte nicht langsamer gehn, als er die Logik erfand.
Und nun hab' ich es demonstriert. Ein schelmisches Lächeln,
Das mir die Zweifel verrät, fliegt um den rosigen Mund.
Stets gebunden an Raum und Zeit und die Welt der Erscheinung
Sollten wir sein, und nichts nimmt uns die Fesseln hinweg?
Nein, Herr Doktor! Es ziere die strenge Begrenzung den Forscher,
Welcher der Wahrheit Korn scheidet von flüchtiger Spreu.
Mir doch laßt den entzückenden Flug auf goldenen Schwingen!
In die Reiche des Traums flieh' ich und lache des Zwangs.
Dieser gewundene Weg will mir Gesetze bedeuten,
Aber den steileren Fels klimm' ich zur Höhe hinan.
Und so trägt mich weicher das Moos, und die ragende Wurzel,
Wo sie den Pfad mir wehrt, diene zum schützenden Halt! —
Leicht mit der Linken erfaßt sie das Kleid, den Stamm mit der Rechten,
Ein geschmeidiger Sprung hebt sie den Abhang empor.
Und sie lächelt zurück und winkt. Vergeblich am Wege
Warnt die strenge Kritik vor der verbotenen Fahrt.

Also male mir, Künstler, die metaphysische Göttin,
Wenn sie die Philosophie lockt aus gesichertem Grund!
Zeichne den zierlichen Fuß und bilde die süße Gestalt mir
Und den strahlenden Blick, der mir den Willen geraubt!
Und nun nimm mich, ewiger Wahn des göttlichen Platon,
Nimm mich hin und rasch führe der Holden mich nach!

III.

Siehe, schon ruht sie am luftigen Sitz und schaut in die Weite,
Während die Mühe des Wegs schneller den Busen ihr hebt.
Sanft bewegt sie den Arm, stumm deutend über die Berge,
Wo zu purpurner Glut scheidend die Sonne sich neigt.
Wolken lodern in Licht und blenden das weichende Auge,
Das sich im milderen Glanz schimmernder Locken verbirgt;
Dort von der Wendung des Hauptes verscheucht, zur goldenen Spange
Um den schneeigen Hals flieht es und sauget sich fest.
Ach, dem Gesetz entrinnet kein Sterblicher! Rase mit Stürmen
Über das Erdrund fort, stürze zu Klüften hinab,
Weile, verschlossen, ein Klausnergemüt, im tiefsten Gemäuer,
Oder ins Menschengewühl wirf dich, ein Tropfen ins Meer —
Immer bannt dich der Sinne Gewalt. Es gaukelt das Auge,
Gaukelt das lauschende Ohr irdische Mächte dir vor.
Wir sind Sklaven und werden bestimmt. Zwar fraget nach Gründen
Stets der Meister Verstand, aber er hört sie nicht an.
Frei nur und Herrscherin ist allein die göttliche Schönheit.

Vorlaut wage zum Thron nimmer ein Frager sich ihr!
Schweigend ruft sie. Der Siegenden stürzt der Kühne zu
Füßen
Und vergeht. Sie blickt, und es erstarrt der Moment,
Räume fließen zusammen, Unendliches hat sich begeben,
Nie zu Denkendes löst groß im Gefühle sich auf.

IV.

Sinket die Sonne schon? Am Rande des moosigen Felsens
Liegt die zierlichste Hand. Gleitet die meine hinab
Zag nach heimlichem Ziel? Es hofft das törichte Herz noch,
Daß ein Zufall erscheint, was es mit Zittern erstrebt.
Wie die Pulse mir stocken! Wie mir ein wonniger Schauder
Süßer Ahnungen voll Körper und Seele durchbebt!
Und so steh' ich und wage nicht mehr zu sehen, zu denken.
Daß mir das Glück nicht schwand, fühl' ich und glaub' es
noch kaum.
Eherner Fessel gleich hält mich die leise Berührung,
Aber die Fesseln der Welt hat mir die Stunde gelöst.

V.

Wie nur ist es geschehn? Mein Sinnen kann es nicht finden.
Was ich sprach? Ich weiß sicher, Geliebte, du schwiegst.
Haar und Wange berührte mein Mund, noch fühl' ich es
bebend —
Aber wie kam es doch nur, daß du die Lippen gereicht?

VI.

Fern uns weilet sie heut, doch stets beherrscht die Geliebte
Mir die verschwiegene Brust, jenen den regsamen Mund.

Immer schwebt das Gespräch um sie. Was reden sie alle!
Reizend sei sie und gut, freundlich und klug und gewandt!
Jener erhebt den Wuchs, der preist die Milde des Herzens,
Diese den zarten Geschmack oder den raschen Verstand.
Still, des heimlichen Glückes gewiß, so lausch' ich dem Lobe.
Ach, den Schwärmer verriet wohl der beseligte Blick?
Denn leicht spottend wendet zu mir sich die neckische Schwester:
Dein entzündliches Herz rede sich, Bester, nichts ein!
Freundlich begegnet sie dir und freundlich begegnet sie allen;
Denkender Männer Gespräch lockt den beweglichen Geist.
Wie sie die Hand in Freundschaft dir reicht, so lacht sie auch herzlich,
Wenn dein scherzendes Wort zarte Gefühle verbirgt.
Nein, bescheide dich weise! Wie seid ihr Männer doch eitel!
Hüte dir Worte wie Blick, daß du die Kreise nicht störst!
Immer strebt der begehrliche Mann nach eignem Besitztum;
Daß sich das Ganze gefällt strebt die verständige Frau. —
Lachend stimme der Schwester ich zu; gern lob' ich die Freundin.
Ach, wie herrlich sie ist, weiß ich von allen allein.
Doch mir schließet das Glück den Mund mit ewigem Schweigen,
Und das süßeste Lob rühmet nun keiner an ihr!

VII.

Daß sie das Alter entzückt, die Jugend sich dienend ihr neiget,
Wo die Liebliche blickt, keiner noch fragte darum.

Fragt doch keiner die Sonne, warum sie Leben verbreitet
Und im glitzernden Tau farbige Strahlen verstreut.
Ruhsam dehnt sich die Welt in ihren erwärmenden Gluten;
Tropfen, am Halme verzehrt, schwinden zum Äther im Licht.
Meine verehrteste Tante (ich hoffe sie einst zu beerben)
Wird, gern gönn' ich es ihr, durch die Geliebte noch jung.
Stieg sie doch gestern mit ihr die Felsen hinauf um die Wette,
Kühn an der Halde Gefäll suchte sie Blumen zum Kranz.
Meine Kälte verwundert die freundliche Tante; sie meinte,
Wär' ein Mann sie, wie ich, hätte sie längst sich verliebt
Auch der dünne Major und der witzige, dicke Justizrat
Wären ganz anders galant, zeigten geschickt sich und zart.
Geht die Liebste des Abends nachhaus, wie drängen sich beide
Um die Ehre, den Schal über die Schulter zu ziehen.
Glücklich, wenn sie das blonde Gelock im Fluge berühren.
Jener trägt ihr den Schirm, dieser den zierlichen Korb.
Sorglich knotet die Tante das Tuch ihr über dem Busen,
Daß nicht kühlere Luft frevelnd zur Nacht sie berührt.
Ernst verbeug' ich mich, und jene geleiten sie treulich;
An des Gärtleins Tür ziehn sie sich höflich zurück.
Horch, die Schritte verhallen! Es öffnen sich Arme der Liebe!
Was die Tante geknüpft, löset der Neffe sich auf.

VIII.

Glüht, ihr strahlenden Lichter, auf leicht bewegte Gestalten,
Gießt den festlichen Glanz über der Säle Gewühl!
Die Terrassen beherrscht, die weiten Arkaden die Flamme,

Und vielfarbigen Schmuck legte der Garten sich an.
Tausend Stimmen schwirren um mich, der rauschende Reigen
Tönet und eng vereint gleiten die Paare vorbei.
Und ich stehe zur Seite, durchforschend die eilende Menge.
Schweift ihr irrend umher? Suchet nur immer — ich fand!
Sieh, da schwebt es einher! Willkommene süße Bewegung!
Näher! Ich kenne die Stirn, kenne die Rosen im Haar.
Fliehst du wieder? Ein Blick, ein einziger! Ewige Götter,
Hat der zuckende Blitz, mir nur die Seele erhellt?
Sah ihn keiner? Wie blind ihr seid! — Sie lächelt und plaudert —
Scherzend löset sie sich. Ach, und nun weilt sie bei mir!
Schon verneig' ich mich, schon liegt ihr Arm in dem meinen
Und mit zärtlichem Druck lehnt sie entzückend sich an.
„Süßes Herz," so flüstert es leis. — „Du Einziger, Lieber!"
„Endlich, endlich bei dir?" — Laute, wie seid ihr doch taub!
„Hast du mich lieb, du Böse?" Da lacht sie hell, und die Nachbarn
Wenden sich um. „Mein Herr!" droht sie und ziehet mich fort,
Durch der Tanzenden Flug und durch der Schwatzenden Zögern
Nach der Pforte des Saals und die Terrassen hinab.
Beide schweigen und streben vereint. — Verwünschte Bekanntschaft!
Wer mit höflichem Wort redet die Dame mir an?
Wieder ein Ohm? Ein Vetter? Gottlob, er scheidet — Hinweg denn!
Dehnet der Lampen Schmuck endlos im Garten sich aus?

Hier — ein Pförtchen, ein dunkeler Weg! Es rauschen die Wellen
Unter dem Ufergebüsch, ferne verhallt die Musik,
Einsam ist es und Nacht — — Wild schluchzend stürzt es ans Herz mir:
„Dein, nur dein!" Und heiß tauschen die Seelen sich aus.

IX.

Über der Tropfen Gestalt oft saß ich messend und schreibend,
Und der flüchtige Schwarm wurde mir hold und vertraut.
Oftmals, wenn das Regengetropf verstörte die Gäste,
Dem eintönigen Fall lauscht' ich mit heiterem Sinn.
Endlos heute vom Grau des Himmels sinken sie nieder,
Doch zu zärtlichem Spiel regen sie leise das Herz,
Bannen uns beide vereint ins trauliche Stübchen der Liebsten,
Vor neugierigem Blick schützet die bergende Wand.
Wie nur schob der Riegel sich vor? — Solch sonnige Stunden
Gibt nicht Wald und Gebirg, gibt die Geliebte nur dir.
Zart verhüllt der Liebenden Gott die Sonne mit Wolken;
Der uns die Nächte versagt, wandelt die Tage zur Nacht.

X.

„Herz, wie lange bleibst du mir treu?" so fragtest du lachend.
„Ei, fünf Jahre gewiß," sagt' ich und küßte dich schnell.
Scherzen konnten wir noch — und jetzt? Hat Lieben ein Ende?
Ach, der Zweifel allein dünket mir Elend und Tod.
Was ich gewann, nun hält es mich fest mit ewigen Banden,
Und kein Wille der Welt löst mich, Geliebte, von dir!

XI.

Waldigen Hängen entlang, an rauschenden Bächen der Täler,
Auf der Straße Gefäll rollet der Wagen dahin.
In die Kissen gelehnt empfang' ich dankenden Blickes
Deine Geschenke, Natur, die du dem Ruhenden häufst.
Wie der schwärzliche Wald sich begrenzt an leuchtenden Wiesen,
Wie der ragende Fels drohend zur Tiefe sich stürzt,
Ferner Herden Geläut und aus verborgenen Hütten
Fallender Hämmer Schlag, alles begegnet und flieht.
Und nicht zwingt mich der Tag ermüdend die Glieder zu rühren,
Nicht den steinigen Berg klimm' ich in Gluten empor.
Schau nur, zackige Klippe, herab, du winke mit Schatten,
Dunkeler Wald, ihr lockt nicht mich zur Höhe hinauf.
Ungern lohnt das Gebirg dem steigenden Wandrer die Mühe,
Als Gebieterin zeigt sich dem Erschöpften Natur.
Doch den Felsen bezwang die Macht der sprengenden Arbeit,
Über den schäumenden Strom eilt der geglättete Weg,
Und so lad' ich zu mir das enthüllte Geheimnis der Wälder,
Daß es gehorchend erscheint nah' dem genießenden Herrn.
Langsam schließ' ich die Augen, und zwischen den gleitenden Bildern
Aus der Dämmerung sanft strahlt es wie Sterne mich an.
Sehnsucht lösch't' im Sturme des Tags die sengende Fackel;
Mild wie Schimmer der Nacht glänzt mir der Liebe Gestirn.
Nicht mehr zitternd ring' ich um Gunst der trotzenden Schönheit,
Nicht im zweifelnden Gram härmet der Busen sich ab.

Bangende Frage verstummt, und zu dem schweigenden Himmel
Strömt kein klagendes Lied, wild sich empörend, hinauf.
Was ich ersehnt in glühendem Traum, mir gab es die Eine,
Gab, wie Götter des Glücks, alles dem Einen und ganz.
Sicher geborgen ergibt sich das Herz dem schmeichelnden Spiele,
Das den holden Gewinn zärtlich versuchend erhöht.
Um mich schwebt der Liebsten Gestalt. Die heiteren Augen
Reden zu mir, und still halt' ich dem stummen Gespräch.

XII.

Strahlender Morgen hebt sich um uns; grüngolden zu Füßen
Liegt das wellige Tal, bis sich der dunklere Wald
Aufwärts streckt und verblaßt mit bräunlichem Schimmern am Felsen,
Der mit steilerem Grat mächtig zum Himmel sich türmt.
Hand in Hand, so sitzen wir stumm; es leuchten die Berge,
Leicht wie Wellen des Bachs rinnen die Stunden dahin.
Oder stehen wir schon auf ragender Höhe, die Blicke
Über der Eisschlucht tief schwindelnde Felsen hinaus
In die Ferne gesenkt, weit über die sonnenbeglänzten
Heimatsfluren, entrückt allem Dämonengezücht,
Das in den Gründen sich regt? Willkommen, göttlicher Äther!
Wie dein leuchtendes Blau über die Lande sich spannt,
Also schwebet die Seele des talentstiegenen Wandrers
Allumfassend und frei, und die verkleinerte Welt
Rollet, ein leichter Ball, sorglos im Spiele getrieben,

7*



In der unendlichen Flut reiner Gefühle dahin.
Von den Schranken gelöst verschmilzt Natur und die Ichheit,
Nicht die Liebenden mehr, Liebe nur waltet und ist.
Doch schon ballt sich trennend der Nebel und schaffet Gestalten.
Zur Bewegung bestimmt steigen die Körper hinab,
Wieder im Wechselgespräch gesellen sich Menschen zu Menschen
Wieder dem Lebenden wird Liebe zu heißem Begehr. —

XIII.

Neidische Sonne, noch sinke du nicht! O könnt' ich gebieten
Stehe still! Dann mag Welt sich zerschellen an Welt,
Stürze zusammen, was immer bedarf des geregelten Wirbels
Den die träge Natur sich zum Gesetze gemacht!
Nur dies Tal im Schatten des Walds und die Liebenden beide
Aneinandergeschmiegt lös' ich vom Wandel der Zeit.
Denn Gesetze binden uns nicht der schnöden Erscheinung!
Liebe, so will ich, allein Liebe gebiete der Welt! —
Morgen soll es geschehn, das Unmögliche? Morgen wir scheiden?
Und die Sonne, sie sinkt? — Liebste, die Sonne, sie sinkt!

XIV.

Meilen rasen dahin, ich lehne dir stumm gegenüber;
Dicht im Wagen gedrängt häuft sich der Reisenden Schwarm.
Und kein Wörtchen ist uns vergönnt. Es lauschen die Ohren.
Selbst dem flüchtigen Blick lauern die Augen noch auf.
Nur das Füßchen, im faltigen Kleid verborgen der Neugier,

Unter der Decke verhüllt spricht mit verständlichem Druck.
All ihr Organe, versammelt euch heut in zierlichster Zehe!
Mund und Augen und Hand, tretet die Ämter ihr ab!
Ach wieviel erzählet sie mir in verschwiegner Berührung,
Ach wieviel zurück strömt durch die Brücke zu dir!
Ein Gedanke beherrscht mir das Herz, wir kennen ihn beide;
Ein Empfinden durchzuckt beide mit süßer Gewalt.

XV.

Tramwayklingeln und Pferdegestampf und Wagengerassel—
Ein geschäftiges Volk, das an der Ecke sich drängt, —
Abschiedsworte verhallen im Lärm — ein warnender Zuruf —
Hand entgleitet der Hand — ach, und nun bin ich allein.
Vorwärts schiebt mich die Menge, die rastlos flutende Strömung
Schließt sich wie Meeresgewog über versunkenem Glück.

XVI.

Oftmals hab' ich die Gunst der gerühmten Schäfer beneidet.
Denen in Wald und Gebirg liebend die Göttin genaht.
Selig auf Idas Höh'n schien mir Anchises zu preisen,
Dem Aphrodite selbst kosend zur Seite geruht;
Selig war Endymions Schlaf bei Artemis' Küssen —
Doch nun acht' ich das Glück ländlicher Helden nicht mehr.
Mir auch stieg von des hehren Olymp weitglänzendem Gipfel
An die irdische Brust eine der Hohen herab.
Wohl erglühet in Wonnen das Herz im Arm der Geliebten,

Wohl zu mächtiger Tat stachelt der Sterblichen Kuß,
Doch was mir die Geliebte verliehn, das schenken nur Götter
Ihren Lieblingen voll: Frieden und Segen und Sieg.
Aber rühme sich keiner der Gunst! Verborgen den Menschen
Liebend enthüllt sich der Gott nur dem verschwiegenen Dienst,
Still drum ehr' ich der Göttin Tag mit heiliger Feier,
Richte den goldnen Altar heimlich im Busen ihr auf,
Schmücke mit Kränzen ihr Bild und opfere zärtliche Lieder,
Und auf Knien vor ihm sprech' ich das fromme Gebet:
Anmutvolle, erhabene Frau, geliebteste Herrin,
Die mit leuchtendem Blick hold mir die Stunden erhellt,
Neige dich freundlich herab dem Getreuen, den du erwähltest,
Daß unlöslich zu dir glühende Sehnsucht ihn führt!
Wenn du gnädig ihm bist, wenn je die segnende Hand du
Dem verzweifelnden Freund mild auf die Stirn gelegt,
Oder still zur Seite gelehnt bald Schwüre der Treue,
Bald belehrendes Wort leise mit ihm du getauscht,
Wenn im Tannengeheg, wenn sonst im Schatten der Berge,
Ach, unendliches Glück Lippe zu Lippe du gabst.
Wenn du, Leben und Welt vergessend, die eigene Hoheit
Dem geliebtesten Mann warfst in den seligen Schoß, —
O, so neige dich freundlich herab! Dem grimmen Verhängnis,
Das selbst Götter bezwingt, trotze die Liebe wie du!
Dein ward ich und bleibe nun dein auch wider das Schicksal,
Und dein Wollen allein schreibe Gesetze mir vor.

XVII.

Ach, da bist du ja, Liebste! Willkommen du schmerzlich Ersehnte!
Sah ich die Augen doch aus mir nach der süßen Gestalt,
Ob sie mir kommt und nichts ihr hemmt die eigenen Wünsche,
Bangsam fragt ich, und starr blickt' ich ins Menschengewühl.
Und nun löst es sich ab und entrinnt der treibenden Menge,
Ach, in der Einen allein lebt mir und flutet die Welt.
Sieh, wie es schwebt! Nun kreuzt es auf zierlichem Fuße die Straße —
Götter, wie freundlich und lieb blicken die Augen mich an!
Und nun winkt mir das Köpfchen, nun faſſ' und drück' ich die Hände —
Wären die Leute nicht hier, fielen wir uns um den Hals.
Ja, im Sommer, am bergigen Hang, wenn ich dort dich erwartet,
Liebling, im schweigenden Wald glückte wohl besser der Gruß.
Doch nun komm nur, mein Herz! Den Arm ja darf ich dir reichen,
Auch die lärmende Stadt bietet verschwiegenen Platz.
Weht gleich herbstlich die Luft — ei sag', du goldne Liebste,
Hast ja so sommerlich leicht heut dir die Hülle gewählt?
Laß dies wärmende Tuch, mein Lieb, um die Schultern dir legen —
Aber wo bin ich? — Es reißt, weh mir, der liebliche Traum!
Einsam sitz' ich daheim, und nur das Bild der Geliebten
Spiegelt in Sehnsuchtsglut wieder die glückliche Zeit.

XVIII.

Gegen das Schicksal, das mit ausgebreiteten Schwingen
Ruhig schwebt und in Nacht schattend die Sonne verbirgt,
Das den wärmenden Strahl der geliebtesten Augen verbietet
Und das wonnigste Glück ewig dem Leben entzieht —
Gegen das Schicksal murr' ich nicht mehr in vergeblichen Klagen;
Denn ich wählte mein Los wissend und geb' mich ihm hin.
Aber wenn ein zuckender Blitz zu günstiger Stunde
Hell des strengen Geschicks finstere Nebel durchbricht,
Wenn ein flüchtiger Hauch des Glücks von der fernen Geliebten
Schmeichelnd sich naht und der Brust selige Ahnungen weckt
Und dann täppisch und blind ein widriger Kobold der Tiefe
Auf den erhofften Weg hindernd und sperrend sich wälzt, —
Dann empört sich der Sinn, dann braust das zürnende Herz auf,
Und mit kräftigem Fluch schmäht es den störenden Wicht.

* * *

Einsam liegen die Wege im weiten Gelände. Die Berge
Heben mit freierem Blick luftig die Gipfel empor,
Über die Täler schweift entzückt das Auge des Wandrers
In das Dunkel des Waldes tritt er verborgen hinein.
Niemand stört des Schreitenden Pfad. Ein ermüdeter Bergmann
Geht vorüber und grüßt freundlich aus schwarzem Gesicht.
Stunden könnten verrinnen — der Welt und den Menschen entflohen,

Ganz sich selber geschenkt wäre die Liebe sich hier.
Ach, daß ich jetzt dich entbehre! Den Pfad, den rasen-
bedeckten,
Möcht' ich so gern mit dir, Liebste, zur Seite begehn.
Niemand sieht uns. Ich kann den Arm um die Schulter dir
schlingen,
Kann die Lippen dir heiß drücken aufs duftige Haar,
Küssend Augen und Mund die seligsten Worte dir stammeln
Und — — bei jeder Gewalt, welche die Hölle verleiht,
Fluch' ich dem tückischen Tag, der mir die Geliebte entfernt
hält
Und mich Einsamen hier darbend der Pein überläßt.
Freundlich winkte die Göttin Gelegenheit, aber der Kobold
Ungunst zerrt das Gewand über ihr holdes Gesicht.

XIX.

Gibt es Zufall? Gehört zu den Reflexionsprädikaten
Oder zur Relation dieser vertrackte Begriff?
Und wie steht's mit dem Ende der Welt? Die Antinomien
Kläret ein wenig uns auf! Sagt, wie der ewige Kant
Zu der Frage vom Ding an sich einst selber sich stellte!
Auch die Korpuskeln Descartes' lassen noch Zweifel zurück.
Himmel und Hölle! Hinweg, philosophisches Fragengesindel!
Bücher beiseit', und ihr, Blätter, notizenbedeckt,
Groß in Quart mit dem breiten Rand, Artikel und Reden,
Fort nur fort! Doch gebt einzig im kleinsten Format
Mir ein zierliches Blättchen. Denn Eins nur will ich noch
denken,
Eins nur schreiben, das ist: Rette mich, Liebste, zu dir!

Frage mich nicht! Denn sieh, von Fragen glühet der Kopf mir!
Küsse mich, Lieb, wie ich dich! Gluten vertreibe die Glut!

XX.

Im Konzert.

Niemals mach' ich den Freunden es recht. Ein Kraftvirtuose
Oder ein Sänger erscheint, den man vor Kurzem entdeckt, —
Bleib' ich zuhaus' alsdann, wenn dicht gedrängt der Konzertsaal
Unsere Kenner vereint, heiß' ich sogleich ein Barbar.
Also, ich geh' und höre; so gut wie anderen Menschen
Wuchs mir das Ohr, man sagt, länger als andern sogar.
Gleich mit Schmunzeln naht sich das süße Gesindel der Freunde:
„Ei, auch Sie im Konzert? Bester, was treiben Sie hier?
Was bemühen Sie sich? Sind Sie denn selbst musikalisch?
Studien, wie? Seit wann sind für Musik Sie bekehrt?"
Also grinsen die Toren mich an. Ihr närrischen Leute!
Hätte ein gütiger Gott mich mit der Gabe beglückt,
Wie er mir Vers und Worte gewährt, mit schwebenden Tönen
Was mir die Seele bewegt, schaffend zu bannen im Klang,
Ja, dann säß ich nicht hier, ein Bettler an anderer Türen,
Um im gaffenden Volk Hörer wie andre zu sein.
Dann im einsamen Zimmer die Saiten ließ' ich erklingen,
Oder im rauschenden Wald schmettert' ich Lieder empor.
Doch dies ward mir versagt. Und weil mir lebendiger Töne
Holde Gewalt von selbst nicht aus dem Herzen entquillt,
Darum such' ich sie auf, daß mich die fremdere Muse

Nicht als rauheren Gast banne vom heiligen Kreis.
Freundlicher duldet sie mich als ihre Propheten und Gönner,
Und nicht fragt sie danach, was ich im Tempel gewollt.
Reich wie Göttinnen schenkt sie aus nimmer versiegendem Borne
Auch dem Verschwender wie mir, welcher die Gabe verspielt.
Denn dies muß ich gestehn: Nie weiß ich, was man uns vortrug,
Ohne Namen sind mir Künstler und Künste zugleich.
Aber es füllt mich der Klang, gleichwie das Rauschen des Waldes
Träume des Lenzes erweckt, wenn wir auf schwellendem Moos
Von der Wanderung rasten und durch die beweglichen Wipfel
Goldig und grün das Spiel schwankender Lichter sich stiehlt.
Also lockt mir Musik die Seele zu träumender Reise,
Der Erinnerung Tor öffnet sie glänzend und weit.
Tausend Gedanken steigen empor und schlingen den Reigen,
Und ein glücklicher Blick hält die verschlungenen fest.
Zu der klingenden Schwester gesellt sich die trautere Muse,
Und im Wolkengefährt führen mich beide hinauf.
Fern im Dämmer verschwimmt mir der Saal; der Köpfe Gewimmel
Dehnt wie ein flaches Gefild rundlicher Kiesel sich aus,
Drüber der Töne Gewog hinfließt wie Wellengekräusel,
Bis ein Händegeklatsch störend das Bild mir verscheucht.
Kehrt mir der Blick zur Erde zurück? Zwei schimmernde Sterne
Glänzen — oder vielleicht Blümchen, am Bache erblüht?
Sieh, da beugt es am Pfeiler sich vor, ein zierliches Köpfchen

Neigt sich herüber, und schnell sind mir die Träume verscheucht.
Denn das Leben blickte mich an mit wonnigen Augen — —
Spottet nur, Freunde, ich fand, was ich mir suchte, das Glück!

XXI.

Die mich lange verließ, der strengeren Göttin gewichen,
Einmal wieder verleih', dichtende Muse, den Sieg!
Ehemals warest du hold dem Strebenden; aus der Geliebten
Leuchtenden Augen selbst strahlten die deinen mich an,
Und das befreiende Lied entquoll der ringenden Seele,
Und manch zärtlicher Dank ward dem Beglückten zuteil.
Warum fliehst du mich nun? Nicht minder glüht mir die Sehnsucht
In der pochenden Brust, minder die Liebe mir nicht.
Immer tauchen die Bilder gesegneter Tage zur Höhe,
Immer mit finsterem Blick starret die Trennung mich an,
Doch kein Distichon malt mir den Reiz der geliebtesten Nähe,
Und kein klagendes Lied löst den verzehrenden Schmerz.
Nein, so Sträfliches können die ewigen Götter nicht wollen,
Daß mein freundliches Lieb heut des Gesanges entbehrt,
Da befreundete Hände den Tag ihr schmücken, und Einer
Bliebe kargend zurück, er, dem sie alles geschenkt?
Freilich empfängt mein Lied nicht solch entzückende Lohnung,
Wie zur sonnigen Zeit, als ich es selber ihr las.
Damals grünte der Wald um uns mit schattigen Fichten,
Das bemooste Gestein häufte sich schützend empor.
Zwischen den Stämmen wiegte sich luftig das Lager der Liebsten,

Und der gehorsame Freund blickte zur Schwebenden auf.
Dann, wenn ein glücklicher Vers das heimliche Sinnen der Liebe
Klingend verriet, wie hell glänzte das Auge zu mir,
Und den Willigen zog es heran mit schmeichelnden Armen,
Bis die Lippen gelohnt, was sich die Lippe verdient.
Aber nun deckt Schnee die verstummten Wälder und Steine,
Einsam im fernen Gemach öffnet die Liebste den Brief,
Und kein sprechender Blick zuckt licht von Auge zu Auge,
Statt geschriebenen Worts Bote der Liebe zu sein.
Still! Die Geliebte liest. Was tief im Herzen mir ruhte,
In dem ihren zugleich werd' es zum Leben erweckt!

XXII.

Wieder ein Jahr, und ich sah sie nicht und hab' es getragen.
Und sie selber, es scheint, trug es mit Fassung bisher.
Denn nur selten sah ich die zierlichen Züge der Feder.
Und was schrieb sie mir dann? Alles voll Philosophie!
Mit Problemen umschüttet die Liebste mich rings, wie der Wirbel
Trockene Blätter im Herbst über den Wandernden streut.
Aber zuletzt doch ein flüchtiger Gruß! Ihn sucht' ich zuerst mir:
„Tausend Küsse, mein Lieb! So! Und nun ist es genug!"
Keinen Namen dazu. Ein Schnörkel muß ihn vertreten;
Denn ich selber am Tag seufze wohl hundertmal ihn.
Heut' nun schreibt sie gewiß mir wieder! Mit reizender Gabe
Hat sie jegliches Jahr meines Geburtstags gedacht.
Ach, das beste Geschenk versagt mir neidisch das Schicksal:

Selbst zu freundlichem Gruß ihr in das Auge zu sehn.
Und da ist ja der Brief! Doch nein— du mußt dich gedulden!
Hab' ich die andern begrüßt, Liebste, dann sind wir allein!

XXIII.

„Hochgeehrter Herr Doktor! Verzeihn Sie, bitte, den späten
Dank für Ihren Essay, den Sie mir freundlich gesandt!
Mit Interesse vernahm ich daraus —" Zum Teufel! Was
soll das?
Aber sie schrieb's und schrieb deutlich den Namen dazu:
„Ihre ergebene Freundin." — — Ich lege den Brief zu
den andern.
Ruhig schließ' ich das Fach. Ruhig — — Wie kam es doch nur?
Tag war's, als ich den Brief verschloß, und immer noch sitz ich
Ruhig im stillen Gemach, aber es dunkelt um mich.

Gedichte vermischten Inhalts

Liebesurlaub

„Weiter soll sich nicht ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen." —
Weiter, als sich Liebe wagt,
Ist das Lied erklungen,
Und soweit die Sehnsucht klagt,
Liebend wird's gesungen.

Auch ein Mathematicus
Las es in Gedichten,
Und er faßte den Entschluß,
Sich danach zu richten.
Eh' er Liebe noch erprobt,
Wollt' er schon beweisen,
Welch ein Stück man, wenn verlobt,
Kühnlich dürfe reisen.

Ein Rose in der Hand
Nahm er in der Frühe,
Sah zur Uhr dann unverwandt,
Wann sie wohl verblühe.

Hundertmal den rundversuch
Hat er unternommen,
Schrieb dann in sein Taschenbuch,
Was herausgekommen.

Und ihm sagt der Mittelwert,
Den er stolz gefunden:
Rosen blühen unversehrt
Fünfzehn Viertelstunden.
Als die Zeit ihm sicher stand,
Wußt' er leicht zu sagen,
Welche Strecke sich ins Land
Liebe dürfe wagen.

Gehst bescheiden du zu Fuß,
Sind es kaum zwei Meilen;
Vier schon auf dem Omnibus
Darf die Liebe weilen.
Aber trägt im Dauerlauf
Dich der Schnellzug brausend,
Steigt der Meter Zahl bis auf
Dreimal hunderttausend.

Als der Rechner dies erkannt,
Glänzten seine Mienen,
Weil ihm nicht zu eng gespannt
Liebesfesseln schienen.
Und es ging ihm, wie er's trieb,
Bald ward er gefangen,
Und in blonden Locken blieb
Seine Seele hangen.

Ein Rose in der and
Kam er einst geschritten,
Von der Liebsten über Land
 rlaub zu erbitten.
Sprach: „Die Rose blühet fort
An die vierzig Meilen,
Will drum nach dem ichterwort
Dir so weit enteilen.“

Doch die Holde: „Nur die Zeit
Hast du scharf ergründet.
Aber die Geschwindigkeit
Wird von mir verkündet.
Sieh' die Ros' in meiner Hand
Halt' ich still im Garten;
Und nun fahr' du über Land,
Und ich will hier warten.“

Aus den Augen klar und hell
Flog ein leichtes Blitzen,
Und der rechnende Gesell
Blieb verwundert sitzen. —
Herzen ruhten süßbeglückt,
Lippen wonnetrunken —
Und die Rose lag zerdrückt,
Als der Tag gesunken.

* * *

Stelldichein

Sie schwärmten von heißer Liebe Glüh'n
Und nächtlichem Erwarten,
Wo unter dunklem Immergrün
Frau Venus steht im Garten.

Sie kamen geschlichen dicht verhüllt,
Sie standen sich gegenüber,
ie Augen von heimlicher Glut erfüllt
Leuchteten wie im Fieber.

Sie hätten umschlungen sich gar zu gern,
Daß Herz an Herz geschlagen,
Doch ach, ihr Mantel war zu modern,
Zu hoch am Pelze sein Kragen.

Und als sie sich neigten zum ersten Kuß,
Da fröstelten sie bedenklich;
Denn er war ein Rheumatikus
Und sie katarrhalisch kränkli .

Die schöne Frau im Mondenstrahl
Enthüllte die weißen Glieder
Und sah von ihrem Piedestal
Mitleidig auf sie nieder.

* * *

Hörselberg

Wir steigen hinauf den waldigen Grund
Zum Berge der schönen Frau.

Das Auge lacht, es scherzt der Mund,
Die Luft ist lind und lau.
Und wo mit zackiger Felsenwand
Die Halde stürzt zu Tal,
Da grüßen wir jubelnd das weite Land,
Beglänzt von sonnigem Strahl.

Hier waltet gebietend die schöne Frau —
Wir lächeln und wissen darum.
Es spielen auf der blumigen Au
Die blauen Falter ringsum.
Das ist der gebannten Seelen Schar,
Verfallen der lockenden Fee — —
Nun flattern sie rastlos immerdar
In ungestilltem Weh.

Und zwischen Kiefergebüsch und Stein
Irrt forschend der Blick durchs Tal.
Wo führt der Weg zu dir hinein,
Frau Venus, in deinen Saal?
Wo bist du, Herrin der Bergesschlucht,
Du Sinnbestrickende, sprich!
Verlangend haben wir dich gesucht,
Und grausam verbirgst du dich?

Und tief im Berg mit drohendem Groll
Das Wort Frau Venus hört.
Nun hat sie, ach, geheimnisvoll
Den Frieden mir gestört.

Verzaubert lagen Stund' und Ort
Von ewiger Sehnsucht Macht —
Drum ist auch mir nun fort und fort
Die stumme Qual erwacht.

lun muß die Seele, dem Falter gleich,
Verweilen am Wiesenhang;
Nun schweift das Auge zum Bergbereich
Sehnsüchtig wegentlang.
Dort seh' ich wandeln im Goldgewand
Frau Venus' holde Gestalt. —
Dort hat sie für ewig mich gebannt
In ihre süße Gewalt.

* * *

Hermione

Durch den blühenden Myrtenhain
Schwebt Hermiones Fuß wieder zum Meergestad;
Lange lauert der Holden schon,
Fern auf schimmernder Flut spielend, der linde West.

Sieh, nun jagt er in Liebeshast,
Sturmgleich jagt er heran, um das Gewand zu weh'n
An die zarte estalt geschmiegt
Und ums flatternde Haar, das er im Fluge kost!

Aber schneller als er voraus
Von ihm selber geweckt huschet der Wellen Schwarm
Weißaufleuchtend, wie Kopf an Kopf
Liebesgötter ein Heer, drängt es am Strand empor.

Deine Füße begehrt ihr Kuß,
Deine Locken der West, süße Hermione;
Drum noch schneller als Meer und Wind
Muß ich, zürne mir nicht, Liebste, dich an mich zieh'n!

*

Was sprach die sprudelnde Welle
Zum Wandrer heut' am Fall?
„Willkommen, treuer Geselle,
Wo bleiben die andern all?

„Die einst so froh geschritten
Mit dir durch's Waldrevier,
In dumpfer Häuser Mitten
Wer bannt sie fern von hier?

„Mein Lieb, wo birgt sie das süße
Braunäugige Angesicht?
Am Bach die leichten Füße
Küßt' ich so lange nicht!

„Schon läßt die frischen Spitzen
Der dunkle Tannenhain
Mit grünem Golde blitzen
Im lockenden Sonnenschein.

„Gieb, Wandrer, frohe Kunde!
Nicht mehr, der Bann ist aus,
Sie eilen all' zur Stunde
Zu mir und dem Lenz heraus?"

Der Wandrer murrt im Gehen:
„Frag' du nach ihnen den Wind —
Ich habe nichts gesehen
Und weiß nicht, wo sie sind!"

* * *

Gebet

Wir flehten empor aus kläglicher Not
Zum Äther, Erhörung zu finden,
Zu dir, du meteorischer Gott,
er in Wolken waltet und Winden:
Die Wogen wandle zu hellem Krystall,
Daß in eilendem Flug wir uns wenden
Mit leuchtenden Augen und Schleiergewall
Und zärtlich verschlungenen Händen:

Heil uns, gehört ist unser Gebet!
Die Flagge entflattert den Masten,
Und wo sie als leuchtende Lockung weht,
Viel Fröhliche huschen und hasten.
Wir aber entschwingen dem schwirren Gewühl
Uns selbst in seligem Schweben
Und falten die Hände im heil'gen Gefühl
Und bitten aufs neue mit Beben:

Wir flehen empor aus bangender Not,
Glückbringenden Wandel zu finden,
Zu dir, der Liebenden lächelndem Gott,
Der da weiß zu lösen und binden.

Die Herzen wandle zu unserem Heil,
Daß sie gern und vertrauend uns segnen,
So wird uns freudig Gehofftes zuteil.
Und dem Kommenden frohes Begegnen!

* * *

Meine Freundin

Ich finde die Welt entzückend!
Man ist so höflich hier.
Ich wünschte ihr guten Abend,
Sie dankte wahrhaftig mir.

Ich saß an ihrer Seite,
Sie lächelte, wenn ich sprach,
Und als wir photographierten,
Dachte sie wirklich nach.

Es gibt auch gute Bücher,
Die darf ich ihr manchmal leihn.
Wir reden lange darüber,
Treffen wir uns allein.

Ich glaube, sie schätzt mich ernstlich.
Wie selig das mich macht!
Die Träne rinnt mir nieder,
Wenn ich mein Glück bedacht.

* * *

Waldbesuch

Die Wasser rauschen im Felsental — —
Die bärtige Fichte spricht:
„Ich glaube, da kommt schon wieder mal
Solch kläglicher Menschenwicht."

Eichhörnchen plaudert: „Sieh nur, er schwingt
In den Händen Schirm und Tuch!
Das ist ein Professor, unbedingt!
Er zieht aus der Tasche sein Buch."

Es summt der Wind: „Ich nehm' ihm den Hut."
Die Fliege: „Ich brumm' ihm was."
Die Fichte: „Mein Zapfen, der trifft ihn gut."
Der Bach: „Ich spritz' ihn naß."

Da ruhte der Mann auf moosigem Stein
Und lauschte den Stimmen im Wald.
Die schrieb er lächelnd ins Buch hinein,
Und milder klangen sie bald.

Eichhörnchen warnte: „Nun glaub' ich fast,
Der Mensch hat alles gehört —"
Kein Zapfen fiel herab vom Ast,
Kein Brummen hat ihn gestört.

Ihm legte der Wind als Weggesell
Aufs Haupt die kühle Hand,
Und Grüße trug der murmelnde Quell
Gehorsam hinaus ins Land.

* * *

Ostern

Ich sehe wohl die dunkeln Ackerflächen,
Der feuchten Böschung junges Rasengrün,
Die schnellen Wogen in den Wasserbächen,
Und wanderfrohe Menschen hör' ich sprechen:
Ein neuer Frühling will erblühn.

Ein Frühling? Ach, ich weiß es nicht zu deuten
Das Wort, das klingend durch die Fluren hallt,
Das rings die hellen Osterglocken läuten,
Von Auferstehung, der sich andre freuten —
Mir liegt die Welt so kahl und alt.

Was reicht ihr mir die frischen Weidensprossen?
Mit weichen Knospen heute noch bedeckt
Sind sie zu Ruten bald emporgeschossen — —
Die Glocke schweigt — die Feier ist geschlossen —
Nicht jede Seele wird erweckt.

* * *

Falsche Sonne

Wie ich diese Sonnentage hasse,
Diese falschen, hinter Glas gesetzten,
Diese lockend hellen Frühlingstage!
Durch die klaren Fensterscheiben grüßen
Baum an Baum im leichten Knospenschleier
Wie bereit, das süße Lenzgeheimnis
In den offen ausgestreckten Armen
Heißer Wandersehnsucht zu enthüllen.

Auf den jung ergrünten Rasenspitzen
Liegt das Licht mit goldig frohem Lächeln
Lieblich ladend: Komm heraus und wandle!
Lind und milde küssen dich die Lüfte.
Weltvergessen eil' ich aus dem Hause
Warmen, wonn'gen Maienhauch zu schlürfen —
Und mir schlägt der rauhe Ost ums Antlitz
Seinen eis'gen Fittich, und ich schaure,
Schaure bis ins tiefste Herz durchkältet
Und erstarre, wie der Lippe Lächeln
Stummen Schrecks erstarrt vor einem Worte —
Wie ich diese Sonnentage hasse!

* * *

Der Geiz

Ich sah den Geiz — — Nicht in des Mißtrauns Höhle
Sah ich ihn lauern mit der hagern Hand
Das Gold umklammernd, nicht mit scheelem Blick
Und eingepreßtem Munde tief versichernd,
Daß ungemindert ihm der Schatz gehäuft —
Frei stand er da. Die weißen Finger spielten
Mit duft'gem Veilchenstrauß, der Augen Glanz
Erzählte von verborgnem Seelengold,
Und rote Lippen blühten in die Welt,
Und Lieblichkeit und Anmut küßten leise
Das lichte Haar — und dennoch war's der Geiz.
Daß nur vom Strauß kein Blütchen sich verirrt!
Daß nur die Lippe nicht zur süßen Frucht
Des lang ersehnten Worts verschwendend reife!

Daß nur kein Schimmer aus des Herzens Schrein
Mit seinem Golde Bettleraugen segne!
Das ist der Geiz, der im Besitze schwelgt.
Gedanken, Lieder, ach, ein ganzes Leben —
Bring es ihm dar, er rafft es schweigend ein.
Wie das geheime Seelengold, gespiegelt
In der Bewundrung Demantfläche, glänzt!
Wie schön, wie ruhig liegt der klare Schein
Von Fragen und von Sehnen ungestört!
Wie freut sich des Gewinns das sichre Herz,
Das keinen Einsatz wagt im hohen Spiel
Und des Beraubten nur im Traum zu denken
Mit Unmut abweist — Ja, ich sah den Geiz.

* * *

Tanzlied

Die Flügel gereget,
Ihr Reime, geschwind!
Im Reigen beweget
Sich fröhlich mein Kind.

Ihr sollt sie umschweben
In klingendem Tanz
Und flüstern, mein Leben
Ihr eignet es ganz.

Und glüht die Wange
In Jugend und Lust,
Mir glühet schon lange
Das Herz in der Brust.

Und blitzen wie Sterne
Die Augen ihr hell,
Es freut sich von ferne
Ihr treuer Gesell.

Nun schnell, wie befohlen,
Tut alles ihr kund
Und küsset verstohlen
Den blühenden Mund!

* * *

Albumsblätter

Suchest du Rat, so vernimm und wäge die Stimmen der Weisen;
Suchst du Entschluß — ihn gibt einzig die Stimme der Brust.

*

Schätze des Herzens sammle die Tugend und berge sie heimlich!
Offen den reichen Gewinn teilen die Grazien aus.

*

Wage zu denken! Vertraue dir selbst! Zur Freiheit und Würde
Leitet ein festes Gesetz: Folge der eignen Vernunft!

*

Fügsam und stumm gehorcht die Natur dem Menschenverstande,
Doch mit lebendigem Wort grüßt sie das fühlende Herz.

*

Ich sprach zu ihnen im Schalksgewand,
Sie fanden's pikant und voll Verstand.
Als ich gedachte Ernst zu machen,
Wollten sie über den Narren lachen.

*

Wie kommt man mit sich und der Welt ins Reine?
Man habe Gedanken und mache sich keine!

*

Urteilt nur immer von Fall zu Fall,
Dann kann es Euch niemals fehlen.
Es finden sich ja wohl überall
Ein paar kurzsichtige Seelen.

*

Worte der Weisheit, die wir fanden,
Treulich mögen wir sie bewahren,
Aber nur das wird ganz verstanden,
Was wir lebendig selbst erfahren.

* * *

Zu einem Buche

So soll sich jeder Freund bequemen,
Wie sich das Buch zu Willen stellt:
Es schweigt, willst du es nicht vernehmen,
Und spricht, so oft es dir gefällt.

* * *

Ein Hoch den Frauen

6. 11. 1887.

Wer je dem Märchen innig war gewogen,
Bleibt immer dieser stillen Liebe treu.
So oft wir durch sein goldnes Reich gezogen,
Die alte Pracht erglänzt uns ewig neu.
Zu seiner Kinderaugen dunkler Tiefe
Lockt ein Geheimnis sehnsuchtsvoll uns hin —
Beglückter Träumer, der die Welt verschliefe
In seinem Schoß zu seligem Gewinn!

Wenn heut wir wandeln in des Lebens Helle
Und Festesluft auf unsrer Wange glüht,
Im Herzen rinnt versteckt die heil'ge Quelle
Dran unsres Märchens blaue Blume blüht.
Ein Blick, ein Wort vermag sie aufzuspüren,
Es springt des Alltags kahler Fels entzwei,
Und uns mit ihrem Zauberstab zu rühren,
Im Dämmerlicht erscheint die holde Fei.

Sie weckt in uns des eignen Herzens Märchen:
Der hofft noch zagend auf ein künftig Glück,
Der schwelgt bei seinem Gretchen oder Klärchen,
Und jener blickt in stiller Lust zurück.
Denn Liebe heißt der holde Wunderbrunnen,
Daraus zu schöpfen von der Welt befreit,
Und echte Liebe, die wir uns gewonnen,
Sie ist das Märchen unsrer Wirklichkeit.

Dem Märchen gleich läßt sie sich nicht erjagen,
Sie wird geschenkt wie alter Göttersang,
Und wie ein Märchenwort aus Jugendtagen
Begleitet sie des Lebens ernsten Gang.
Es scheucht sie nicht des heißen Streits Gewühle,
Sie widerlegt kein kühler Denkerschluß;
Der Zeit entrückt, im Urquell der Gefühle,
Im Reich der Freiheit thront ihr Genius.

Doch steigt sie nieder in der Sinne Schranken,
In Reiz und Anmut kleidet sich ihr Leib;
Nicht wie das Märchen spricht sie durch Gedanken
Der Liebe Erdensprache ist — das Weib.
Ihm gilt der Gruß, so oft die Pulse schneller
Beim Festtrunk schlagen und die Herzen taun;
Im Wiederscheine strahlt das Auge heller —
Empor die Gläser! Und ein Hoch den Fraun!

* * *

Nachruf

Nicht hinabgestiegen in starres Dunkel
Weilst du nachtverloren im Schattenlande;
Deines Wandels zärtliche Spuren leuchten
Dauernd im Leben.

Immer winkt noch blitzend und groß dein Auge,
Wenn ein herzbefreiendes Wort emporklang,
Wenn ein Sieg gelang und ein Streich die finstern
Mächte getroffen.

Immer schwebt dein Name auf unsern Lippen,
Deine freudig bebende Seele rufend,
Wenn der Tag im fördernden Schritt der Zeiten
Großes erblickte.

Blüten, die am Baume der Menschheit sprießen,
Neuen Glückes reifende Frucht verheißend,
Eure Düfte wehe das Lied zum fernen
Hügel der Freundin.

* * *

Sei gegrüßt im Sonnenlicht,
Kleine Menschenblüte,
Mit dem Sprüchlein treu und schlicht:
Daß dich Gott behüte!
Schaust noch in die Welt hinein
Frei von Leid und Kummer,
Und die Fäustchen rund und klein
Ballt dir noch der Schlummer.

Blühe fort zu Glück und Lust!
Wenn die Tage eilen,
Immer mag in deiner Brust
Holder Friede weilen.
Jeder Blick, der zu dir spricht,
Strahl' in Lieb und Güte!
Sei gegrüßt im Sonnenlicht,
Kleine Menschenblüte!

* * *

Meeresidylle

Tief hing die Wolke, grau der Tag —
Die weiße Brandung schäumte.
Die stolze Nereïde lag
Am Felsenriff und träumte.

Sie dehnte sich in süßer Ruh'
Nach Götterlust und Launen
Und sah der Wasserschlange zu,
Der glatten, goldig braunen.

Ins Muschelhorn stieß der Triton:
Hoiho, ihr Wogen, rauschet!
Nicht raubt ihr mir des Liedes Lohn,
Denn meine Herrin lauschet.

Wie ist sie liebreich, mild und gut!
Ich darf sie ehren, preisen
Und fernhinschauend, wenn sie ruht,
Als Wächter mich erweisen.

Ich darf sie tragen ringsumher
Durch Wellenschaum und Klippen
Und sanft geleitend übers Meer
Zerstoßen meine Rippen.

Zum Grunde tauch' ich, mich beglückt
Mit Perlen zu beladen;
Wenn sie ihr Haar damit geschmückt,
Entläßt sie mich in Gnaden.

Entzückend ist der Herrin Gunst!
Ich will sie lieben, tragen
Und ihr zum Ruhm des Hornes Kunst
Am Felsenriff zerschlagen!

Die Meeresfrau am Klippenstrand
Horcht schweigend seinem Sange.
Sie senkt den Arm, und ihre Hand
Streichelt die Wasserschlange.

* * *

Das Hohelied der Menschheit (aus „Tröpfchen")

Traute Heimat! Träumst du noch immer
Im stillen Glanze grünender Fluren
Meiner Jugend
Langentbehrte, glückliche Träume?
Immer noch ragst du, zackiger Fels,
Aus der Wipfel strebendem Kranz,
Immer noch schaut ihr, einsame Tannen,
Von euerer Höhe schweigend herab.
Fest und treu im geschlossenen Kreise
Engen Genügens waldiger Berge
Haftet die Seele, die heimatfrohe,
Und der zögernde Hirte
Treibt, wie Damon, die Herden aus.
Doch was glänzt dort am sanften Hang
Wogender Feldfrucht leuchtendes Gelb?
Wo dem Knaben der dornige Strauch
Zwischen Geröll und welkendem Grase

Sonst nur spärliche Beeren bot,
Rieseln Bächlein
Dem Halm Erquickung zu,
Zog die Pflugschar
Segenspendende Bahnen.
Was ringt sich herauf,
Weiß glänzendes Band,
Am steilen Hang,
Am gesprengten Felsen?
An des Gebirgs verwitternder Mauer
Klammert die sprossende Menschheit
Sich mit kletternden Ranken an.
Wo doch wurzelt die treibende Kraft,
Himmel und Erde die Säfte entringend
Zur unendlichen Arbeit?
Siehe, was hebt sich in dämmernder Ferne,
Wo der bleichere Himmel
Ringender Geister, emsiger Hände
Rastlos schaffende Sorge deckt?
Aus leichtem Rauch zum Gebilde geballt
Trittst du hervor,
Meinen sterblichen Augen
Enthüllst du dich gnädig, göttliches Bild,
Genius der Menschheit!
Das Haupt erhebst du,
Und geordnet im Raume
Rollen die Sterne gemessene Bahnen,
Zucken des Äthers leuchtende Wellen,
Strömen die Körper nach festem Gesetze,

Und im Zwang des geregelten Wirbels
Zu ewigem Kreislauf
Beugt sich Natur.
Im All verloren auf Weltenstäubchen
Soll ich verwehen, ein Spiel der Zeit,
Ziellos vernichtet?
Du senkst, o Genius,
Den schaffenden Blick in die eigene Brust,
Du hebst ihn aufs neue —
Und siegreich durchs All
Leuchtet ein Wort,
Weit über den sausenden Sternen
Und über der Zeit zerstörendem Abgrund
Schuf es dein Wille im Menschenherzen:
Pflicht, du erhabener, großer Name!
Andächtig und ernst in der Freiheit Würde
Hör' ich die Stimme des eigenen Busens:
„Du sollst!" — —
Doch Stürme toben ums stolze Haupt,
In wilden Wogen brausen und schnellen
Die zwingenden Mächte ums schwache Bollwerk
Des hoffenden Herzens.
Wir zagen und schwanken,
Der inneren Stimme heilig Gebot
Gestürzt zu schauen im Wirken des Tages.
Und wiederum hebst du,
Genius der Menschheit,
Die leuchtenden Augen.
Unendlicher Liebreiz umspielt das Antlitz.

Die tobenden Stürme, die wilden Wogen
Stürzen melodisch zusammen zum Reigen.
Die kühlen Sterne, in ihrem Kreislauf
Wärmer erglühend, erzählen von ferner,
Seliger Zukunft holdem Gedeihen.
Freundliche Engel schweben im lichten,
Purpurnen Äther;
Das erhabene Wort des erfüllten Gesetzes
Im reinen Herzen
Gießen sie Frieden ins schwanke Gemüt.
Natur und Pflicht
Vereinst du o Menschheit,
Im allumfassenden Schöpfergefühle
Wonnig zerfließend
Und schmiedest die Welt
Zur reinen Gestaltung unendlicher Schönheit
Im Blicke der Liebe!
Dort seh' ich dich walten
Durch Nacht zum Lichte,
Ewige Menschheit!
Nimm deinen Sohn in die Mutterarme
Und laß mich wirken
An deinem liebenden Herzen,
Heilige, schaffende Menschheit!

* * *

Des Astronomen Rache

Zwischen den „Kometensuchern"
Bei Sextant und Chronometer
Stand ich jüngst mit meinem Liebchen
Auf der hohen Himmelswarte.
Weise sprach ich; und der große
Frauenhofersche Refraktor
Reckte seinen Messinghals,
Und die Instrumente lauschten.

Und aus seinem Fache zog ich
Argelanders Himmelsatlas,
Argelanders großen Atlas
Mit den dreimalhundertzwanzig=
Tausend wohlgemessnen Sternen.
Sieben Jahre hat der Meister
An dem großen Werk gesessen,
Sieben Jahre durch gemessen
Jede sternenhelle Nacht.

Und mein Liebchen schlug die kleinen
Hände ehrfurchtsvoll zusammen:
„Dreimalhundertzwanzigtausend
Sterne, sagst du, sind hier drinnen,
Und ein jeder eine Sonne
Größer noch als wie die unsre?
Und um jede kreisen wieder
Solche wunderbare Erden?
Und von all den kleinen Wesen,

Die auf solcher Erde wohnen,
Denkt ein jedes, daß die andern
Ringsum nur zum Spaße tanzen?
Denkt ein jedes, groß und mächtig
Sei's, der Mittelpunkt des Ganzen?
Aber ehe noch ein Strahl,
Der soeben von der fernsten
Sonne leuchtend ist entsprungen,
Bis zu uns herniederzittert,
Sind wir längst zerstreut ins Nichts.
Ach, was soll uns, die wir nichtig
Auf verlornem Stäubchen fliegen
Erst dies kurze, dumme Leben?"

Und ich nahm die kleinen Hände,
Sah ihr in die dunkeln Augen,
Und ich sprach: Mein holdes Lieb,
Diese dreimalhundertzwanzig-
Tausend Sternchen Argelanders
Und den ganzen Weltenraum
Samt Äquator und Ekliptik
Will ich gern beim Teufel wissen
Für dein einzig süßes Lächeln
Und den Kuß von deinen Lippen!"

Deutlich knackst es in dem Atlas,
Heftig schnarrt das Chronometer,
Und es räuspert sich vernehmlich
Das Passage-Instrument.

Als ich nun in später Nacht
Müde mich gestreckt zum Schlummer
Und die dreimalhundertzwanzig-
Tausend Sternchen Argelanders
Der Erinnerung längst verblichen
Vor der Liebsten Augensternen. —
Kam er rächend mir im Traume,
Kam der Meister Argelander,
Und den großen Himmelsatlas
Mit den dreimalhundertzwanzig-
Tausend Sternen schlug er fast
Dreimalhundertzwanzigtausend
Mal mir um die beiden Ohren,
Und er sprach mit strenger Stimme:
Weil du also hast gelästert
Und die dreimalhundertzwanzig-
Tausend Sterne hast verachtet,
Soll dein Name sein vergessen,
Soll dein Mühen sein vergebens,
Bis den Frevel du gesühnt,
Bis für jede Sonnenkugel,
Die du schamlos hast geschmäht,
Du dich wieder freigekauft durch
Einen Kuß von deinem Liebchen.

Sprach's und saß auf seinem Fernrohr
Und fuhr rittlings durch die Lüfte.

Und nun fleh zu dir ich, Liebchen:
Laß mich nicht vergebens schmachten!
Denn du willst doch selbst gewißlich,

Daß ich etwas Rechtes werde,
Wie der große Argelander.
Doch bedenke: Dreimalhundert-
Zwanzigtausend richt'ge Küsse —
Dieses will schon etwas heißen.
Aber wenn du jeden Tag
Mir nur tausend willst gewähren,
Wird es nicht gar lange dauern —
Willst du, mein geliebtes Mädchen?
Sieh, in einem kurzen Jahre
Ist die Sühne dann erstattet;
Hochgelahrt und weise wie den
Großen Argelander hast du
Deinen Diener dann geküßt.

* * *

Unverwüstlich

Was marterst du das arme Hirn
Mit Fragen und mit Schlüssen?
Komm her und laß dir von der Stirn
Die finstern Falten küssen!
Mit Sorgen hast du nachgedacht
Dem Laufe dieser Dinge
Und zweifelst, ob der Liebe Macht
Den Weltprozeß bezwinge?

Wenn ich dir in die Augen schau,
Die lieben, klaren Augen,
Dann wissen wir ja ganz genau,
Warum wir für uns taugen.

Wir waren stets uns zugesellt,
Willst du dich recht entsinnen,
Seitdem im Raum sich dehnt die Welt,
Und seit die Zeiten rinnen.

Ich glaube, daß du neben mir
Zum Zentrum dich gerichtet
Zuerst, da als Atome wir
Zur Sonne uns verdichtet.
Wir flogen dort schon Arm in Arm
Beim ersten Gravitieren
Und wurden so gemeinsam warm
Und konnten oscillieren.

Und als der Nebelring in Glut
Geschleudert ward ins Weite,
Nicht sank uns der Atomen-Mut,
Du flogst mir zum Geleite.
Und als die Erde sich geballt,
Da hielt es uns nicht länger,
Uns band der Liebe Vollgewalt
Im Molekül noch enger.

Doch ach, entsetzlich war die Zeit,
Kaum mag ich mich erinnern;
Wir wurden grausam bald entzweit,
Mich trieb es nach dem Innern.
Dann sucht' ich, ach, von Ort zu Ort
Umsonst, die ich erkoren, —
Ich glaubte schon, es riß dich fort,
Als wir den Mond verloren.

So lebten fern wir und allein
Millionen wohl von Jahren;
Mein Herz, mein Herz war ewig dein —
Erst spät hast du's erfahren.
Als das Geschick von dir und mir
Sich endlich ließ erbitten:
In der Grauwacke krebsten wir
Als kleine Trilobiten.

Als in der Kohlenformation
Wir dann uns wiederfanden,
Warst du ein Labyrinthodon,
Ich lag in deinen Banden.
Auf deinen holden Wickelzahn
Sang ich ein Lied alsbalde,
Sah ich dich mir von ferne nahn
Im Sigillarienwalde.

Im Trias und im Jura auch
Und im System der Kreide
Warst du nach treuer Liebe Brauch
Mir Trost und Augenweide.
Wir wurden endlich miocän
Und Säugetier=gestaltet;
Und selber in der Eiszeit Weh'n
Sind wir uns nicht erkaltet.

Und immer klüger wurden wir,
Als Jahr' auf Jahre gingen;
Ich bin gewiß, nur neben dir
Zum Menschen konnt' ich's bringen.

Denkst du daran, wie um und um
Vor uns die Tiere zagten,
Als wir noch im Diluvium
Den Höhlenbären jagten?

Mit meiner Art von Feuerstein
Hab ich in jenen Tagen
Rhinocerosse kurz und klein
Zur Freude dir geschlagen.
In unsrer Höhle saßen wir
Aus Knochen Mark zu saugen,
Und schon wie heute sah ich dir
In die geliebten Augen.

Und wo wir auch im Lauf der Zeit
Noch später uns getroffen,
Du warst allein in Lust und Leid
Mein Sehnen und mein Hoffen,
Ob wir am heil'gen Nilusstrand
Zum Isissterne blickten,
Und ob wir im gelobten Land
Vom Stock die Traube pflückten;

In Aphroditens heil'gem Hain
In stillen Mondesnächten,
Wie in des Zirkus dichten Reih'n
Beim grimmen Todesfechten;
Nach blutiger Barbarenschlacht
Im Flammenschein der Städte,
In deutscher Kirchen düstrer Nacht
Bei Weihrauch und Gebete.

Und heute wieder ganz modern
Lieb' ich dich ohne Maßen.
Ich grüße fröhlich dich von fern,
Treff' ich dich auf den Straßen.
Dein Bild, gemalt vom Sonnenstrahl,
In meiner Tasche trag' ich,
In Versen meine Liebesqual
Dir durch die Reichspost sag' ich.

Es zischt der Dampf, es saust das Rad,
Es regt sich ohne Endnis.
Es ringt die Welt mit Wort und Tat
Nach freier Selbsterkenntnis.
Und wenn zu neuem Leben wir
Hier wiederum erwachen,
Dann fahr' ich durch die Luft mit dir,
Sturmgleich, im Flügelnachen!

* * *

Warum?

Weißt du, warum im Urweltsumpf
Der Schachtelhalm entsproß,
Warum die Hochflut Stamm und Stumpf
Aufschäumend übergoß,
Warum der Mutter Erde Hand
Den Riesenstrauß gepflückt
Und ihn im faltigen Gewand
Zum Kohlenflötz zerdrückt?

Weißt du, warum im finstern Schacht
Entglomm das Grubenlicht?
Warum der Bergmann aus der Nacht
Die schwarzen Schätze bricht?
Weißt du, warum in Flammenhaft
Die Stufe schmilzt und glüht
Und unter Dampf- und Hammerkraft
Der Eisenfunke sprüht?

Weißt du, warum beim Lampenschein
Der ernste Forscher sann,
Warum die langen Zahlenreih'n
Der Rechner grübelnd spann,
Warum besorgt am grünen Tuch
Der Kreis der Räte sitzt,
Warum an seinem Rechnungsbuch
Der Kassenführer schwitzt?

Weißt du, warum in Feld und Moor
Bei Sturm wie Sonnenbrand
Mit seinem Kompaß, Stab und Rohr
Der Meister messend stand,
Warum im starren Felsenfug
Der Bohrer stößt und scharrt
Und staubbedeckter Männer Zug
Am hohen Erddamm karrt?

Vollendet ist das lange Werk!
Die Eisenschiene liegt,
Und durch die Talschlucht, durch den Berg
Das Dampfroß donnernd fliegt.

Weißt du, warum vom Urbeginn
Des Erdballs schon im Ziel
Naturgebot und Menschensinn
Bedacht zusammenfiel?

Es ist nach dem Kausalgeheiß
Unwandelbar Geschick:
Ich stehe jetzt am Bahngeleis
Mit sehnsuchtsvollem Blick
Dem Eisenband entlang zu sehn
Ins dämmerferne Grau — —
Denn mit dem Schnellzug sechs Uhr zehn
Kommt die geliebte Frau.

* * *

Feldpostbrief

Nach dem Friedensschluß 1871

Salins près de Montereau sur Seine

Sonntag, den 19. März 1871.

Mein Freund! Ich grüße, befangen noch ganz
Von der wirbelnden Verse gelungenem Tanz
Auch dich in rhythmischem Schwunge.
Ich klopfte den Mantel grad' aus zum Appell,
Da kam dein Brief. Wie hob ich mich schnell
Zum Träger mit freudigem Sprunge!

Ich las dein Schreiben und lächelte leicht
Und freute mich, daß euch der Trank noch reicht

Und der Fluß der spielenden Reime;
Worauf ich in anapästischem Drang
Das Stöckchen auf meinen Mantel schwang
Und träumte vom schlesischen Heime.

Nun bin ich zurückgekehrt vom Appell.
Auf dem freundlichen Tal und den Hügeln liegt hell
Die Sonntagnachmittagssonne.
Wo der Bergkamm hinter dem Kirchturm sinkt,
Der Seine silberner Streifen blinkt
Zu mir auf der wackelnden Tonne.

Es liegt mein Quartier auf steigender Au,
Daß ich weithin über die Lande schau' —
Nicht weit genug für die Sehnsucht,
Weshalb mein Sinnen auf Schwingen des Worts,
Entraffend sich den Fesseln des Orts,
Um Heimatsstätten zu wehn sucht.

Ihr drängt euch heute zur Stadt hinaus,
Wie auch ich es geliebt, solang ich zu Haus',
An fröhlichen Feiertagen.
Den Feiertag kaum merkt' ich wohl,
Wenn heut' nicht die Wirtin, Frau Anatole,
Gereinigt die Haube getragen.

Und willst du wissen, wie mir's ergeht,
Wirf ab, was dich an Freunden umsteht,
Entflieh dem Verkehre der Hauptstadt,
Wirf ab, was irgend dich freuen kann,
Und werde zum darbenden Bettelmann,
Dem die Not sein Eigen geraubt hat.

Des Morgens, gewaschen am Brunnen im Frei'n,
Nimm etwas gesottenes Wasser ein
Und ein Stückchen vom trockenem Brote.
Dann setze des Kaisers Sachen in Stand,
Leg ans Gewehr die putzende Hand
Und rein'ge die Stiefel vom Kote.

Lacht dir ein freundlicher Kamerad,
Erspart er wohl dir den steinigen Pfad
Und holt dir von den Fourieren
Dein Stückchen Erbswurst und setzt es mit zu,
ann hast du heute bis Mittag Ruh',
Dich hungernd zu ennuieren.

Und wenn du gelöffelt den gelblichen Brei,
So bläst man dich zum Appell herbei.
Zu laufen sind zwanzig Minuten.
Du weißt nicht genau, was die Stunde sei,
Doch zeigt dir die Uhr so gegen halb drei —
Genug, du hörst ja das Tuten.

Gesetzt, daß alles in Ordnung sei,
So ist dein Tagewerk meist vorbei.
Nach Hause schleppst du die Sachen.
Dann steigst du wieder dem Hauptdorf zu,
Du zählst die Barschaft — noch vierzehn Sous —
Da läßt sich freilich nichts machen!

„Boulangerie." Ein halb Kilogramm
Des weißlichen Brotes, locker wie Schwamm, —
Dich zwingt der knurrende Magen.
Nun bleiben dir immer noch zwei Sous —

Du trinkst einen kleinen Kognak dazu —
Was sollst du mit Kupfer dich plagen?

Doch halt, Ordonnanz, was will dein Gesicht?
„Sind Geldbriefe da?" „Für Sie heut' nicht,
Doch glaub' ich, Ihr Bruder hat Briefe."
Zur Korporalschaft, der fünften, geht's,
Und mit der Frage: „Wie steht's? Wie steht's?"
Trittst du in des Hauses Tiefe.

Drei Briefe hurra! Aus der Heimatstadt!
Zigarren hier und ein Zeitungsblatt,
Und zwei Täfelchen Schokolade!
Geteilt wird christlich und brüderlich,
Der entbehrte Tabak entzündet sich —
Zu schnell verglimmt er, wie schade!

Du durchfliegst das Blatt und die Zeilen, so lieb,
Die hoffend die sorgende Mutter schrieb,
Es wird dir heimisch und bange.
as eine, was du zu sagen hast,
Und was doch alles, alles umfaßt,
Du seufzest: Wir bleiben noch lange.

Zurück ins Quartier! Du findest am Herd
Die Genossen zur glimmenden Kohle gekehrt.
Du mühst dich, den Wirt zu verstehen.
„Dort über dem Herd der Schattenriß?"
„Mon frère, il est prisonnier en Prusse."
„Und der eiter, so mutig zu sehen?"

„Das ist mein Schwager. Bei Sedan traf
Ihn eine Kugel zu ewigem Schlaf.“
Und düster blickt er zur Erde:
„Malheur! La France trahie, trahie!“
Du sagst: „Mais la guerre, vous l’avez voulue.“
Auf fährt er mit trotz’ger Gebärde:

„Und sind der Jahre nur fünf noch hin,
Marschiert mein Bruder doch nach Berlin!
Der Kaiser hat alles verschuldet!
Denn nimmer weicht der Franzose zurück,
Und unter der freien Republik
Wird kein Verräter geduldet!“

Du zuckst die Schultern. Der grimmige Mann
Kein Wort der Wahrheit verstehen kann.
Stumm sitzest du in der Runde.
Dem Hasse schaust du ins finstre esicht —
Blickt so des Friedens ersehntes Licht?
Soll ewig bluten die Wunde?

Ein neues Scheit fliegt in den Kamin.
Nach oben siehst du den Qualm entfliehn,
Frisch leuchten die züngelnden Flammen.
Hier glänzt kein Strahl mit erhellender Pracht
In der Menschheit dumpfe, bedrückende Nacht,
Und schmerzlich sinkst du zusammen.

Die Genossen verwundert dein schweigender Groll —
Du aber grübelst gedankenvoll — —
Was suchest du noch bei den andern?
Hinauf, hinauf, wo golden umsäumt

Im Abendrote der Bergrand träumt,
Mit einsamer Seele zu wandern!

O lebtest du einzig dem Augenblick
Und unbekümmert um Menschengeschick,
Wie wär' es hier herrlich zu schreiten!
Zu deinen Füßen ein Land, so reich
In üppigen Saaten, grün und weich,
Und Dorf an Dorf in die Weiten.

Vom Hügelkamme, mächtig gebaut,
Die Kaiserstraße herüberschaut,
Verbindend zu fördern und schaffen,
Die Straße, wo du so manches Mal
Der Meter sorglich gemessene Zahl
Durchschrittest in Wehr und Waffen.

Das ist das Land, das tapfere Land,
Das trotzig dem Sieger noch widerstand.
Das stolze Land der Franken.
Du kennst der Männer Namen und Ruhm,
Die für dich auch kämpften um's Heiligtum
Der Freiheit und der Gedanken.

Die friedliche Macht, die im Wettstreit baut,
Wie hat sie Schätze zu Schätzen gestaut
Im Reiche der Schönheit und Wahrheit.
Der Geist, der forschend empor sich wagt,
Ruft stolz ins Weben des Alls: Es tagt!
Wir dringen aus Nacht zu der Klarheit!

Doch drunten die Männer beim Herdesschein:
Warum heut' schreitest du hier allein?
Und lagst so getreu doch zusammen
Im Schützengraben in blutiger Not
Und stürmtest vereint in den drohenden Tod
Entgegen den brüllenden Flammen —

Und der Schlachtendonner verhallend schwieg,
Und näher scholl es und jubelte Sieg,
Daß dankbar die Herzen erbebten — —
O daß doch den heiligen Sieg der Vernunft,
Aus fesselndem Bann der umnachteten Zunft
Befreit, die Geister erlebten!

Ob wohl aus des Krieges erschütternder Nacht
Die Sonne der Zukunft golden erwacht
Zu leuchten dem neuen Geschlechte?
Ob nicht dein Volk, erstarkt und geeint,
Ein würdiger Führer der Menschheit erscheint
Zu ihrem göttlichen Rechte?

Dann birgt die Arbeit gewonnene Frucht,
Es beugt sich der Wille besonnener Zucht,
Und Frieden herrschet für immer.
Dann wird — — Doch still! Der Schimmer entwich —
Die Kameraden, ufen dich.
Du trittst in das rauchige Zimmer.

Das bräunliche Wasser, Kaffee genannt,
Reicht dir der Nachbar willig zur Hand,
Du schneidest vom spärlichen Brote.
Da ist dein Abendessen bereit.

Doch halt, heut' ist es ja noch geweiht
Durch des Speckes empfangene Lote.

Was harrst du? Dort auf der Streu ist dein Fleck,
Den Rock als Kissen, den Mantel als Deck' —
Acht Uhr! Nun ruhe zum Morgen!
Und wieder umgaukelt dich tröstlich und mild
Dein Zukunftstraum mit rosigem Bild
Und scheuchet Sehnsucht und Sorgen.

* * *

Drei Brautsonette

Zum Rosenkranze

Mit duft'gen Rosen will ich dich bekränzen,
Von Tau beperlt, als wär's von lichten Tränen;
Denn diesen Schmuck umfließt ein stilles Sehnen
Nach fernem Jugendspiel und Mädchentänzen.

Doch weinst du nicht dem Schmerze. Tränen glänzen
Auch des bewegten Herzens f r o h e m Wähnen. —
Besonnten Himmel seh' ich blau sich dehnen
Auf mildem Lande zu beglückten Lenzen.

Ich seh' dich heiter an des Gatten Hand
Im jungen Frühlingshauch hinausgezogen
Nach Prinkipo zum blumenreichen Strand.

Des Südens Blüten streust du in die Wogen
Und denkst der Freundinnen im Heimatland,
Und daß der Jugend Treue nicht getrogen.

* * *

Zum Brautschleier

Wenn Glück und Rührung dir das Herz beschleichen,
Will sich das Antlitz bergen vor den Leuten.
Den Schleier senken ziemt geschmückten Bräuten,
Doch soll er bald dem offnen Lichte weichen.

Den Schleier heben ist der Freiheit Zeichen.
Der Ferne mächt'ge Schönheit zu erbeuten,
Der Nähe Feinheit zierlich auszudeuten,
In Höh' und Tiefe will dein Auge reichen.

Blick' frei empor! Du bist geübt zu schauen.
Den eignen Augen freudig sollst du trauen,
Und wandelst du in ungewohnten Sphären.

Ein jeder Tag mag dich das Eine lehren:
Ob Sterne strahlen, Nebel leise weinten,
Schön ist die Welt, und schöner den Vereinten!

* *

Zum Myrtenkranze

Das Zeichen williger Gebundenheit,
Die Myrte, kröne dich mit ihren Zweigen,
Die, wie der Schönheit abgemessner Reigen,
Durch ihre Fessel reizender befreit.

Zur Frauenwürde wirst du so geweiht.
Entschlossen, dem Gesetze dich zu neigen,
Nimmst du der Menschheit höchstes Recht zu eigen
Als Gleiche unter Gleichen eingereiht.

Von deines Volks unsterblichen Gedanken
Getragen dienst du künftigen Geschlechtern,
Enthebend dich des Einzeldaseins Schranken.

So wirke mit, zum Trotze den Verächtern,
Für Kommende den Götterweg zu treten
Im stolzen Siegeslaufe des Planeten!

* *
*

Erich und Elsa Laßwitz
zu ihrem Hochzeitsfeste 17. Dezember 1908

Ein Wort des Abschieds möcht' ich an euch richten,
Geliebte Kinder, wie's im Herzen lebt.
Ihr meint, dann sollt' ich besser wohl verzichten
Auf ein Papier, das in der Hand mir bebt.
Warum mich auf der Reime Form verpflichten,
Wenn frei sich innerstes Gefühl erhebt?
 och seht, die Freiheit wird nur dort gefunden,
Wo sich an eigne Form der Mensch gebunden.

Ich kann so sicher nicht mehr drauf vertrauen,
Daß Wort mir und Erinnerung bestehn,
Die Fügung des Gedankens aufzubauen,
Wenn liebe Augen mir ins Antlitz sehn.
Zerstreut müßt' ich auf meinen Vorsatz schauen,
Indeß die Speisen mir vorübergehn,
Und leise schmollten meine Nachbarinnen,
Der Vater Laßwitz scheint auf was zu sinnen.

Doch kann ich still am Schreibtisch mich bewahren,
Den dicken Federhalter in der Hand,
Den Rudi mir bemalt vor zwanzig Jahren,
Den ich, gesprungen, oft zusammenband,
Dann weiß ich frei und sicher hinzufahren
Auf leichten Schwingen in der Träume Land —
Ihr sitzt vor mir, lebendiger als wär' ich
Wie heut' euch nah, — die Elsa und der Erich.

So seh' ich euch. Ihr seid nun Frau und Mann.
's ist Wirklichkeit; man braucht's nicht mehr zu hoffen,
Man weiß es jetzt. Doch wenn man sich besann,
Wie es geschehn, fragt man sich wohl betroffen,
Wie wunderbar, daß so was kommen kann?
Ließ nicht der Zufall tausend Pförtchen offen,
Daß fremd die beiden sich vorübergingen?
Und ist's nicht Zufall, der es ließ gelingen?

So dünkt es uns bei allem, was geschah,
Sobald der Ring der Wirklichkeit geschlossen.
Wenn dies nun anders war? Wenn einem da,
Dem andern hier des Lebens Quellen flossen?
Wenn er nicht dort ging, wenn sie das nicht sah,
Den Tanz sie nicht im gleichen Kreis genossen?
Ja wenn! Soll Größtes vor dem Kleinsten zagen?
Glaubt mir: Der Zufall, der hat nichts zu sagen.

Das scheint nur so. Denn jegliche Sekunde
Begegnet uns mit tausend Möglichkeiten;
Unendlich vieles ist mit uns im Bunde,
Unendlich vieles droht uns zu bestreiten.

Doch stets erreicht von dem uns nur die Kunde,
Worauf die Blicke rückwärts schauend gleiten;
Und wollte eines nicht zum Ziele frommen,
Was andres wär' zu Hilfe uns gekommen.

Zahllose Wege gibt's zum gleichen Ziel
Zu schreiten, klettern, springen oder tollen.
Doch sie bedeuten nur des Lebens Stil;
Des Lebens Ziel bestimmt allein das Wollen.
Was frei erwogen der Vernunft gefiel,
Das bist du selbst, das ist dein Ziel und Sollen,
Ist die Bestimmung, dir allein erschienen,
Der Welt in dir, dir in der Welt zu dienen.

Als Mittel ist der Zufall stets bereit;
Denn unerschöpflich ist der Stoff entfaltet.
Doch Zweck ist einzig die Persönlichkeit,
Das Schaffende, das sich in dir gestaltet
Und dich zum heil'gen Menschenamte weiht,
Auf daß ein Sinn in blinder Schickung waltet
Doch dieser Freiheit stolze Herrenwürde,
Zur Krone reicht sie dir des Herrschers Bürde.

Denn du allein, als Schöpfer deiner Welt,
Bist mit dem Leben deiner Tat belastet;
Zur Selbstverantwortung bist du gestellt
In eine Zeit, die nimmer ruht noch rastet.
Doch gibt's ein Licht, das deinen Weg erhellt,
So oft der Fuß erschreckt im Dunkel tastet:
In Selbstvertraun den Pflichten zu genügen,
In Selbstbegrenzung willig sich zu fügen.

Ihr fragt, warum ich lehrend heut' erzähle,
Was ich als Frucht des Lebens längst gehegt,
Wozu der Meister, den ich mir erwähle,
Der Weisheit tiefes Samenkorn gelegt?
Nun, weil es eben heute mir die Seele
Lebendig klar im Innersten erregt,
Da sich zwei Menschenwillen für das Leben
Frei zu vereinter Tat zusammengeben.

Anschaulich steht es hier in Raum und Zeit,
Was der Verstand kühl als Gedanken baut.
Vollendet hat sich nun die Mündigkeit,
Da jeder sich dem andern anvertraut.
Da gilt kein Reden der Verlegenheit,
Zu Markte trüg' man nur die eigne Haut;
Denn vor des Doppel-Ichs bewußter Enge
Hebt sich die Pflicht in greifbar naher Strenge.

Des eignen Hauses traute Unterkunft
Stellt jeden Tag vor ihren klaren Spiegel.
Man überlegt. Ein wenig schiebt die Zunft,
Ein wenig schiebt die zarte Hand am Riegel.
Und schwankt vor dem Entschluß noch die Vernunft,
Entscheidet schnell der Lippen rotes Siegel — —
Gepriesen dreimal, wenn den Streit der Pflichten
Mild des Gefühles sanfte Mächte schlichten.

Die Würde bleibe still sich selbst bewußt,
Die Klugheit spähe wachsam ins Getriebe.
Doch stolzer schwellt der Mut die junge Brust,
Wenn Liebe streitet hoffnungsvoll für Liebe.

Des Schaffens Pflicht erzeugt des Schaffens Lust.
Der Mühsal Knoten, den man gern zerhiebe,
Man zupft ihn auf geduldig mit der Zeit;
Dran jede Schlinge wird zur Seligkeit.

Und jede Schlinge wächst zu neuen Banden,
Die Herz und Herz aufs innigste umschließen.
So wird das Schwere duldsam überstanden,
So gibt das Frohe doppeltes Genießen.
Ein neuer Tag ersteht in neuen Landen! — —
Der Wechsel soll uns Alte nicht verdrießen.
Unwandelbar bleibt Ihr uns im Gemüte,
Jedoch zur Frucht verwandle sich die Blüte.

Das alles zog mir durch den Träumersinn,
Als ich der Abschiedsstunde ernst gedachte.
Mir war's ein Trost, euch ward es ein Gewinn,
Euch ziemt's zu handeln, wie ich still betrachte.
So zieht mit Glück zur Morgensonne hin,
Wo sie der Völker Wanderfrühling lachte — —
Auf blauer Welle spielt ihr goldner Schein,
Und goldner Friede ziehe mit euch ein!

* * *

Prolog zur Schillerfeier

10. November 1909

Mich sendet Zeus aus den olymp'schen Höh'n
Zur Erde nieder, gnadenvollen Sinns,
Und also klang zu mir sein Götterwort:
„Als ich den Menschen meine Erde schenkte
Und jedem lohnenden Gewinn verlieh,
Da trat zuletzt der Dichter her und klagte
Mir seine Not. Leer sei er ausgegangen — —
Im Anschaun hätt' er sich verweilt des Himmels
Und, ganz den Blick zum Ewigen gewendet,
Der Götter freier Schönheit nur gedacht.
Nun war's zu spät. Die Welt war weggegeben,
Doch rührte mich sein Wort. Ich lud ihn ein;
„Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein."
So oft du kommst — das Wort war gut gemeint,
Doch war es hart! Denn wer da kommen muß,
Kommt nur als Gast und muß auch wieder gehn;
Und wenn er geht, kehrt er zurück zur Erde,
Ein armer Sterblicher, dem nichts gehört
Vom Irdischen, das er um mich verlor,
Drum will ich bessern den vergangnen Spruch,"
So sprach der Gott und schwieg. Ich aber fragte:
„Und was befiehlst du mir, daß ich ihm künde?"
Da leuchtete sein Auge, wie der Tag
Der Freiheit zu erlösten Völkern strahlt,

Und ohne Worte wußt' ich seinen Willen,
Und ohne Frage fand ich meinen Weg.
Ich bin am Ziel.
Der Meister sei gegrüßt!
Wie könnt' ich edler rühmen deine Tat,
Die Tat des Dichters, der die Welt befreit,
Als durch das Wort, mit dem dein eigner Mund
Gepriesen des Gesanges heil'ge Macht?

„Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnisvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge —

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt,
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängnis fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
Solang des Liedes Zauber walten."

„Den hohen Göttern ist er eigen." Ja!
Du zeigst den Weg, der zwischen Ernst und Spiel
Zur Freiheit deiner Götterhöhe führt. —
Du lehrtest uns, das zwingende Gesetz
Der Sterblichen obsiegend, überwinden,
Weil unsre Menschenwürde selbst es schuf.
Denn wie der Künstler sich aus eigner Macht
Die Grenze setzt, wo er das Schöne will,
So sind wir alle Schöpfer unsrer Tat,
Wenn wir uns wollend beugen dem Gesetz,
Du lehrtest es durch deines Lebens Führung,
In starkem Willen gegen Menschenschwäche
Des Dichterruhmes höchsten Kranz zu greifen,
Emporzusteigen zu der Götter Freud. —
Du lehrtest es durch deine eigne Kunst;
Und was der Genius geheimnisvoll
Als Göttergabe dir ans Herz gelegt,
Der Schönheit Rätsel hast du kühn enthüllt,

Ein Führer und Befreier deines Volks.
Enthoben der gebändigten Natur
Löst willig sich die Welt im schönen Schein. —
„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst."
So hast du dieser Erde Last und Hast
Durch deines Schaffens freie Macht bezwungen.
Dich selbst schon hast du von der Götter Gast-
Zum Heimatsrecht des Himmels aufgeschwungen.
Hienieden bleibe wirkend deine Tat,
Dich aber lad' ich zu der Götter Rat.
Dort, wo die Himmlischen unsterblich thronen,
Ein Gleicher unter Gleichen sollst du wohnen."

Zweiter Band

Prosa

Unser Recht auf Bewohner anderer Welten

(Zuerst erschienen Frankfurter Zeitung, 16. 10. 1910, einen Tag vor dem Tode des Verfassers.)

Seitdem die Wissenschaft unwiderleglich die Erde zu einem Planeten, die Sterne zu Sonnen wie die unsre gemacht hat, seitdem können wir unsre Blicke nicht zum Sternenhimmel erheben, ohne mit Giordano Bruno daran zu denken, daß auch auf jenen unzugänglichen Welten lebende, fühlende, denkende Geschöpfe wohnen mögen. Es muß geradezu sinnlos erscheinen, daß in der Unendlichkeit des Weltalls unsere Erde der einzige Träger von Vernunftwesen geblieben sein sollte. Die Weltvernunft verlangt notwendig auch unendliche Stufen vernunftbegabter Weltenbewohner.

Dazu kommt die tiefe und unauslöschliche Sehnsucht nach besseren und glücklicheren Zuständen, als die Erde sie uns bietet. Wir träumen von einer höheren Kultur, aber wir möchten sie auch kennen lernen nicht bloß als eine Hoffnung auf ferne Zukunft. Wir sagen uns, was einst die Zukunft der Erde bringen kann, das muß bei der Unendlichkeit der Zeit und des Raumes auch jetzt schon irgendwo verwirklicht sein. Wo sollen wir solche überlegene Kulturwesen anders finden, als auf einem begünstigteren Planeten?

Aber die wissenschaftliche Erkenntnis läßt uns hier im Stiche. Sie zeigt uns nur die Weltkörper. Von ihren Bewohnern weiß sie nichts und will sie auch nichts wissen. Denn sie bedarf nach unserer gegenwärtigen Erfahrung dieser Hypothese nicht. Es sind in der Tat andere Motive als theoretische, die uns die Frage nach den Bewohnern fremder Welten immer wieder lebendig machen, es sind andre, nicht minder wertvolle Realitäten des menschlichen Bewußtseins als die Wissenschaft, von denen wir eine Erörterung dieser Frage fordern dürfen. Die Gebiete, an die wir uns hier zu wenden haben, sind die Dichtung und die Weltauffassung.

Doch auch in diesen Gebieten ist die Phantasie keineswegs völlig frei in Bezug auf die Vorstellungen, die wir uns über die Bewohner andrer Weltkörper machen, und es lohnt sich wohl, diese Grenzen einmal in Betracht zu ziehen. Für die Dichtung scheint es freilich zunächst, als wäre sie ganz ungebunden in ihren Voraussetzungen, als gingen sie selbst die Naturgesetze nichts an. Aber das gilt doch nur vom Märchen. Hier werden alle Gesetze der Erfahrung absichtlich oder naiv beiseite gesetzt. Das Märchen erschafft sich seinen Stoff selbst. Es macht geradezu die Aufhebung der Naturgesetze, ja sogar der Konsequenz der psychologischen Erfahrung zu seinem Stoffe, mit dem die Phantasie spielt. Die Form, zu der es seinen Stoff erhebt, ist alsdann die schrankenlose Freiheit des gestaltenden Geistes; mit dieser erfüllt es unser Bewußtsein und hebt uns da-

durch aus dem Reiche der Notwendigkeit hinaus. In diesem freien Spiele der Phantasie besteht die Wirkung des Märchens.

Aber um das Märchen kann es sich hier nicht handeln. Wir fragen ja danach, mit welchem Rechte die Dichtung die wirkliche Existenz der erfahrungsmäßig bisher nicht nachgewiesenen Planetenbewohner voraussetzen darf, um sie mit dem Inhalt des gegenwärtigen Lebens zu verknüpfen, wenn sie dieses zum Stoffe ernstgemeinter Erzählung wählt. Bei der Überführung in die dichterische Form dürfen dann die Gesetze der Natur und der Seele nicht verletzt werden, ohne den Widerspruch des Lesers zu wecken und die Wirkung zu stören. Denn alles, was im künstlerisch ernst gemeinten Romane geschieht, muß mit unserm eignen Erlebnis, also mit der zeitgenössischen Anschauung von Naturgesetz und Psychologie, in Verbindung zu bringen, muß erklärbar und glaubhaft sein. Eine Wirkung, die einfach durch Zauberkunst geschähe und nicht technisch sich begründen ließe, ist dichterisch ebensowenig brauchbar, wie eine plötzliche, psychologisch nicht motivierte Umwandlung eines Charakters. Es überschreitet z. B. meines Erachtens schon die Grenzen des poetisch Zulässigen, wenn erzählt wird, daß durch ein bisher nie beobachtetes Naturereignis eine plötzliche psychologische Wirkung eintritt, indem durch Einatmung von Gasen eines Kometenschweifes auf einmal alle Menschen zu Geschöpfen von engelhafter Güte umgewandelt werden. Unser Wahrhaftigkeitsgefühl duldet keine Voraussetzungen, die

der bisherigen wissenschaftlichen und psychologischen Erfahrung schlechthin widersprechen. Wir geraten sonst in das Gebiet der Groteske, einer Kunstform, die hier ebenso wenig in Betracht kommt, wie das Märchen.

Es soll sich also hier nur um die Frage handeln, ob und wie in der ernsten Dichtung eine Verbindung von Planetenbewohnern mit modernen Menschen herzustellen sei. Will der Dichter bloß eine Phantasiegesellschaft schildern, so kann er diese natürlich auf eine beliebige unentdeckte Insel, auf einen fremden Planeten oder in eine ferne Zukunft verlegen. Aber das ist dann schon lehrhafte Dichtung mit mehr oder weniger ausgesprochener Tendenz, von der wir ja in der Weltliteratur und Philosophie berühmte Muster kennen; man denke nur an Platons oder Campanellas politische Utopien. Natürlich gibt es zahllose Übergänge zwischen der eigentlichen Poesie mit selbständigem ästhetischem Zweck zur didaktischen, satirischen oder scherzhaften Wirkung. Wenn bei Chamisso Peter Schlemihl seinen Schatten verkauft, so stehen wir schon im Gebiete des Märchens. Ebenso sind mythische Persönlichkeiten möglich, wenn es sich um die Bearbeitung einer Sage handelt, z. B. Faust. Dann läßt uns der Dichter eben in der Zeit leben, in der diese Sage als Wirklichkeit galt, und wir glauben mit Personen der Handlung an die tatsächliche Existenz des Teufels. Sollen jedoch Figuren, die aus der Phantasie oder dem Volksglauben entstammen, in der Gegenwart oder in einer dieser ganz nahen Zukunft unter uns auftreten, so muß ihre Existenz in der Er-

fahrung eben glaubhaft gemacht werden. Fremde Planetenbewohner müssen sich also dem Standpunkte irdischer Naturforschung und Psychologie fügen.

Die Dichtung kann eine solche theoretische Forderung, ohne ihrem rein künstlerischen Zwecke etwas zu vergeben, wohl erfüllen, indem sie die wissenschaftliche Erkenntnis selbst zum Stoffe wählt, den sie in Form verwandelt. Der Inhalt der wissenschaftlichen Erfahrung einer bestimmten Zeit gehört ja doch zum Gesamtinteresse der Menschheit, denn er ist ein maßgebender Teil der Gegenwart inbezug auf Naturwissenschaft und Technik. Die Vorstellung, die wir uns auf diesem Felde vom Zusammenhang der Dinge machen, ist ein wesentliches Element des ganzen Kulturinhalts und kann demnach auch Gegenstand der dichterischen Behandlung werden. Seine Form aber gibt die Dichtung diesem ihrem Stoffe, indem sie ihn in persönliches Erlebnis von Charakteren umsetzt.

Bei diesem Geschäfte ist nun die Dichtung weit freier im Gebrauche von Hypothesen als die Wissenschaft bei ihrer Aufgabe, diesen Erkenntnisinhalt zu schaffen. Der Dichter darf die Hypothese erweitern zu den Zwecken, die er für sein Wirken erforderlich hält, so lange er nur dem wissenschaftlichen Bewußtsein seiner Zeit nicht widerspricht. In der Wissenschaft ist die Hypothese von der fortschreitenden Erfahrung zu rechtfertigen, in der Poesie nur von ihrer psychologischen Brauchbarkeit, von der Wirkung, die sie ausübt, indem sie die Gegenstände und Ereignisse anschaulich und glaub-

haft macht und in lebendige Gemütsbewegung des Lesers überführt.

Hiermit aber ist der Kunst eine Einschränkung gestellt, die für die Wissenschaft nicht existiert, nämlich durch die Grenze, die für das Wesen des Ästhetischen gilt. Sie besteht in der Forderung, daß die Darstellung durch ihre Anschaulichkeit ein allgemeines Gefallen ermögliche und erzwinge. Die Dichtung darf demnach kein Mittel, also, in unserm Falle, keine Hypothesen verwenden, die es uns unmöglich machen, uns mit Leichtigkeit in die Natur, Art und Lebensweise der Planetenbewohner zu versetzen, oder die unser Gefühl für das Schöne verletzen.

Man könnte sich etwa auf der Sonne Wolken von glühenden Gasen vorstellen, in denen ein bestimmter Kreislauf von chemischen Umsetzungen stattfände (womit eine Geschlossenheit individueller Systeme in Verbindung mit den Einwirkungen der Umgebung gesetzt wäre), so daß diese glühenden Wolken Organismen von riesigen Dimensionen bilden, wirkliche Feuerriesen, denen alsdann auch Bewußtsein nicht abgesprochen werden kann. So könnte ein Sonnenfleck seinen Roman haben. — Oder man könnte sich auf scheinbar erstarrten Weltkörpern mikroskopische Organismen denken, unter ganz andern Bedingungen entwickelt als auf der Erde, die selbstverständlich nicht auf unsern Eiweißstoffen aufgebaut sind, sondern aus Verbindungen, die noch bei Temperaturen unter dem Gefrierpunkt des Quecksilbers Energien austauschen und die trotzdem Gemeinschaften

bilden von weltbeherrschender Intelligenz. Von Seiten der Naturwissenschaft kann dagegen nichts eingewendet werden, als daß zur Annahme solcher Organismen keinerlei Veranlassung vorläge. Der Poesie stände es also frei, solche Hypothesen zu machen; aber sie könnte sie nicht brauchen, und selbst wenn uns die Erfahrung einmal solche Wesen unwiderleglich nachwiese, könnte der Dichter damit nichts anfangen. Denn es ist eine unentbehrliche Voraussetzung für die dichterische Wirkung, daß wir uns in das Erlebnis der geschilderten Geschöpfe mit unserm eignen Erlebnis versetzen können. Das ist aber bei Geistern mit Flammenkörpern von glühendem Wasserstoff oder bei intelligenten Bazillen, die in flüssiger Luft sich fortpflanzen und amüsieren, schlechterdings nicht möglich. Denn für solche Wesen existieren ganz andre Formen der Sinnlichkeit; sie müßten Empfindungen haben, wie wir sie nicht erleben und daher nicht nachfühlen können. Für die Vorgänge in derartig fremden Organismen vermögen wir kein Interesse zu gewinnen, es sei denn, daß wir diese einfach willkürlich wieder zu Menschen machen. Dann aber sind wir im Märchen oder in der Groteske, und von diesen Kunstformen ist hier nicht die Rede. Die dargelegte ästhetische Rücksicht zwingt den Dichter, seinen Bewohnern andrer Planeten menschliche Gestalt und menschliche Sinne zu geben, wenn auch in idealisierter Form; sonst könnten wir nicht mit ihnen leben. Ich bin fest überzeugt, daß auch auf andern Planeten intelligente Wesen wohnen, ich halte es jedoch für wahrscheinlich,

daß sie von unsrer Gestaltung stark abweichen. Dieser naturwissenschaftlichen Wahrscheinlichkeit kann die Dichtung nicht Rechnung tragen, aber sie braucht es auch nicht. Denn da die Grundstoffe und die allgemeinen Formen des Energieumsatzes im ganzen Sonnensystem dieselben sind, so ist es durchaus möglich, daß auch die organische Welt auf Grund der Eigenart des Plasmas sich dort überall in analoger Weise aufgebaut hat. Es ist also dichterisch berechtigt anzunehmen, daß, wenigstens auf den vier innern Planeten, Merkur, Venus, Erde und Mars, vielleicht auch noch auf den Monden der äußeren Planeten, das organische Leben ganz ähnliche Entwicklungen durchläuft, die sich im Wesentlichen nur durch die zur Zeit erreichte Stufe unterscheiden. Bei der Venus mag es sein, daß sie, aus ihrer dichten Atmosphäre zu schließen, sich noch auf einem Standpunkte befindet, wie etwa die Erde zur Zeit der Steinkohlenformation. Wer dahin käme, fände auf ihr als höchstentwickelte Bewohner vielleicht erst Fische oder Amphibien vor. Der Mars dagegen mag uns in der Entwicklung nicht um hunderttausend, sondern um hundertmillionen Jahre voran sein. Seine Bewohner werden uns also viel gewaltiger in der Kultur übertreffen als wir die höchstentwickelten Erdbewohner vor der Eiszeit. In diesem Falle wird auch ihre Hochkultur es verstanden haben, die Natur zu bezwingen, die ihnen durch Verlust an Wärme, Luft und Wasser mit Vernichtung droht. Kein Fernrohr und keine Spektralanalyse kann uns zeigen, welche künstliche Atmosphäre und Temperatur sich die Martier unmittelbar an oder unter der Ober-

fläche des Planeten geschaffen haben. Man könnte sich dies wohl ausmalen; poetisch aber wäre eine solche Kultur nur zu verwenden, insofern sie auch unsern menschlichen Anforderungen an Schönheit und Gemütlichkeit entspräche. Denn der Leser kann nur dort gefesselt werden, wo er an seinen eignen Interessen und Erlebnissen gepackt wird. Die Poesie muß daher stets anthropomorphisieren, sonst würden ihre Persönlichkeiten und Charaktere uns unverständlich sein.

Von dieser Einschränkung befreit in gewissem Grade ist nun die andere Richtung des Bewußtseins, die ebenfalls höhere Geister als die menschlichen fordert, die Weltauffassung. Ein Weltbild, das zwischen Tier und Gott keine anderen Stufen geistigen Genießens kennt als den Menschen, vermag uns wenig zu befriedigen, seitdem wir die unendliche Fülle des physischen Universums kennen gelernt haben und die Dämonenwelt des Volksglaubens aus der Natur vertreiben mußten. Wir sehnen uns nach Geistern, die unsern Idealen gleichen, und verstehen nicht die enge Begrenzung einer unendlichen Macht, die zahllose Weltsysteme schaffen sollte, um auf einem Sandkorn wie die Erde ein Geschlecht wie das unsere als höchstes Produkt des Lebens zu erzeugen.

In der Weltauffassung sind wir nicht so eng an die ästhetische Grenze gebunden wie in der Dichtung. Denn die Weltauffassung arbeitet nicht wie die Kunst mit der unmittelbaren Gegenwart des sinnlichen Bildes, sondern mit konstruierenden Gedanken und religiösen Gefühlen. Sie braucht ihre höheren Intelligenzen nicht in menschen=

ähnlichen Organismen zu suchen, sie wird die höheren Vernunfteinheiten in vertieftem Sinne in den Planeten und Sonnensystemen selbst finden, wie dies Fechner überzeugend gelehrt hat, wenn er die Weltkörper als übergeordnete Organismen dachte. Aber diese Planetenseelen gehören in das Reich des Glaubens; zur unmittelbaren Anschaulichkeit durch die Dichtung sind sie nicht zu bringen, weil wir sie dazu anthropomorphisieren müßten. Und damit sänken sie wieder zu Geistern von menschlicher Art zurück.

Poesie wie Weltanschauung sind also der Wissenschaft gegenüber beide dadurch gebunden, daß sie dem wissenschaftlichen Standpunkt ihrer Zeit nicht widersprechen dürfen; die Poesie aber steht sich dabei noch schlechter, weil sie zugleich ästhetisch und anschaulich bleiben muß. Dafür ist jedoch die Dichtung in einer anderen Richtung freier als der Glaube. Wenn nämlich die wissenschaftliche Erkenntnis, wie das ihre Aufgabe ist, weiter fortschreitet und zu neuen Auffassungen des Weltzusammenhangs gelangt, so verlieren dadurch Kunstwerke, die auf Grund des veralteten Standpunkts geschaffen sind, nicht im Geringsten ihren Wert; es kann nur unter Umständen späterhin die Poesie in ihren Mitteln der Darstellung beschränkt werden. Die Odyssee bleibt schön, unabhängig von den Fortschritten des Weltverkehrs, aber ein Roman, der sich in der Gegenwart abspielt, darf sich nicht auf Homerischer Geographie aufbauen.

Anders ist es mit der Weltauffassung; hier berühren die Fortschritte der Wissenschaft nicht nur die Mittel,

sondern den Inhalt der Darstellung. Denn ihre Aufgabe ist es, den Glauben mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit in Übereinstimmung zu bringen. Das religiöse Gefühl als solches hat das zwar nicht nötig, aber unter Weltauffassung verstehen wir ja eben einen Gedankenbau mit metaphysischem Abschluß. Und dieser ist abhängig von der Erkenntnis. Deswegen kann eine Religionsgemeinschaft keinen größeren Fehler begehen, als wissenschaftliche Ansichten ihrer Zeit in ihren Dogmen festzulegen. Der Glaube darf sich nur stützen auf innere religiöse Erlebnisse, durch die der unendliche Weltinhalt in das Gefühl des Einzelnen aufgenommen wird. Macht er aus einem Gegenstande der Erkenntnis einen Gegenstand des Glaubens, so fällt auch der Glaube, wenn die Erkenntnis fortschreitet.

Das klassische Beispiel hierzu bietet das ptolemäische Weltsystem samt der aristotelischen Philosophie, die im Interesse der katholischen Kirche von der Scholastik dogmatisiert wurden. Dieses Weltsystem gründete sich auf den absoluten Gegensatz der irdischen Welt unter dem Monde und der himmlischen darüber. In der irdischen endlichen Welt herrscht die geradlinige Bewegung, die stets ein Ende haben muß; in der himmlischen die kreisförmige Bewegung, die unendlich fortläuft. Nur durch ein Wunder, das die Gnade Gottes mittels der Kirche vollzog, konnte man aus der Welt des Vergänglichen in die des Ewigen gelangen. Aber als die Beweise für die Kopernikanische Lehre sich häuften, da mußte G. Bruno verbrannt, da mußte Galilei verurteilt werden. Denn mit den Kristallsphären des Himmels und mit

der aristotelischen Physik brach das Dogma in der alten Form zusammen. Und doch ließ sich der Sieg der Erkenntnis nicht aufhalten. Leider wird diese Tatsache immer wieder vergessen. Immer wieder mischt man theoretisches Wissen in religiöses Fühlen. Das ist aber nur angängig, solange aus diesem Wissen kein starres Dogma gemacht wird.

Vor dieser Gefahr des Dogmatisierens hat sich die Weltanschauung jeder Zeit zu hüten, damit sie nicht mit dem Fortschritt der Erfahrung in Widerspruch gerate. Die Poesie ist dieser Gefahr entzogen, weil ihr das wissenschaftliche Zeitbewußtsein nur als Stoff dient. Ist es einmal durch die Dichtung in Form umgewandelt, so besitzt es eine neue Realität, eine eigene Bestimmung, die es unabhängig macht vom Wandel der Erkenntnis. Es besteht von nun ab nicht mehr als Ergebnis der Wissenschaft, sondern als I d e e. Es gründet sein Bestehen nicht mehr auf Naturerkenntnis, sondern hat sein eigenes Leben im Reiche der Phantasie als jene Macht, die wir den schönen Schein nennen. Sie ist es, die das künstlerische Produkt unwiderlegbar macht, weil es auf eigenem, auf ästhetischem Gesetze beruht.

Gelingt es der Dichtung, die hypothetischen Bewohner der Planeten auf diesen Boden der ästhetischen Idee zu stellen, so können sie ihr von der Wissenschaft nicht bestritten werden, die ja über ihre physische Existenz nicht endgültig zu entscheiden vermag. Und fordert die Weltauffassung für uns Brüder in den Sternenweiten, so braucht auch sie keine Widerlegung durch die Astronomie zu fürchten.

Der tote und der lebendige Mars

Dem Planeten Mars ist seine letzte Annäherung an die Erde nicht gut bekommen. Er ist bei den Astronomen in Ungnade gefallen. Sie haben ihn für zu kalt und zu trocken erklärt, um höher kultivierten Wesen als Wohnplatz zu dienen, und so haben sie ihn tot gesagt. Ein Schriftsteller, der in einem Roman geschildert hatte, wie sich das Zusammentreffen der Marsbewohner mit den Menschen gestalten könnte, falls, wie anzunehmen, jene eine viel höhere Kultur in technischer wie ethischer Hinsicht besitzen als wir Erdenwanderer, bekam allerlei Beileidsbezeugungen, daß wir nun nicht von den Martiern entdeckt werden könnten. Das wäre doch schade! Sollte der Mars wirklich ein so alter ausgetrockneter Planetengreis sein, daß er für Kulturträger gar nicht mehr bewohnbar ist?

Es ist ihm schon einmal so übel ergangen, sogar noch schlechter. Damals bestritt man ihm überhaupt das Wasser und die Luft. Die weißen Flecken an den Polen sollten gefrorene Kohlensäure sein, was eine Temperatur von 100 Grad Celsius unter Null voraussetzen würde.

Jetzt gönnt man dem Mars wenigstens ein bißchen Wasserdampf und Schnee, aber zur Existenz von menschenähnlichen Wesen soll das nicht mehr ausreichen. Amerikanische Astronomen hatten nämlich Gelegenheit, im Herbst 1909 bei einer Expedition auf den Mount Whitney in Kalifornien (4420 Meter hoch) photographische Aufnahmen der Spektra des Mars und des Mondes unter Umständen zu machen, die für die Vergleichung beider sehr günstig waren; weniger freilich für die Beobachter, die es mit einem eisigen Sturm und der Bergkrankheit zu tun hatten. Die Resultate sprachen für einen recht geringen Wassergehalt der Marsatmosphäre. Man ist daher geneigt, dem Mars ein Wüstenklima zuzuschreiben, bei dem selbst in den äquatorialen Gegenden die mittlere Tagestemperatur kaum über den Gefrierpunkt hinausreicht.

Bedeutet nun ein solcher Schluß, in dem übrigens außer den tatsächlichen Beobachtungen noch sehr viel Hypothetisches steckt, wirklich für den Mars die Eigenschaft einer toten und abgestorbenen Welt? Ein Ergebnis wissenschaftlicher Forschung fordert zunächst Anerkennung; es fragt sich nur, wie groß ist seine Tragweite?

Es ist die glückliche Eigenart der Wissenschaft wie der Erkenntnis überhaupt, daß sie niemals abgeschlossen ist. Sie bedeutet eine unendliche Aufgabe, bei der jedes Resultat neue Fragen aufwirft, jede Errungenschaft den früheren Standpunkt korrigiert. Insofern ist es sehr wohl möglich, daß eine Erweiterung unserer

Kenntnisse wieder zu einer Auffassung führt, die der Annahme intelligenter Marsbewohner günstiger ist. Aber darauf möchte ich mich nicht stützen. Die Frage gestattet auch noch andere Erwägungen.

Die Aufgabe der Wissenschaft besteht darin, die Fülle dessen, was wir erleben, als einen gesetzlichen Zusammenhang zu bestimmen, wodurch uns die Erfahrung erst als eine objektive Realität, als ein eindeutiger Inhalt des Bewußtseins gegeben wird. Ihr Recht und ihr Interesse ist auf diese Bestimmung beschränkt. Auf unser Gefühl, auf unsere Wünsche, auf unsere Ideale hat sie dabei keine Rücksicht zu nehmen. Und eben dadurch ist Wissenschaft das feste Fundament unserer Kultur, der unbestechliche Maßstab für die Tauglichkeit unseres Wirkens und Könnens; nur dadurch wird sie das einzige und unentbehrliche Mittel, unsere Ideale durch Beherrschung der Natur zu verwirklichen. Aber eben dadurch auch sind ihr die Grenzen ihrer Methode gesetzt. Nicht jede beliebige Frage geht sie an, sondern nur die Untersuchung dessen, was zu der großen gesetzlichen Einheit gehört, die wir Natur nennen. Annahmen, deren sie hierzu nicht bedarf, verweist sie mit Recht in das Reich der Phantasie. Erst dann beschäftigt sie sich mit ihnen, wenn wir sie als unentbehrlich erkennen, um den gesetzlichen Zusammenhang des ewig Werdenden zu verstehen. Eine solche bedenkliche Frage ist die nach der Bewohnbarkeit der Planeten, im speziellen nach der Bewohnbarkeit durch Wesen, die wir als mit dem Menschen vergleichbar betrachten dürfen.

Wird diese Frage im Ernst aufgeworfen, und einer Wissenschaft zugewiesen, so kann diese nur die Astronomie sein, genauer gesagt die Astrophysik. Denn mit diesem Namen bezeichnen wir den Teil der allgemeinen Sternkunde, der sich mit der physischen und chemischen Beschaffenheit der Weltkörper beschäftigt. Da nun das organische Leben auf der Erde an gewisse chemisch-physikalische Bedingungen geknüpft ist, so würde es der Astrophysik zukommen, zu untersuchen, ob solche sich auf andern Weltkörpern finden. So fiele, scheint es, der Entscheid über die Existenz von Planetenbewohnern schließlich dem Astronomen zu.

Damit ist aber dem Astronomen ebensowenig gedient wie dem Problem. Der Astronom in seiner Eigenschaft als wissenschaftlicher Fachmann hat eine gewisse Abneigung gegen die Frage nach der Bewohnbarkeit der Planeten. Er besitzt dafür kein Interesse. Und das mit gutem Recht. Denn, wie gesagt, hat die Wissenschaft nur solche Fragen sich vorzulegen, deren Lösung zur naturgesetzlichen Erklärung der von ihr festgestellten Erscheinungen notwendig ist. Solange keine astronomischen Beobachtungen feststehen, die nur durch die Einwirkung intelligenter Wesen erklärlich werden, so lange hat der Astronom keine Veranlassung, auf Intelligenzen zurückzugreifen. Schmunzelnd — und mit Recht — geht er darüber hinweg.

Es lag auch bisher eigentlich nur ein einziger Fall vor, der den Astronomen in dieser Hinsicht Schwierigkeiten machte. Das war die Entdeckung der sogenannten

Marskanäle. Diese breiten, sehr langen Streifen, die sich geradlinig über die Kontinente des Planeten hinzogen, mitunter verschwanden, dann wieder verhältnismäßig schnell auftraten, zuzeiten sogar sich verdoppelten, die sich nicht gut aus der Zufälligkeit natürlicher Bildungen verstehen ließen, sie schienen auf die Tätigkeit intelligenter Wesen hinzuweisen. Man konnte sie etwa als Vegetationsstreifen auffassen, die infolge künstlicher Bewässerung zu gewissen Zeiten auftraten. Eine Zeitlang schien es, als könnte man die Existenz dieser Streifen überhaupt aus der Welt schaffen und sie als optische Täuschung erklären. Aber wenn auch manche Gleichmäßigkeit darin nur scheinbar sein mag, so haben sie sich doch als Eigentümlichkeit der Marsoberfläche behauptet. Man hat daher auch innerhalb der astronomischen Fachkreise lange Zeit, obwohl mit einem gewissen Unbehagen, die Hypothese der Marsbewohner ertragen, zumal eine wasserhaltige Atmosphäre auf dem Planeten nachgewiesen war und seine allgemeinen Verhältnisse es als durchaus wahrscheinlich zuließen, daß er von kultivierten Wesen bewohnt sei.

Nun scheint aber die Gelegenheit gekommen, diese mißliebigen Vernunftwesen loszuwerden. Auf die ungünstigen klimatischen Verhältnisse des Mars gestützt, hat der berühmte Stockholmer Gelehrte Svante Arrhenius eine rein naturwissenschaftliche Hypothese über die Entstehung der sogenannten Kanäle aufgestellt. Sie sollen Sprünge der Marsoberfläche infolge der Zusammenziehung der Planeten darstellen, an denen die

regelmäßigen Stürme der Atmosphäre den Wüstensand und Salzstaub der Oberfläche anhäufen, der sich dann je nach der Feuchtigkeit der Jahreszeiten dunkler färbt und uns sichtbar wird. Die genauere Prüfung dieser Erklärung muß den Fachmännern vorbehalten bleiben. Ich muß gestehen, daß ich gerade auf diese sogenannten Kanäle niemals besonderen Wert gelegt habe, wenn ich mir Gedanken über die Kultur der Marsbewohner machte. Ich habe sie in diese Gedanken aufgenommen, weil sie als sicherer Bestand der wissenschaftlichen Forschung galten, aber als Kulturzeichen könnte ich die Kanäle auch ohne Schwierigkeit entbehren, zumal das Kolossale ihrer Ausdehnung sie als Kunstprodukte problematisch macht. Die Überzeugung von der überlegenen Kultur der Marsbewohner stammt für mich nicht aus astronomischer Quelle; aus dieser stammt es nur, daß ich derartige ideale Vernunftwesen gerade auf den Mars versetze, weil dieser Planet nach der übereinstimmenden Ansicht der Astronomen bisher als der Planet galt, der mit der Erde die größte Ähnlichkeit hat.

Die Naturwissenschaft kann sich nur an die Erfahrung halten. Danach aber sind uns im ganzen Weltall keine anderen Bedingungen bekannt, unter denen sich Vernunftwesen heraufgebildet haben, als die auf der Erde bestehenden, nämlich Organismen, deren höchste Stufe der Mensch ist. Also bleibt dem Astronomen nur der Schluß übrig: Soll ein Planet von intelligenten Wesen beherrscht sein, so müssen diese menschenähnlich sein. Dazu aber ist erforderlich, daß die Verhältnisse

auf diesem Weltkörper annähernd denen der Erde gleichen in bezug auf Gravitation, Wechsel von Tag und Nacht, Jahreszeiten, Atmosphäre, Wasser, Dichtigkeit und Temperatur der Oberfläche usw. Genügt keiner unserer Planeten diesen Ansprüchen, so ist die Erde zurzeit der einzige Planet, der von Vernunftwesen bewohnt ist.

Diese Anschauung hat der bekannte Naturforscher Alfred Russel Wallace 1903 in einem umfassenden Werk „Die Stellung des Menschen im Weltall" (deutsch von Felix Heinemann) konsequent durchgeführt. Er kam zu dem positiven Ergebnis, daß die Erde der einzige Weltkörper sei, auf dem menschenähnliche Wesen existieren. Denn organisches Leben im höheren Sinn sei nur das, was wir auf der Erde als solches kennen. Da nun auf andern Himmelskörpern die Bedingungen andere sind, so finde sich dort kein Leben.

Das scheint unanfechtbar. Dennoch ist es ein Zirkelschluß, der die Behauptung in der Voraussetzung schon enthält. Ein Engländer könnte so etwa folgendermaßen schließen: Anständig ist, was man in England dafür erklärt. Was man anderswo dafür hält, ist nicht maßgebend. Also gibt es Anstand nur in England.

Hier wird man freilich die Voraussetzung leicht bestreiten können, da ja der Begriff des Anstandes auch von andern kultivierten Völkern her definiert werden kann. In der Frage nach dem höheren Leben aber kennen wir überhaupt nur das menschliche hier auf der Erde. Demnach bleibt der Schluß als solcher unan-

greifbar, und doch kann er unmöglich richtig sein. Kommen wir in irgendeinem Problem zu einem derartigen Widerspruch, so ist das ein sicheres Zeichen, daß dieses Problem innerhalb des Gebiets, worin es aufgestellt ist, sich nicht lösen läßt und dort an falscher Stelle steht. Die Frage nach der Mehrheit der „bewohnten Welten" gehört überhaupt nicht in die Naturwissenschaft. Der Astronom als solcher hat ganz recht, wenn er für sie kein Interesse zeigt. Er kann sie niemals beantworten, solange die Erde der einzige Ausgangspunkt für die Bewertung jener Existenzform bleibt, die wir als Leben und speziell als Betätigung höheren Bewußtseins bezeichnen.

Aber eben weil er diese Frage nicht beantworten kann, darf er sie auch nicht verneinen. Damit überschreitet er seine Befugnisse. Wenn sich für die Wissenschaft hier ein negatives Resultat ergibt, so liegt das daran, daß sie in ihren Hypothesen mit Recht sich einschränkt. Für die theoretische Erkenntnis ist die Frage nach den Bewohnern anderer Planeten bei unserer gegenwärtigen Erfahrung nicht in Betracht zu ziehen.

Aber die Menschheit hat ja neben dem theoretischen noch andere Interessen. Sie hat Forderungen des Willens und des Gefühls, ethische, ästhetische und religiöse Interessen. Dort gibt es allerdings keine Beweise, aber es gibt Ideen. Und diese schaffen zwar keine Naturobjekte, aber sie erzeugen ebenfalls Realitäten, nämlich in Sittlichkeit, Kunst und Weltanschauung. Finden wir die Planetenbewohner vorläufig noch nicht im Weltraum, so ist ihre Wirklichkeit damit noch

nicht widerlegt. Es gibt Realitäten des Gemüts, die nicht an die äußere Erfahrung gebunden sind.

Niemals vermag die Naturwissenschaft positiv zu beweisen, daß die Bedingungen zur Existenz intelligenter Planetenbewohner nirgends anders im Weltraum erfüllt sein könnten als auf unserer Erde. Sie hat auch kein Interesse daran. Bestünde aber ein solches für ihre Existenz, so könnte man sie ohne Schwierigkeit wahrscheinlich machen mittels einer Hypothese, die den Beobachtungen nicht widerspricht. Man brauchte nur anzunehmen, daß z. B. auf dem Mars die Atmosphäre eine Beimischung von wenigen Prozent Kohlensäure besitze, um für die dortigen Bewohner nach unsern Begriffen ausreichende Lebensbedingungen zu erhalten. Alle die Berechnungen nämlich, die sich auf die neuesten Beobachtungen stützen und zu so niedrigen Temperaturen führen, setzen dabei voraus, daß die Marsatmosphäre nahezu wie die unsrige zusammengesetzt sei. Ein kleiner Mehrgehalt an Kohlensäure aber würde bereits bewirken, daß sie eine schützende Hülle gegen die Ausstrahlung der Wärme um den Planeten bilde. So können die Bedingungen für dort lebende Organismen ganz andere sein, ohne daß wir dies nachzuweisen vermögen. Ja man könnte sich ebensogut eine organische Entwicklung denken, verbunden mit ähnlichen oder höheren geistigen Fähigkeiten als die menschlichen, die ganz andern klimatischen Bedingungen angepaßt wäre, als sie auf der Erde bestehen. Die Natur ist unerschöpflich in solchen Anpassungen, und es spricht vieles dafür,

daß gerade Erschwerungen der Lebensumstände häufig Hebung und Verfeinerung, nämlich eine Stärkung im Kampf ums Dasein, bei den lebenden Wesen erzeugen. Wenn, wie es scheint, die Erdbewohner gerade durch die Eiszeit erst recht zu Menschen geworden sind, so dürften auch die Marsbewohner beim Altern ihres Planeten die Mittel gefunden haben, den Schwierigkeiten vorzubeugen, die ihnen aus der Abkühlung des Planeten erwachsen. Wenn nun z. B. die sogenannten Kanäle tatsächlich großartige Anlagen wären — Strahlungsfelder — um die Sonnenenergie zu sammeln und für Kulturzwecke zu verwenden? Solche Hypothesen lehnt die Wissenschaft mit vollem Recht ab, solange keine methodische Notwendigkeit dazu vorliegt.

Aber sie können brauchbar und berechtigt werden, wenn auf einem andern Gebiet als dem theoretischen das Bedürfnis entsteht, an außerirdische Existenzen zu glauben. Nur dürfen die Annahmen, die man macht, keinen Widerspruch gegen die wissenschaftliche Erfahrung enthalten; es muß wenigstens „so sein können". Solche Annahmen liegen außerhalb der Wissenschaft, aber sie streiten nicht gegen sie.

Derartige Überlegungen werden dann kein bloßes Spiel müßiger Phantasie sein, wenn ein wertvolles Interesse vorliegt, mit solchen Gedanken zu operieren. Der Aufblick zu einer höheren Kultur, als die Menschheit sie bietet, bedeutet ohne Zweifel ein solches höheres Interesse, den Zug nach einem Ideal, das tief in der menschlichen Seele wurzelt. Die Beschäftigung damit liefert

freilich nicht theoretische Erkenntnis, aber sie ist nicht weniger eine Form realen Wirkens; sie besitzt erhebende Einflüsse auf das Gefühl, Bewegungen des Gemüts, die von kulturellem Wert sind und als solche nicht bloß im Reich der Träume bleiben. Denn es gibt zwei Gebiete, die ihnen Wirklichkeit verleihen, die Weltanschauung und die ernste Dichtung. Auf diesen Gebieten behält der Mars sein gutes Recht zu leben, und es fällt ihm gar nicht ein, tot zu sein.

Pflanzenseele

Unsere Verwandtschaft mit den Pflanzen ist etwas weitläufig, darum sind wir auch so wenig geneigt, ihnen Bewußtsein zuzusprechen und sie als beseelte Wesen anzuerkennen. Die Tiere, wenigstens die höheren, stehen uns schon näher, wir begreifen mitfühlend viele ihrer Lebensäußerungen und zweifeln daher nicht, daß ihr Seelenleben dem unsern ähnelt. In der Tat reicht ja unser Stammbaum gemeinsam mit dem der ersten Säugetiere wohl bis in die obere Trias hinein und trennt sich erst später von dem unserer vierbeinigen Lebensgenossen. Wollten wir aber in unserer Ahnenreihe so weit zurückgehen, bis wir unsere gemeinschaftlichen Vorfahren mit der Linde vor unserem Fenster ermittelt hätten, so müßten wir sie in den allerersten Anfängen des Lebens auf der Erde suchen, aus denen uns keine Reste, keine Aufzeichnungen in dem großen geologischen Urkundenbuche unseres Planeten erhalten sind.

Und doch ist kein Zweifel, daß Pflanzen und Tiere, die gemeinsamen Kinder der Mutter Erde, in ihrem

Ursprung als Organismen eng zusammenhängen. Beide bestehen aus dem gleichen Stoff, dem Protoplasma, beide bauen sich nach dem gleichen Prinzip auf durch Bildung und Teilung von Zellen, beide zeigen die gleichen Funktionen der Ernährung, Assimilation und Ausscheidung, Wachstum und Fortpflanzung. Und gehen wir zu den einfachsten organischen Formen zurück, so stoßen wir auf Lebewesen, die weder Pflanzen noch Tiere genannt werden können — sie stehen an der Grenze, am Anfang beider Reiche und heißen daher Protisten. Schon bei jenen einfachsten Grundformen, Protoplasmaklümpchen, die im Urmeer umherschwammen oder -krochen, muß die Trennung der Tierreihe von der Pflanzenreihe eingesetzt haben. In der ersteren haben die Individuen ihre Beweglichkeit ausgebildet, in der letzteren sind sie seßhaft geworden, aber die ersten Jugendstadien der Pflanzen, in denen ihre Keime in Luft und Wasser umherirren, weisen noch auf eine ursprüngliche Wanderlust der Vorfahren hin. Und mit diesem Unterschied hängt wohl das Haupttrennungsmerkmal der Pflanzen und Tiere zusammen — die Pflanzen nähren sich unmittelbar von den anorganischen Bestandteilen der Erde, die Tiere bedürfen dazu der Vermittlung der Pflanzen. Insofern sind sie von den Pflanzen abhängig, ohne die sie nicht existieren könnten, aber gerade durch diese Ausnutzung dürfte es ihnen gelungen sein, sich bis zum Herrn der Erde hinauf fortschreitend zu entwickeln.

Von jenem gemeinsamen Ursprung aus schlagen

Pflanzen und Tiere getrennte Entwicklungswege ein. Obwohl in fortwährend gegenseitiger Einwirkung, steigen beide Reiche in selbständigen Formen zu höchster Feinheit und Verwicklung der Organisation empor, deren Spitze auf der Seite der Tiere der Mensch bildet.

Nun wissen wir vom Menschen aus unserer Selbsterfahrung, daß wir uns als fühlende, wollende und vorstellende Wesen gegeben sind. Zunächst weiß das zwar jeder nur vom eigenen Ich; da wir dieses aber immer an bestimmte Zustände und Vorgänge im Raum gebunden sehen, die wir unseren Körper nennen, so setzen wir auch von jedem uns ähnelnden Körper voraus, daß für ihn ein Innenvorgang wie bei dem unseren statthat, ein seelisches Erlebnis. Den gleichen Schluß ziehen wir in bezug auf die Organismen, deren Körperbau dem unseren vergleichbar scheint; je weiter er sich aber von unserer Entwicklungsstufe entfernt, um so mehr nehmen wir an, daß auch die Feinheit des Seelenlebens verschwinde; da mag denn in den einzelligen Urwesen, etwa dem Schleimklümpchen einer Amöbe, bloß noch das dumpfe Gefühl der Veränderung des eigenen Zustandes übrigbleiben.

Daß wir jenen ältesten organischen Bildungen, wenigstens soweit sie zu unserer Ahnenreihe gehören, nicht jede Bewußtseinsregung absprechen, hat seinen guten Grund in der Forderung des stetigen Zusammenhangs der Natur. Das Bewußtsein als unser psychisches Erlebnis ist da, es ist uns unmittelbar und gewiß gegeben; erst als seinen Inhalt finden wir die Körper-

welt in Raum und Zeit. Daß also das Bewußtsein irgendwie oder irgendwo aus der physischen Körperwelt entstanden sein könne, ist etwas durchaus Unvorstellbares. Seelisches Erlebnis ist nur zu begreifen als eine ursprüngliche Einheit, die allen körperlichen Systemen als innerlicher Eigenzustand zukommt, aber in um so verfeinertem Grade, je inniger ihr stofflicher Zusammenhang ist. Der Inhalt des Bewußtseins kann nicht an einem Punkt der Tierreihe plötzlich auftreten, sondern sich nur parallel der Organisation entwickeln. Deshalb muß er auch, wenngleich in primitiver Weise, schon dort vorhanden gewesen sein, wo die Entwicklungsreihe der Tiere von der der Pflanzen abzweigt.

Auch die Organisation der Pflanzen ist zu einer immer vollkommeneren aufgestiegen von der einfachen Alge bis zum Eichbaum; was ist nun dabei aus dem Bewußtsein geworden? Sollte sich nicht bei den höheren Pflanzen ein ebenso intensives Seelenleben entwickelt haben wie bei den höheren Tieren? Allerdings kennen wir keine Pflanze, die wir der Spitze des Tierreichs, dem Menschen, vergleichen könnten. Aber jedenfalls wird doch mit der Verfeinerung des Ausbaus ihres Körpers auch bei den Pflanzen eine Steigerung der Bewußtseinsformen verbunden sein.

Nun kann man freilich einwenden, die Tiere bezeichnen eben jene bevorzugte Reihe der Organismen, deren Entwicklung auf dem einzigen, zur Erhöhung des Bewußtseinstandes führenden Wege fortgeschritten ist. Die Pflanzen dagegen haben den Holzweg eingeschlagen

— die abweichende Entwicklung ihres Körperbaus führte nur zu Funktionen, die einer Verkümmerung der ursprünglichen psychischen Anlagen entsprechen. Zu einem individuellen Bewußtsein mit Empfindung oder gar Vorstellung ist es bei ihnen nicht gekommen.

Die Gründe zu dieser Ansicht liegen offenbar darin, daß man nur dort Bewußtsein annahm, wo tierähnliche Äußerungen, also vor allem Bewegungen der Flucht oder Abwehr, wahrgenommen wurden, und daß solche Vorgänge an den Pflanzen nicht merkbar hervortraten. Überhaupt zeigte sich die Verwandtschaft zwischen Tier- und Pflanzenleben deutlich nur in den Prozessen der Nahrungsaufnahme, des Wachstums und der Fortpflanzung; und gerade bei diesen laufen unter normalen Umständen die körperlichen Vorgänge auch bei den Tieren ohne Bewußtsein ab. Dagegen vermißt man bei den Pflanzen die Organe, an die in der Tierwelt die seelischen Erscheinungen gebunden sind. Die Pflanzen wurzelten fest, es zeigten sich keine Muskeln zur Bewegung der einzelnen Teile, keine Sinneswerkzeuge zur Aufnahme von Reizen, zum Sehen und Tasten, kein Nervensystem zur Fortleitung dieser Reize und kein Gehirn als Zentralorgan für die Vereinigung aller Einwirkungen der Außenwelt zu einer Gegenwirkung mit der Umgebung.

Dies war die Hauptmacht der Einwürfe, gegen die sich G. Th. Fechner zu wenden hatte, als er vor sechzig Jahren in seinem Buche „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen" für die Existenz des Pflanzenbe-

wußtseins eintrat. Er hatte ganz recht, sich darauf zu berufen, daß Bewußtsein durchaus nicht überall durch die gleichen Organe getragen zu sein braucht. Trotz der ganz anderen Organisation der Pflanze sind ihr Tätigkeiten der Ernährung, Atmung, Zellbildung, Abscheidung usw. mit dem Tiere gemeinsam, obwohl diese beim höheren Tier an das Nervensystem gebunden sind. Also könnte sehr wohl auch Sinnesempfindung bei den Pflanzen vorhanden sein, ohne daß wir deren Organe bei ihnen kennen.

Jene Bedenken gegen die Pflanzenseele sind nun durch die botanische Forschung der letzten zehn Jahre beseitigt. Es besteht kein Zweifel mehr, daß die Reaktion auf Licht, Schwere, Berührung und andere Reize eine allgemeine Eigenschaft der Pflanze ist. Durch die Arbeiten der Pflanzenphysiologen Haberlandt, Nemec und anderer wurden die Endorgane zur Aufnahme der Reize aufgefunden und die Technik enthüllt, wie diese Reize in Bewegungen gewisser Teile der Pflanze umgesetzt werden. Auch die Mittel der Reizleitung wurden in feinsten Fibrillen entdeckt, durch die alle lebenden Zellen der Pflanzen in Verbindung stehen, so daß sie die Aufgabe zu erfüllen geeignet sind, die bei den Tieren den Nerven zukommt. Über das „Pflanzenauge", lichtbrechende Zellen mit einer Farbstoffschicht, hat R. H. France den Lesern der „Woche" vor einiger Zeit (November 1906) ausführlich berichtet.

Demnach ist es deutlich bewiesen: Seitens des anatomischen Baues und der physiologischen Funktionen

der Pflanzen besteht kein derartiger organischer Unterschied gegenüber den Tieren, daß man deshalb jenen Bewußtsein absprechen müßte. Von naturwissenschaftlicher Seite kann man gegen die Beseelung der Pflanzen keinerlei Einwand mehr erheben. Freilich ist hiermit erst die negative Instanz beseitigt. Haben wir aber damit positiv zwingende Gründe, die Pflanzen als beseelt anzusehen? Ist der Analogieschluß, den wir von uns auf die Tiere machen, auch mit Recht auf die Pflanzen auszudehnen? Rosensträucher und Apfelbäume können wir wohl züchten wie Hunde und Pferde, aber können wir uns ebenso mit ihnen verständigen? Ein Gefühls- und Empfindungsleben mögen sie wohl haben, aber es mag dem unsrigen so fremdartig sein, daß wir es nicht deuten können. Inwieweit die ausgeübten Reize bei den Pflanzen überhaupt die Schwelle des Bewußtseins überschreiten, läßt sich gar nicht sagen; gehen doch in unserem Körper fortwährend starke Veränderungen und zuweilen schwere krankhafte Störungen vor, ohne daß wir ein Bewußtsein davon haben. Die schwierigste Frage aber ist, steigert sich das Empfinden — also die sinnliche Wahrnehmung von Licht, Druck, Wärme — und das damit verbundene Gefühl (Lust und Unlust) bei den Pflanzen auch bis zur Vorstellung, d. h. ist sich die Pflanze auch eines Zustandes bewußt, der nicht bloß gegenwärtige Wahrnehmung eines Reizes ist? Erst dann könnte man in unserem Sinne von Seelenleben reden.

Bei der Schwierigkeit einer tatsächlichen Entschei-

dung wird man sich fragen müssen, was wir eigentlich für ein Interesse daran haben, daß die Pflanzen sich ihrer Existenz bewußt sind. Könnten wir aus der sicheren Bejahung der Frage irgendeinen theoretischen oder praktischen Nutzen ziehen?

Da muß man sich vor allem hüten, die Anerkennung eines seelischen Lebens der Pflanze in der biologischen Forschung zu mißbrauchen, um auf diese psychische Seite die Erklärung organischer Vorgänge zu gründen. Man darf nicht sagen, die Pflanze krümmt ihren Blattstengel in bestimmter Weise, weil sie in ihrer Lichtzelle sich einer bestimmten Richtung des Lichteinfalles bewußt wird. Haben wir denn irgend etwas erklärt, wenn wir sagen, der Hund kratzt sich an einer bestimmten Stelle, weil er sich des dort eingetretenen Hautreizes bewußt ist? Ob wir uns der physiologischen Vorgänge im eigenen Körper bewußt sind oder nicht, hat mit ihrer Erklärung gar nichts zu tun; wir wollen wissen, was objektiv geschieht. Wenn im Protoplasma irgendeine Veränderung vor sich geht und man sagt, das kommt daher, weil das Protoplasma das Bedürfnis empfindet, eine Störung auszugleichen; oder wenn man beobachtet, daß sich zwei Zellen in einer Flüssigkeit nähern, aneinanderlegen und verschmelzen, und man beruhigt sich damit, daß sie den Trieb haben, sich zu einem neuen Individuum zu verbinden, so ist damit gar nichts gewonnen. Man hat einfach für die beobachtete Tatsache einen dem menschlichen Gefühlsleben entnommenen Ausdruck gesetzt: Bedürfnis, Trieb; also an Stelle eines naturwissenschaft-

lichen Begriffs der mechanischen oder chemischen Veränderung einen psychologischen, von dem man gar nicht weiß, wie er mit dem räumlichen Geschehen zusammenhängt. Derartige Erklärungsversuche sind nur möglich unter vollständiger Verkennung dessen, was die Erkenntniskritik über den Sinn der naturwissenschaftlichen Forschung ermittelt hat.

Erklären heißt, die Erscheinungen zurückführen auf Gesetze, die im Gebiete des Objektiven liegen; denn es handelt sich darum, die Vorgänge als allgemeingültige und notwendige Bestimmungen zu verstehen, die dem subjektiven Gefühlsleben entzogen und darum allgemein anwendbar sind. Das sind die im Raum feststellbaren Gesetze der Physik und Chemie. Wollten wir die Vorgänge der Natur aus Gefühlen erklären, so würden sie völlig unbestimmt werden, denn das Gefühl ist das absolut Subjektive. Der erste kindliche Versuch der Naturvölker, Naturerscheinungen zu verstehen, beruht auf diesem dichterischen Hineintragen subjektiver Erfahrungen von Schmerz und Lust, Haß und Liebe in die Körper; man nennt dies Verfahren Animismus. Die ganze Natur wird dabei mit einem Bewußtsein erfüllt, das wir nur an uns kennen, und dessen subjektive Willkür jeder gesetzlichen Festlegung im einzelnen spottet. Naturwissenschaft wurde erst möglich, als man im Beginn des 17. Jahrhunderts lernte, vom seelischen Leben der Natur zu abstrahieren und ihr mechanisches Gesetz aufzusuchen. Wenn wir jetzt wissen, daß die Natur nicht als solche tot und seelenlos ist, sondern daß wir vom

Leben nur abstrahieren, um das Gesetz dieses Lebens von unserer psychologischen Subjektivität zu befreien und als eine objektive Macht zu erkennen, so dürfen wir darum nicht wieder in den alten Fehler des Animismus verfallen. Das Gefühl kann überhaupt nichts wirken; es ist nur das subjektive Zeichen für das Vorhandensein von Wirkungen; und diese Wirkungen lassen sich objektiv festlegen allein durch die bewährten Mittel der mathematischen Naturwissenschaft. Eine Erklärung, warum sich zwei Zellen vereinigen, gewinnen wir erst, wenn wir im einzelnen angeben können, was dabei geschieht, wie die Temperatur, die chemische Zusammensetzung usw. die Oberflächenspannung beeinflußt, und wenn wir so die Verschmelzung der Zellen einreihen können in das Gebiet des allgemeinen notwendigen Verhaltens kolloidaler Flüssigkeiten.

Das Psychische ist die Form, in der ein Organismus sich selbst erlebt; für jeden anderen Organismus ist er ein Körper. Mir bin ich eine Seele, dir ein Objekt im Raume, und nur durch räumliche Wirkungen, durch Energieänderungen unserer Körper kann ich mich bemerkbar machen. Von dem, was im anderen psychisch vorgeht, kann man nur Vermutungen haben; wissenschaftliche Erklärung gibt es daher nur durch Feststellung der physischen Vorgänge.

Aber wir sind ja nicht nur erkennende Wesen. Der Wert des Daseins liegt im Psychischen, denn über ihn entscheidet das Gefühl. Und in dieser Richtung liegt auch das Interesse, das wir an der Beseelung der Pflanzen

haben. Nicht für die Naturwissenschaft, aber für die Weltanschauung ist es von Wichtigkeit, daß die Pflanzen sich selbst erleben. Denn inwieweit die Welt Selbsterlebnis ist, so weit ist sie in das große Einheitsband eingeschlossen, das uns selbst als Teile des Universums umfaßt. Unser Weltbild erweitert sich, unser Weltgefühl verinnerlicht sich um so mehr, je tiefer Natur und Menschenseele sich ihrem Wesen und Ursprung nach verwandt wissen. Der große Gedanke der Entwicklung alles Lebens auf unserem Planeten, der unsere theoretische Naturerkenntnis so unendlich vertieft hat, gewinnt nun auch seine volle ästhetische, ethische und religiöse Bedeutung. Mit der Natur steigt das Bewußtsein auf zu höheren und reiferen Formen, und in allen ihren Gebilden fühlen wir das Walten des Allgeistes, dem auch wir angehören:

„Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.“

Humor und Glauben bei Gustav Theodor Fechner (Dr. Mises)

(Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 5. und 12. Februar 1893)

I.

Seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts erschienen in Leipzig eine Reihe kleiner Schriften von Dr. Mises, bald einzeln, bald in Bändchen vereinigt, dann wieder jahrelang durch Pausen getrennt; über fünfzig Jahre vergingen, bis diese Schriften (1875) in einem stärkeren Bande gesammelt wurden, nachdem sie sich bei Freunden des Humors längst einen guten Ruf erworben hatten. Sie bilden ein Genre für sich; es ist schwer zu sagen, welcher Art — sie waren alles Mögliche; bald poetisch-phantastisch, bald vornehmlich satirisch, hier reines Spiel der Laune, dort mit einem ernsthaften philosophischen Hintergrunde.

In dem ersten der Schriftchen — es ist jetzt siebzig Jahre her — bewies Dr. Mises, daß der Mond aus Jod (man gebrauchte damals die französische Form „Jodine") bestehe. Es war dies eine Satire auf die in der Medizin Mode gewordene Manie, alles mit Jod kurieren zu wollen. Überhaupt bietet die Heilkunde Mises eine

unerschöpfliche Quelle für Witz und Spott über dieselbe. Man besitze jetzt, sagt er in seinem „Panegyrikus der jetzigen Medizin und Naturgeschichte", nicht nur unendlich viele Mittel gegen jede einzelne Krankheit, sondern auch jedes einzelne Mittel heile unendlich viele Krankheiten. Er werde daher demnächst eine materia medica herausgeben, in welcher bei jedem Heilmittel nicht die Krankheiten angeführt sind, gegen welche es hilft, sondern nur diejenigen, gegen welche es n i c h t hilft. Dadurch würde sehr viel Raum gespart und das Büchlein mit jeder neuen Auflage dünner werden. Zuletzt ließe es sich auf den Satz reduzieren: „Jedes Mittel heilt alle Krankheiten," und die ganze Therapie würde sich auf den Satz beschränken: „Jede Krankheit wird durch alle Mittel geheilt." — In ähnlicher Weise behandelt Mises die Medizin später in dem Schriftchen „Schutzmittel für die Cholera", worin er sich auf Seite der Cholera stellt und sie gegen die vielen „ungerechten Angriffe" verteidigt.

Es ist heute sehr ergötzlich zu lesen, wie Mises den Hokuspokus und die Wichtigtuerei der Ärzte der alten Schule persifliert, die nie in Verlegenheit kommen konnten; selbst als man einem Patienten aus Versehen den gesunden Fuß statt des kranken abgenommen hatte und nun der aufgegebene kranke Fuß wieder heilte, bewies der Arzt mit Leichtigkeit, daß diese Heilung niemals hätte eintreten können, wenn man nicht den gesunden Fuß amputiert hätte. Es ist also wohl zu empfehlen, im Erkrankungsfalle die gesunden Glieder ent

fernen zu lassen. Die Satire des Dr. Mises ist ein Zeitbild. Sie illustriert die Zustände, welche in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Männer wie Fechner und Helmholtz aus der Medizin heraustrieben, und bildet damit ein heiteres Gegenstück zu den ernsten Ausführungen in Helmholtz' Vortrag: „Das Denken in der Medizin."

Wie hier gegen eine ratlose Heilkunde, die der wissenschaftlichen Führung entbehrte, so wendet sich Mises anderwärts bei den verschiedensten Gelegenheiten und in besonderen Schriften, deren Titel nicht sämtlich aufgeführt werden können, gegen die Philosophie. Es sei aber sogleich bemerkt, daß hier überall die unglückliche Naturphilosophie gemeint ist, die willkürlichen spekulativen Konstruktionen von Schelling und Oken, die Dialektik von Hegel. Sie sind das Motiv, daß Mises sich seinen eigenen Weg suchte. Es ist kein Zweifel, und wir werden dies noch bestätigt sehen, daß Mises selbst eine große Neigung zu kühnen und phantastischen Spekulationen hatte; aber daneben war der Geist wissenschaftlicher Kritik in ihm so lebendig, daß er die Unsicherheit, die blos subjektive Giltigkeit derartiger Ideen einsah. Und so ergriff er wohl das Auskunftsmittel, sich zunächst durch seinen Humor zu befreien. Er belustigte sich und den Leser damit, in seinen „Vier Paradoxa" folgende Behauptungen aufzustellen: 1) „Der Schatten ist lebendig." 2) „Der Raum hat vier Dimensionen." 3) „Es gibt Hexerei." 4) „Die Welt ist nicht durch ein ursprünglich schaffendes, sondern zerstörendes Prinzip

entstanden.“ Diese Sätze werden mit einem prachtvollen Aufwande von Geist und Scharfsinn verteidigt; jede Einwendung wird durch einen kühnen Einfall widerlegt, so daß sie zu einem neuen Beweisgrund wird. Aber man merkt überall, wie hinter dem scheinbaren Ernst der Schalk hervorlugt, und wie der Verfasser über dem Stoffe schwebt; im Grunde erfreut er sich daran, daß man so Nichtiges mit so guten Gründen verteidigen kann; und hierin liegt das Satirische. Sind es nicht ganz ähnliche Gründe, mit denen die Naturphilosophen oder die Mystiker und Spiritisten ihre Sache führen? Man kann mit einiger Phantasie und geschickter Benutzung von Gleichnissen, Bildern und Analogien eben alles beweisen und beweist damit nichts. Das ist es, was Mises zeigen will. So macht es ihm auch Spaß, auf eine ganz unbedeutende Frage den ganzen Apparat ernsthafter Kritik anzuwenden, wenn er das Problem untersucht: „Warum wird die Wurst schief durchschnitten?“ Und endlich dienen ihm seine humoristischen Ausführungen dazu, seine eigene Weltanschauung durchschimmern zu lassen. Er weiß, seine Ideen werden Kopfschütteln erregen; daher zieht er ihnen zunächst das Narrenkleid an und läßt sie so vor dem Publikum ihren Maskenzug aufführen. Wie eine Regierung bei einem neuen Steuerprojekt erst einen offiziösen Fühler ausstreckt, so läßt Mises gleichsam ohne Verantwortlichkeit des ernsthaften Forschers seine Gedanken ans Licht flattern. Aber wer zwischen den Zeilen zu lesen weiß, der merkt wohl, daß hinter diesen bizarren Gebilden der Phantasie nicht

eitel Dunst und Rauch steckt, daß sie nur die verzerrten Schatten einer lebendigen Welt sind, die im Geiste eines nach Wahrheit suchenden Mannes bereits feste Gestalt gewonnen hat.

Damit diese Betrachtungen nicht zu leer bleiben, sei es gestattet, sie durch einige Gedanken aus dem Mises-schen Schriftchen „Der Schatten ist lebendig" mit anschaulichem Inhalt zu erfüllen.

Warum soll der Schatten nicht lebendig sein? Was ihn von anderen lebenden Wesen unterscheidet, sind zumeist Vorzüge. „Wir leben in drei Dimensionen, er begnügt sich mit zweien; aber das macht ihn nur weniger schwerfällig." Die dritte Dimension, dies steif und dick machende Prinzip des Raumes, ist uns höchstens hinderlich.

„Wie wir uns drehen mögen, der Zopf bleibt uns immer hinten hängen und die Nase vorn stehen. Aber der Schatten, wenn ihm sein Zopf nicht mehr gefällt, schiebt ihn in sich hinein — weg ist er; gefällt ihm die Nase nicht mehr, er schiebt sie in sich hinein, — weg ist sie; bald wachsen ihm die Arme lang, dann steckt er sie in seinen Leib wie in seine Tasche — weg sind sie, und im nächsten Augenblicke langt er wieder weit damit hervor. Jetzt geht er aufrecht an einer Wand, jetzt huscht er glatt am Boden fort, jetzt bricht er sich wie ein Winkelmaß; er läuft durch Dick und Dünn, während wir sorgsam die Wege wählen; verunreinigt sich dabei keine Stiefeln, tut sich an keinen Steinen weh, ersäuft in keinem Wasser, nur das Feuer scheut er noch mehr wie

wir selber. Er läuft sogar durch andre seines Gleichen durch. Die Schatten, die sich treffen, machen sich nur etwas schwarz, statt daß, wenn sich zwei Menschen begegnen, sie sich etwas weiß zu machen pflegen . . ."

Aber man wird entgegnen, um leben zu können, müsse man doch vor allem sein; ein Schatten aber sei nur Schein, nicht nur Nichts, sondern weniger als Nichts. Der Schatten, sagt Mises, antwortet dem Menschen mit denselben Gründen, er braucht nicht an das Leben des Menschen zu glauben. Er kann sich selbst als Geist und den Menschen bloß als seinen Körper ansehen, der nur dazu bestimmt ist, der rein immateriellen Existenz des Schattens eine Anknüpfung an das Irdische zu gewähren, wie wir selbst auch unsern Körper nur als Einpflanzungsmittel unserer Seele in das Irdische betrachten. Warum soll der Geist nicht, wie der Schatten, ebenso gut neben als (wie unsere Seele) in seinem Körper einhergehen — wenn überhaupt ein räumliches Verhältnis zwischen Geist und Körper besteht, ist offenbar das eine so gut denkbar wie das andere. Warum soll unser Leib nicht zugleich einem Geiste dienen, der in ihm, und einem, der neben ihm ist? Er ist so zweckmäßig dazu eingerichtet, diesem den nötigen Lichtmangel zu verschaffen, daß man nicht einsieht, warum die Natur diesen Zweck verloren gehen lassen sollte. Der Schatten würde sich vielleicht folgendermaßen äußern:

„Ohne diesen Leib könnte ich hienieden nicht bestehen; also ist er für mich da. Freilich nicht bloß, um

mich in diesem Jammertale zu erhalten, sondern auch, mich daran zu fesseln. Aber nicht immer hoffe ich diese schwere Masse, die sich an meine Fersen hängt, mit mir herumtragen zu müssen; nicht immer in einer Welt wandeln zu müssen, wo es mehr des Übels, d. h. des Lichtes, gibt als des Guten. Wenn ich mich nur bestrebe, hier so schwarz wie möglich zu werden, so werde ich gewiß auch dereinst in ein höheres Schattenreich, in ein Reich reiner Nacht aufgenommen werden, wo ich mit andern gleich guten Schatten ohne Leib und Licht selig wandeln werde. Offenbar ist es auch nur mein Leib, der mich jetzt noch hindert, den großen Urschatten im Himmel zu sehen, der mich und alle andern Schatten erzeugt hat. Wie eine Scheidewand steht mein Leib zwischen ihm und mir. Aber sie wird einst fallen."

Aber der Schatten könnte auch, meint Mises, einfach die Sache umkehren und den Menschen für seinen Schatten halten. Vom Standpunkte des Schattens aus muß der Mensch lediglich als sein unbehilflicher Begleiter erscheinen. Verschwindet der Schatten, so verschwindet auch der Mensch, denn nie hat ein Schatten seinen Menschen länger als sich selbst wahrgenommen. Man kann auch nicht einwenden, daß der Schatten ein bloßes Nichts sei, denn eben das kommt ihm zu statten, daß er etwas Negatives ist: „Was fühlt man doch stärker, die Sattheit oder den Hunger? Kinder und Völker sind still, wenn sie das Nötige haben, schreien aber um alles, was ihnen fehlt; so wirkt also weniger als was sogar mehr als was. Warum soll nun die Natur nicht da, wo das

Licht fehlt, ebenso gut Lichthunger fühlen, als wir da, wo Speise, Preßfreiheit und dergl. fehlt?" Daß alsdann das Gefühl nicht dem Schatten, sondern der Natur zukäme, diesen Einwurf weist Mises zum Schluß zurück. „Wer dem Loch, was der Schatten in das Licht macht, kein Gefühl zutraut, kann es wenigstens der Fläche zutrauen, über welche dies Loch hingleitet. Sie kann doch fühlen, was ihr in jedem Augenblick fehlt. Diese Fläche wechselt freilich beständig, und der Schatten soll doch ein Individuum sein. Aber die Materie, aus der unser Körper besteht, wechselt ja auch beständig."

In dieser Beweisführung, die zunächst nur als ein sophistisches Spiel des Übermuts erscheint, blickt bereits eine Weltanschauung hindurch, die wir später als einen Grundzug im Wesen des Verfassers kennen lernen werden. Nach Mises ist Bewußtsein nicht notwendig an die physiologische Struktur des Nervensystems gebunden; er sieht keinen Grund ein, warum nicht überall dort, wo eine Form im Wechsel der Erscheinung einheitlich beharrt, auch eine gewisse Stufe einheitlichen Bewußtseins bestehen solle. Und wo er keinen Widerspruch erkennt, da erkennt er auch kein Recht an, die negative Behauptung aufzustellen, daß kein Bewußtsein vorhanden sei. Vorläufig haben wir hier nichts als eine Probe launigen Phantasiespiels, welche zunächst nur die liebenswürdige und schalkhafte Schreibart des Verfassers charakterisieren mag, der nie um einen Grund für seine Einfälle verlegen ist. Aber sie verrät schon

die Idee einer allgemeinen Weltbeseelung und der Relativität des menschlichen Standpunktes.

Näher der Person des Dr. Mises bringt uns ein Aufsatz, der den seltsamen Titel führt: „Vergleichende Anatomie der Engel." Diese Engel sind nicht etwa figürlich gemeint, es ist nicht etwa der Charakter holder Weiblichkeit, der hier einer kritischen Zergliederung unterliegen soll. Nein, es handelt sich um wirkliche Engel, d. h. um lebende Geschöpfe, welche im Reiche der organischen Wesen eine Stufe höher stehen sollen als der Mensch. Und Mises fragt mit Zuhilfenahme aller Kunst naturwissenschaftlicher und philosophischer Analogien, wie man diese sich zu denken habe.

Der Mensch ist nicht das vollkommenste Wesen. Betrachten wir die menschliche Gestalt; daß wir sie für die schönste Form halten, ist kein Beweis dafür, nur ein Vorurteil; auch der Esel würde die Eselgestalt für das Ideal erklären. Die menschliche Gestalt ist ein Aggregat von Unebenheiten, Erhöhungen und Vertiefungen ohne Formeinheit. Nehmen wir diese hinweg, befreien wir den Menschen von allen unsymmetrischen Auswüchsen, glätten wir ihn aus, so liegt uns als Idealgestalt die Kugel da. Die Engel haben Kugelgestalt. Zeigen sich doch die schönsten Teile des menschlichen Körpers schon der Kugel sich annähernd, so der Kopf, so vor allem das Auge. Der Augapfel ist eine Kugel. Das Auge ist das Organ des Lichtes, und Licht wird auch das Mittel sein, in welchem die Engel leben. Die Erde ist kein Wohnplatz für Engel, ihnen gehört der höhere Naturkörper,

die Sonne, die Quelle des Lichts — wie Luft das Element des Menschen, so ist Licht das Element der Engel — die Engel sind frei gewordene Augen; der Typus des Auges in seiner höchsten Ausbildung — was beim Menschen noch ein untergeordnetes Organ, ist im Engel ein selbständiges Wesen geworden.

Bei den Tieren stehen die Augen an den Seiten, bei den Menschen sind sie nach vorne gerückt, der Engel ist ein einziges Auge. Die Sprache der Engel ist das Licht, ihre Töne sind Farben. Die Augensprache der Liebe ist eine Vorbedeutung der Sprache der Engel, die ja selbst nur vollkommenere Augen sind. Da die Engel Sonnengeschöpfe sind, so sind ihre Leiber ätherischer als die unsern, ihre Haut nur aus einem zusammenhängenden Dunste bestehend, etwa wie Seifenblasen. Sie sind durchsichtig, aber sie können sich selbst Farben geben. Sie wechseln ihre Gestalt, dehnen sich aus, ziehen sich zusammen je nach den Affekten, die sich in ihnen abspielen, nach Liebe oder Abscheu. Dadurch bringen sie zugleich das reichste Farbenspiel in sich hervor, und so malt sich in ihren willkürlichen Farben ihr ganzer geistiger Zustand. Sie sind nicht öde, tote Kegelkugeln, sondern ein sich selbst organisierender, freier Lichtkörper. Wie aber bewegen sich denn die Engel, da sie keine Beine haben?

Nun, sie schweben um die Sonne — ihr Sinn ist die allgemeine Gravitation, welche alle Körper in Beziehung setzt, dadurch fühlen sie die entferntesten Weltkörper, die leiseste Veränderung im Weltenbau. Die

Engel sind lebendige Planeten. Jetzt liegt die letzte Folgerung nahe: die Planeten selbst sind Engel — lebende Wesen von nur etwas gröberer Art als die eben geschilderten unmittelbaren Sonnenbewohner, weil sie von der Sonne entfernter sind.

Diesen letzten Schluß hat Mises hier noch nicht gezogen — aber er hat ihn später, nicht mehr im Scherz, sondern als eine ernsthafte Theorie, aufgestellt und verteidigt: die Erde selbst ist ein Organismus, die Menschen sind Organe dieses höheren Wesens, der Erde.

Damit kommen wir von dem Humoristen Mises zu dem Denker — dem Professor der Physik an der Universität Leipzig, Dr. Gustav Theodor Fechner, dem hervorragenden Gelehrten, der sich hinter dem Pseudonym Mises verbarg. Fechner war einer der ersten, welcher durch seine experimentellen, methodischen Maßbestimmungen das Ohmsche Gesetz zur allgemeinen Anerkennung brachte, jenes Gesetz, wonach die Stärke eines elektrischen Stromes proportional ist der elektromotorischen Kraft und umgekehrt proportional dem Widerstand, ein Gesetz, welches die Grundlage der wissenschaftlichen Elektrik geworden ist. Zwei mehrbändige Werke, Biots Lehrbuch der Physik und Thénards Lehrbuch der Chemie, verdanken Fechner ihre deutsche Bearbeitung. In seinem Buche über „die physikalische und philosophische Atomenlehre" (zuerst 1855) stellt er die Gründe, welche die Physik zur dynamischen Atomistik nötigen, so mustergiltig zusammen, daß das Buch den Kampf der spekulativen Naturphilosophie gegen die

Atomistik siegreich zu Gunsten der Atomistik beendete. Eine neue Wissenschaft begründete Fechner in der Psychophysik, welcher er das seinen Namen tragende Gesetz zu Grunde legte, daß die Empfindung eines Reizes proportional sei dem Zuwachs des physisch meßbaren Reizes. Was auch über die Deutung dieses Gesetzes zu sagen ist, jedenfalls ist durch die Psychophysik die Psychologie in ein neues Stadium getreten. Fechner verdankt man im wesentlichen die Methoden, zwischen den bloß geschätzten Empfindungsgrößen und den meßbaren physischen Größen gesetzmäßige Beziehungen herzustellen und eine experimentelle Bearbeitung psychischer Erscheinungen zu ermöglichen, die jetzt in eigens dazu eingerichteten Laboratorien betrieben wird. In seiner „Vorschule der Ästhetik" endlich versucht Fechner, wie er sich ausdrückt, eine Ästhetik „von unten herauf" zu schaffen, d. h. er sucht durch eine Art Statistik diejenigen einfachen Formen festzustellen, welche am meisten das Gefallen der Beschauer erregen, und daraus gewisse Grundgesetze abzuleiten, welche die Abhängigkeit der Beurteilung eines Kunstwerks von dem sinnlichen Anreize desselben ausdrücken.

Es soll hier nicht darüber geurteilt werden, warum die Atomistik Fechners nur in beschränktem Sinne Atomistik, seine Psychophysik keine Psychologie und seine Ästhetik ganz gewiß keine Ästhetik ist — aber, wenn man statt der Namen die Sache betrachtet, so sind es ohne Zweifel wissenschaftliche Leistungen von bahnbrechender Bedeutung, die hier vorliegen, neue Arten, Gebiete des

menschlichen Geistes methodischer Forschung zu unterziehen. Die Absicht dieses Aufsatzes, welcher auf eine andere Seite des Fechnerschen Geistes gerichtet ist, kann nicht sein, die naturwissenschaftlichen Verdienste Fechners zu würdigen; wir wollten nur das Nötigste anführen, um wenigstens anzudeuten, daß unser Dr. Mises ein exakter Forscher war, dessen Ruf als gediegener Gelehrter im Gebiete der Naturforschung feststeht.

Er war aber ein Mann, der sich mit Stückwerk nicht begnügte; es trieb ihn, ein volles und abgeschlossenes Bild des Weltzusammenhangs sich zu entwerfen, mochte es auch zunächst nur für ihn selbst Beweiskraft haben. Und so wurde er Philosoph, richtiger gesagt, Metaphysiker. Denn auch hier muß man sagen, daß man das, was er lehrte, zwar sehr hoch schätzen kann, daß aber im kritischen Sinne seine Philosophie — keine Philosophie ist. Sie ist systematische Weltanschauung, ja, man könnte behaupten, sie ist Religion. Und das wollte er auch von ihr.

Seine Hauptschriften in dieser Hinsicht sind: „Nanna, oder über das Seelenleben der Pflanzen" (1848); „Zend-Avesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits" (1851); und abschließend „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht" (1879).

Diese Weltanschauung gehört zu dem ganzen Manne und er zu ihr. In ihr verbindet sich der Humorist Mises mit dem Naturforscher Fechner und dem etwas altväterischen Leipziger Professor zu einer rührenden Gestalt voll inniger Gottesbegeisterung, die nach Frieden

und Wahrheit sucht. Von der Strenge des wissenschaftlichen Denkens will er nichts aufgeben, von der Erfahrung will er ausgehen, aber das Bedürfnis seines religiösen Gemüts soll voll und ganz auf demselben Grunde befriedigt werden, und diese Versöhnung nennt er die „Tagesansicht". Um das Heranwachsen dieser Ansicht zu verstehen, müssen wir einen Blick auf seinen Lebensgang werfen.

Fechner stammte väterlicher- wie mütterlicherseits aus einer Pastorenfamilie der Niederlausitz und wurde zu Groß-Särchen bei Triebel am 19. April 1801 geboren. Noch nicht sechzehnjährig bezog er die Universität Leipzig, um Medizin zu studieren, wobei er selbst für seinen Unterhalt hart zu kämpfen hatte. Allmählich fand er die Freundschaft bedeutender junger Männer und den Umgang mit hervorragenden Leipziger Familien, 1830 verlobte er sich mit Klara Volkmann, der Tochter eines Leipziger Ratsherrn, die er 1833 heimführte; 1835 erhielt er die Professur der Physik in Leipzig. Bald aber zeigten sich die Spuren einer geistigen Überarbeitung. Die Krankheit, welche aus derselben hervorging, war für Fechners Entwickelung entscheidend. Einen ausführlichen Bericht darüber findet man nach den Angaben seiner Gattin in der Abhandlung von A. Elsas „Zum Andenken Th. Fechners" (Grenzboten 1888 H. 15) und in J. E. Kuntzes Biographie „G. Th. Fechner, ein deutsches Gelehrtenleben," Leipzig 1892, S. 105 ff. Das Leiden begann 1840 mit einer Erkrankung der durch optische Arbeiten angegriffenen Augen, in Folge

deren Fechner fast vier Jahre lang gezwungen war, sein Leben im Finstern und meist mit verbundenen Augen hinzubringen. Im Jahre 1843 trat in Folge der barbarischen Behandlung durch Mora (Brennzylinder zur Erregung von Eiterung) eine allgemeine Entkräftung hinzu. Vier volle Wochen vermochte der Kranke weder Speise noch Trank zu genießen. Niemand verstand, daß er überhaupt am Leben bleiben konnte. Jede geistige Tätigkeit wurde ihm unmöglich. Dennoch trat, als er selbst bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte, eine Rettung ein, und auch der Zustand der Augen besserte sich allmählich, so daß er seine Arbeiten wieder aufnehmen konnte. Freilich blieben seine Augen stets schwach, und im höheren Alter wurden noch Staroperationen nötig. Aber Fechners geistige Frische und Arbeitskraft stellte sich voll wieder her und blieb ihm bis wenige Tage vor seinem am 18. November 1887 erfolgten Tode getreu. Sein Leben verlief im übrigen, einige Erholungsreisen und den Verkehr mit bedeutenden Menschen abgerechnet, in voller Einfachheit und Stille in Leipzig unter Nachdenken und literarischem Schaffen.

An seine schwere Krankheit knüpft sich der Ausbau seines Systems. Die lange Beschäftigung mit dem Gedanken des Todes ließ in ihm die Gedanken über das Leben reifen. Die wunderbare Rettung, welche durch das Zusammentreffen seltsamer Umstände ihm in einem mystischen Lichte erschien, erfüllte ihn bei aller inneren und äußeren Bescheidenheit mit einer Art prophetischen Selbstbewußtseins, als sei er bestimmt, die Ge-

heimnisse des Welträtsels, dessen Lösung ihm aufgegangen zu sein schien, der Menschheit zu verkünden.

II.

Fechner dehnt die Begriffe des Lebens und des Bewußtseins viel weiter aus, als gewöhnlich geschieht. Die ganze Welt ist ihm von Bewußtsein in den verschiedensten Abstufungen erfüllt. Nicht erst oder nicht bloß im Nervensystem der Tiere und Menschen wird die Welt zu Ton und Farbe, nein, Schall und Licht erfüllen die Dinge mit einem gewissen Bewußtsein ihrer selbst, wenn auch erst die Zusammenfassung in den Einheiten höherer Bewußtseinszentren sie zu dem Weltbild formt, das uns als Seelenleben bekannt ist. So ist das All durchweg beseelt und mit unendlichen Lebensgestaltungen in immer höheren Graden erfüllt, wobei die höheren die niederen umfassen. Die Pflanzen haben ein niederes, die Planeten selbst ein höheres Seelenleben als die Menschen. Die Bewußtseinsstufe darüber ist die Sonne, die in ihrem ganzen System alles Leben ihrer Geschöpfe in sich begreift und fühlt, darüber mögen in den Milchstraßensystemen der Sterne neue und neue Stufen des Lebens sich aufbauen — sie alle bilden in ihrer Unendlichkeit das eine höchste, allumfassende System, das ist Gott. Die Welt der Körper wie die Welt der Geister sind durch das Band eines Gesetzes zum Körper und Geiste Gottes verbunden. Gott ist sein eigner Schöpfer und Geschöpf zugleich; in ihm lebt die Welt, und er ist die

Welt. Er ist der Träger aller Gedanken und Empfindungen aller Wesen, welche darum in den verschiedensten Abstufungen des Bewußtseins teilhaftig sind. Der Pantheismus Fechners begründet somit seinen Panpsychismus, und auf diese Annahme der Allbelebtheit stützen sich seine Anschauungen von der Stellung des Menschen.

Die Menschen sind, wie in ihrer Art die Tiere und Pflanzen, ja Land, Meer und Luft, nichts anderes als Organe der Erde, des ihnen übergeordneten Organismus. Wie das Auge mit allem, was wir sehen, das Ohr mit allem, was wir hören, je ein selbständiges Reich bildet, das für sich nichts gemein mit dem andern hat, sondern erst in der höhern Einheit des Menschen, dem beide Organe mit ihren Empfindungsweisen angehören, eins auf das andre bezogen wird, so sind auch die einzelnen Vorgänge im Erdkörper, die Lebensprozesse der Pflanzen und Tiere, die Tätigkeiten der Menschen in Staat, Gesellschaft, Kirche, Wissenschaft und Kunst, selbständige Gebiete, die ihre Verbindung und ihr Zusammenwirken erst dadurch gewinnen, daß sie als Teile der übergeordneten Einheit, der Erde, angehören; an der Erde allein bestehen sie und werden von ihr zu einem höheren Leben zusammengeschlossen, wie Auge und Ohr, Lunge und Magen nicht allein bestehen können, sondern nur in der höheren Einheit des menschlichen Organismus. Die Erde ist gleichsam der Knoten, der uns mit unseren Nachbargeschöpfen zusammen in das göttliche Band einknüpft. Wir dürfen nur unter der Erde nicht, wie gewöhnlich, die tote Steinkruste allein

verstehen, sondern die Atmosphäre und alle ihre Bewohner mit einbegriffen, den ganzen Energievorrat, der in der Erde gefesselt und vereint ist. Kein Wesen der Erde, kein Teilchen kann sich von ihr entfernen, ebensowenig wie ein Teil unseres Körpers von uns. „Dieselbe Erde, die uns und alle ihre Geschöpfe durch dieselbe Kraft an sich gefesselt hält, hat auch alle aus sich geboren, nimmt alle wieder in sich zurück, nährt und kleidet alle, vermittelt den Verkehr zwischen allen und behält sich bei allem diesen Wechsel einen durch den Wechsel selbst sich forterhaltenden und fortentwickelnden Verband.“ Dieser Gemeinschaft aller Erdenwesen muß auch eine geistige Gemeinschaft, ein Bewußtsein der Gesamterde entsprechen. „Von vornherein lassen sich viele Gleichungspunkte der ganzen Erde mit dem Menschen finden, so Tag und Nacht mit Wachen und Schlaf, der Kreislauf der Gewässer mit dem Kreislauf des Blutes (man könnte den Kreislauf der Stoffe überhaupt hinzufügen), Ebbe und Flut mit dem Pulsschlag des Herzens, der grüne Pflanzenwuchs mit der empfindenden Haut des Menschen usw.“ Natürlich bleibt die Ähnlichkeit immer in beschränkten Grenzen; „gleicht doch kein Teil des Menschen dem ganzen Menschen, wie sollte die Erde einem ihrer Teile (dem Menschen) ganz gleichen? Sie begreift den Menschen mit in sich ein, hat also alles, was der Mensch hat, in ihm als ihrem Teile, deswegen darf man es nicht noch einmal in ihr selbst suchen. Man darf nicht einwenden, die Erde könne nicht riechen, sehen, hören, denken, weil sie keine Nase, Augen, Ohren,

kein Gehirn habe — das hat sie ja alles schon in den Menschen, die sind eben ihre Organe. Die Erde wiederholt nicht den Kreislauf des Blutes in einem größeren Blutkreislaufe; denn alle Blutkreisläufe der Geschöpfe sind nur Abzweigungen des großen Kreislaufes der Gewässer in ihr, und sie braucht keine besondere Lunge, denn ihre Atmosphäre vermittelt die Arbeit aller Lungen ihrer Geschöpfe. Und ebensowenig bedarf sie eines besonderen Gehirns und Nervensystems, denn die ganze organische Welt mit ihren Verkehrswegen, Kulturvermittelungen und Kulturerzeugnissen ist ja das Bindeglied und die Einheit aller Gehirne und Nervensysteme der lebenden Wesen. Sie braucht auch keine Gliedmaßen, um unregelmäßig umherzulaufen, das tun die Menschen schon von selber. Die Erde wandelt ihre geordnete Bahn, wie es höheren Wesen zukommt, und läßt die Menschen rennen, wie sich die Blutkörperchen in unsern Adern tummeln.

Wie nun der Mensch während seines Lebens ein Teil der Erde ist, so bleibt er es auch nach seinem Tode, er bleibt Teil des höheren lebendigen Ganzen, und darauf beruht sein Fortleben nach dem Tode. Das Bewußtsein ist ja nicht beschränkt räumlich auf den menschlichen Leib, die ganze Erde hat Bewußtsein aller ihrer Teile; so ist auch das Bewußtsein nicht zeitlich beschränkt auf das Leben zwischen Geburt und Tod. — Die Erde lebt fort, wie sie vorher gelebt hat, und behält das Bewußtsein des Teils, den sie in dieser Form zwar verloren, aber nur anders verwendet hat. Man

sagt, das Leben der Seele ist an materielle Vorgänge gebunden; wenn diese Bedingungen mit dem Tode wegfallen, kann die Seele nicht fortbestehen. Fechner sagt: Gewiß, gerade weil das Seelenleben an materielle Vorgänge gebunden ist, muß es fortbestehen; denn materielle Vorgänge können nicht vergehen, ohne andere materielle Vorgänge als ihre Folgen notwendig zu bedingen; und da das menschliche Seelenleben nur ein Teilbewußtsein der Erde ist, welches an den Bedingungen ihres Leibes hängt, so werden die materiellen Vorgänge, welche eine Folge des körperlichen Lebens sind, im Bewußtsein der Erde als ein erweitertes Bewußtsein fortwirken. Das Leben des Menschen wirkt fortwährend in das Leben eines allgemein höheren Geistes, zunächst der Erde und weiterhin Gottes selbst, hinein; jeder Mensch schafft sich während seines Lebens sein künftiges Dasein. „Wenn der Mensch stirbt, so verschwimmt sein Geist nicht wieder in dem größeren oder höheren Geiste, aus dem er erst geboren worden, sondern tritt vielmehr in eine heller bewußte Beziehung damit, und sein ganzer bisher geschöpfter geistiger Besitz wird ihm höher und klarer." „Das jenseitige Leben unserer Geister verhält sich zu dem diesseitigen ähnlich wie ein Erinnerungsleben zu dem Anschauungsleben, aus dem es erwachsen ist." Wenn wir die Augen aufschlagen, so haben wir eine Fülle von Wahrnehmungen, wir sehen die Gegenstände um uns; schließen wir die Augen, so sind die Wahrnehmungen verschwunden; aber sie leben in uns fort als Erinnerungen, sie leben als

Vorstellungen, und als solche haben sie ein viel freieres und reicheres Leben als vorher die Wahrnehmungen. Diese waren in bestimmter Anordnung gebunden, die Vorstellungen kommen und gehen und verbinden sich frei untereinander. So müssen wir uns das Leben nach dem Tode denken; während des Lebens sind wir Anschauungen, Wahrnehmungen, welche das Erdbewußtsein sammelt, darum leben wir. Nach dem Tode existieren wir als Erinnerungen, Vorstellungen der Erde, nicht mit einer geminderten Lebendigkeit, sondern mit einer gesteigerten, freieren. Wir stehen in allgemeineren Beziehungen zu allen anderen Vorstellungen der Erde. Und wie sich unsere Anschauungen während des Lebens erst als Vorstellungen durch Assoziation zum höheren Geistesleben unseres Innern, zu Wissenschaft und Kunst entwickeln, so werden wir auch erst im Vorstellungsleben der Erde ein höheres Geisterreich zu bilden vermögen, ähnlich wie sich das schöne Gebilde des Dichters zur nackten Wirklichkeit des Lebens verhält. Unsere künftigen Existenzen werden darum nicht verschwommen, verlaufen, gegenseitig gestört, so wenig wie unsere Erinnerungen zu verschwimmen brauchen, wenn sie in demselben Gehirn durcheinander greifen; nur die gegenseitigen Anknüpfungspunkte werden reichere; und so können wir auch im Geist der Erde frühere Anschauungen derselben, d. h. verstorbene Menschen, als individuelle Erinnerungen der Erde wiedertreffen, d. h. es gibt ein Wiedersehen nach dem Tode. Freilich werden sich nur diejenigen wiedererkennen, die sich während

des Lebens genügend feste Anschauungen von einander gebildet haben, sodaß sie in ihrer Erinnerung vorhalten. Und wie uns in der Erinnerung zwar der eigene Schmerz nicht mehr weh tut, wohl aber die Erinnerung an begangenes Unrecht, so werden wir im jenseitigen Leben zwar von den Leiden frei sein, nicht aber von den Erinnerungen dessen, was wir selbst begangen haben; indessen haben wir auch in der neuen Tätigkeit, in dem freieren Geisterleben Gelegenheit, unser auf der Erde begonnenes Leben harmonischer auszugestalten, fortzuentwickeln und zu vervollkommnen. Soviel nur hier über die Ideen Fechners, die er mit einem bewundernswerten Aufwand von Bildern und mit großer Gewandtheit zu verteidigen weiß. In Kürze läßt sich das nicht wiedergeben, was alles er für seine Ansichten ins Feld führt.

Was Fechners Weltanschauung auszeichnet, ist das Bestreben, unter aller Anerkennung des naturwissenschaftlichen Kausalgeschehens eine Fortdauer des individuellen Lebens zu konstruieren, welche der Physiologie nicht widerspricht.

Seine Ansichten über das Leben nach dem Tode wurden zuerst 1836 als „Das Büchlein vom Leben nach dem Tode" anonym veröffentlicht. Man könnte daraus schließen, daß es ihm doch nicht voller Ernst mit seinen Vorstellungen gewesen sei. Die Folge zeigt aber, daß er während seiner Krankheit und nachher die früher vielleicht nur als Phantasien hingeworfenen Gedanken vertieft und zu einem vollständigen System hat aus-

reifen lassen. „Zend-Avesta", „Zur Seelenfrage", „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht" sind durchweg ernsthafte, philosophisch gedachte Werke. Hier spricht nicht mehr Dr. Mises, hier spricht der Professor Fechner, der naturwissenschaftlich geschulte Denker, der strenge Empiriker, in welchem ein wunderbares inneres Erlebnis das fromme Erbe des christlich-orthodoxen Pastorhauses zu einer neuen religiösen Kraft erweckt hat, und der nun auf seine Weise den Weg sucht, dies Bedürfnis seines Gemüts mit den Forderungen des erkennbaren Kausalzusammenhangs der Natur zu versöhnen.

Die Motive der Fechnerschen Weltanschauung liegen klar vor Augen. Fechner ist Naturforscher. Von der strengen Gesetzlichkeit der erkennbaren Körperwelt kann und will er nichts aufgeben. Alles Geschehen ist ein materielles, ist Wechselwirkung von Atomen. Aber das kann nicht die ganze Welt sein. Die Welt kann nicht tot, nicht farblos und blind, taub und leer ihren Gang gehen, und die ganze bunte Mannigfaltigkeit des Daseins und die warme Lebensflut des Menschenherzens sollte nur ein zufälliges Nebenprodukt sein, das auch wegfallen könnte, ohne daß am Gange der Weltuhr sich etwas änderte? Dem widerspricht die religiöse Gewalt seines Gemüts. Aber auch die Konstruktionen des spekulativen Idealismus eines Schelling, Hegel, Oken können ihn nicht befriedigen. Er hat sie in seinen humoristischen Schriften übermütig verspottet, er hat sie ernsthaft in seiner Atomistik bekämpft. Denn sie rauben ihm die Möglichkeit und Zuverlässigkeit der empirischen und mathe-

matischen Naturforschung. Dem Mathematiker, dem Physiker Fechner kommen die aprioristischen Weissagungen der Naturphilosophie lächerlich vor.

So überträgt Fechner die Methode der Naturforschung auf das geistige Gebiet. Alles Geschehen ist Bewegung, aber nur, wenn man es von außen betrachtet; von innen gesehen, für sich selbst, ist es Empfindung, Gefühl, Bewußtsein, Leben. So ist die Analogie fertig. Wie keine Bewegung vergeht, sondern nur immer weitere Kreise zieht, so erhält sich auch das Bewußtsein in allem Wandel seiner Formen. Wie die Empfindungen Wellenzügen gleichen, die im Bewußtsein des Menschen sich verschränken, so sind die einzelnen Menschen Wellenzüge im Geiste des höheren Bewußtseinszentrums, des Planeten, und bleiben in diesem wirksam. Die gesetzmäßige Bewegung, die der Naturforscher untersucht, ist der Leib Gottes, in welchem wir selbst leben als seine Organe, und darum ist uns auch sein Zusammenhang erforschbar. Es gibt höhere und niedere Geister als wir, sie wirken ineinander, aber wie sie wirken, das ist nichts Übernatürliches, nichts Mystisches, das ist eben die Natur, die erkennbare, berechenbare Natur selbst, und niemals darf man etwas Unerklärliches auf einen übernatürlichen Eingriff schieben.

Darf man nun diese Weltanschauung phantastisch nennen? Hätte sie nicht ganz im Bereich der Schriften des Dr. Mises bleiben und nicht zum Fechnerschen System werden sollen? Phantastisch ist sie gewiß in vielen Zügen; wir möchten nicht alles verteidigen; denn

ähnlich, wie Fechner hier verfährt, könnte man auch noch vieles andere und Entgegengesetztes beweisen. Aber darf man darum Fechner selbst einen Phantasten, einen Schwärmer nennen? Eines allerdings erscheint bedenklich. Er hat in der Tat die Ergebnisse seiner subjektiven Gedankenwelt in ein wissenschaftliches Gewand gekleidet, er nimmt für die Würdigung seiner Lehre in Anspruch, daß er ausreichende Gründe dafür gegeben habe.

Hier muß man unterscheiden. Eine Lehre kann phantastisch sein, ohne daß derjenige, der sie vertritt, den Namen des Phantasten verdient. Denn ersteres hängt vom Inhalt ab, letzteres von der Art und Weise, wie sie vorgetragen und geltend gemacht wird. Gewiß mußte die Lehre von der Bewegung der Erde und der Unendlichkeit der Welten dem scholastisch gebildeten Zeitalter in hohem Grade phantastisch erscheinen. Dennoch wird niemand Galilei, wohl aber Giordano Bruno für einen Phantasten halten. Es kommt lediglich darauf an, ob im Bewußtsein des Lehrenden die Grenzen zwischen Dichtung und Wissenschaft überschritten sind. Und dies ist, wie wir glauben, bei Fechner nicht der Fall. Denn er macht nicht den Anspruch, daß seine Beweise objektiv und allgemeingiltig seien. Er wollte nur überzeugen, aber nirgends einen wissenschaftlichen Beweis erschleichen, wo ein solcher nicht möglich ist. Dies unterscheidet ihn von Schwärmern wie Zöllner oder Du Prel, denen jeder Trugschluß recht ist, ihren Phantasien ein theoretisches Mäntelchen umzuhängen. Fechner hat den ernsten

Forschersinn nie verleugnet, den er in seinen physikalischen und psychophysischen Arbeiten bewiesen hat. So hat er sich auch, bei aller inneren Neigung zum Geheimnisvollen, stets vom spiritistischen Unfug ferngehalten. Aber er hatte einen festen Glauben an das Gottleben der Natur, und die Gründe, die für ihn persönlich maßgebend waren, wollte er andern mitteilen, damit sie seinen Glauben annehmen, als Glauben, nicht als Wissen. Darüber war er sich vollständig klar, daß in allen letzten Dingen der Erkenntnis ein ursprünglicher Glaube zu Grunde liegen muß, und darauf gründet er das Recht, sich an denselben zu wenden; und auch darin verfährt er vollständig wissenschaftlich, daß bei ihm der religiöse Glaube sein Gebiet nur hat in diesen ersten metaphysischen Grundlagen, wenn aber diese festgestellt sind, mit keiner willkürlichen, rätselhaften Annahme mehr den gesetzmäßigen Gang der Erscheinungen und ihre Erklärung unterbrechen darf.

Es ist selbstverständlich, daß ein Mann wie Fechner, der seiner phantastischen Ansichten wegen vielfach angegriffen wurde, sich selbst oft die Frage vorgelegt hat, ob er nicht gegen die Grundsätze exakter Wissenschaft verstoße, und daß er sich selbst die Grenzen seiner ernsthaften Behauptungen und seiner Phatasien klar zu machen suchte. „Leid würde es mir immerhin tun," sagt Fechner in der Vorrede zu Zend-Avesta (S. XIX.), „wenn ich durch diese Schrift bei den Männern strenger Wissenschaft den Verdacht erregte oder einen vielleicht schon durch meine vorige Schrift erregten Verdacht be-

stärkte, als seien mir ihre exakten Gesichtspunkte und Interessen fremd geworden. So gewiß aber diese Schrift nicht als im Sinne exakter Forschung betrachtet werden kann, welche nur im erfahrungsmäßig Bewährbaren und mathematisch Berechenbaren ihr Gebiet hat, so gewiß läuft sie nicht gegen den Sinn derselben, so wahr etwas nicht gegen das laufen kann, womit es sich überhaupt nicht begegnen kann." „Kein Naturgesetz erscheint hier weniger bindend, als es dem strengsten Forscher erscheint, und der Zufall, der oft eine große Rolle bei uns spielt, vermag nichts, außer sofern er mit dem Gesetz des Wirkens Hand in Hand geht. Die Naturnotwendigkeit besteht überall, wie und wo sie der Naturforscher erlangen kann und verlangt. Aber auch der Freiheit wird ihr Gebiet gelassen" . . . . . (S. XX). Und wie Fechner sich dagegen verwahrt, der Naturwissenschaft ins Handwerk zu pfuschen, so bekennt er andrerseits sich zum vollen Ernst seiner Anschauungen. „Ich selbst bin weit entfernt, die Betrachtungen und Schlüsse dieser Schrift als absolut sicher anzusehen. Wer möchte überhaupt von vollständiger Sicherheit in Gebieten sprechen, wo nur der Ausgang von der erfahrbaren Wirklichkeit genommen werden kann, doch keine direkte Bewährung darin möglich ist und die Methoden der exakten Forschung keinen Angriff finden. Auch weiß ich, daß diese Schrift kein Evangelium ist. Ja wohl manchmal hab ich mich, im Rückblick auf dieselbe und betroffen von ihrem Widerspruch gegen das, was ringsum gilt, selbst gefragt: ist nicht das Ganze doch nur ein geistiges Spiel? Lassen

sich nicht Gründe für alles finden, wenn man es darauf anlegt? Hast du nicht früher, dich selbst parodirend, bewiesen, daß auch der Schatten lebendig ist; ist nicht umgekehrt die Lebendigkeit, die du jetzt beweisest, ein Schattenspiel? Aber es war diesmal nicht das Interesse der Verfolgung einer Paradoxie . . . . Ich glaube wirklich das, was in dieser Schrift niedergelegt ist, daß wenigstens ein lebendiger und fruchtbarer Kern der Wahrheit darin enthalten ist . . ." (S. XIII—XIV).

„Ich glaube es wirklich" — und doch liegt die Frage so nahe: „Ist es nicht nur ein geistiges Spiel?" Fechner selbst führt uns damit auf die Frage nach der Verwandtschaft zwischen seinem Humor und seinem Glauben. Eine solche Verwandtschaft besteht in der Tat und muß bestehen, sie ist nichts anderes, als die an der Person Fechners sich erläuternde Frage nach den Grenzen zwischen Dichtung und Religion. Die Grenze der Dichtung gegen die Wissenschaft hat Fechner sorglich bewahrt, — ist es ihm auch ebenso mit der Grenze gegen die Religion gelungen?

Ein reicher Geist, der philosophisch und poetisch gleich tief veranlagt ist, der die Tatsachen der Natur mit dem Interesse des Theoretikers beherrscht und zugleich die Welt mit den Augen des Dichters ansieht, der wird sein Weltbild notwendigerweise ästhetisch gestalten; aber diese ästhetische Gestaltung muß mit der religiösen Weltauffassung in Einklang stehen. Denn beide wurzeln in der tiefsten Einheit der Persönlichkeit, in der Art, wie das Gemüt die Dinge sich im Gefühle aneignet. Es ist

aber ein Unterschied zwischen dem Ästhetischen und dem Religiösen, der nicht verwischt werden darf. Gemeinsam ist beiden, im Gegensatz zum subjektiven Gefühl des Erlebnisses überhaupt, daß sie Mittel sind, durch welche das Gefühl eine objektive Macht in der Menschheit wird. Aber in der Kunst beruht diese Macht darauf, daß die Ereignisse und Dinge nicht die Gefühle der Lust und Unlust erwecken, indem man sie erlebt oder besitzt, sondern indem man sich ihr Geschehen oder Dasein vorstellt. In der Religion dagegen wirkt das Gefühl selbst als objektive Macht, indem es im Glauben an Gott die absolute Gewißheit von der unendlichen Einheit alles Seienden gewährt und durch seine unmittelbare Sicherheit bewirkt, daß wir an der Realität der Vernunft nicht zweifeln können.

Die ästhetische Weltauffassung hat zwei Mittel, das Weltleid zu überwinden, die Tragik und den Humor. Es braucht hier nicht erst gesagt zu werden, daß der Humor selbstverständlich nicht etwa ein Spaß ist, daß die Weltauffassung des Humors nicht darin besteht, daß man sich über die Dinge lustig macht. Der Humor ist auch ein ernster Gast, der den Schmerz der Menschheit kennt in seiner ganzen Tiefe; aber sein Antlitz ist darüber nicht erstarrt, wie die Züge der sterbenden Medusa Ludovisi, sondern es lächelt unter den Tränen gleich dem Auge einer Madonna, die mit dem Weltgeschick auf ihrem Arme spielt; es lächelt darüber, daß es weinen muß. Wie die Tragik, beruht auch der Humor auf der Vorstellung, daß das Gute und Sittliche selbst dort,

wo es den wirklichen Weltgewalten äußerlich unterliegt, dennoch die siegreiche Macht bleibt, weil das Gemüt in der Phantasie, in der künstlerisch gestaltenden Kraft der Seele, sich einer absoluten Freiheit bewußt ist, deren Autonomie durch keine Weltmacht vernichtet werden kann. Denn sie selbst ist es, die das ganze Spiel der Welt erst möglich macht, soweit es sich an die zeitliche Existenz unseres Ich heftet. Und insofern sie das Weltgeschehen unter diesen Gesichtspunkt einer über alle Zeit erhabenen Bestimmung stellt, erhebt sie es zur Idee des Zweckmäßigen. Das also ist das Wesen der ästhetischen Weltauffassung überhaupt: Sie verklärt selbst das Übel zum Schönen durch die Vorstellung, daß es einem höheren Zwecke dient.

Jedoch die Mittel hierzu sind verschieden. Im Tragischen siegt die Idee des Helden, aber er selbst geht unter. Der Wille erkennt den Ernst des Schicksals an; er beugt sich ihm nicht, er weicht nicht zurück, aber das Ewige in ihm, die Idee, siegt nur durch die Vernichtung des Einzelnen, das Einzelne vergeht zum Besten des Allgemeinen. Im Humor dagegen ist es nicht der Wille, welcher sich dem Schicksal entgegenstellt, sondern es ist die Vorstellung, die Phantasie selbst. Auch hier siegt die Idee des Helden, aber er selbst geht nicht dabei unter; denn nicht mit dem Willen stellt er sich dem Schicksal entgegen, sondern mit seiner Vorstellung vom Schicksal, und so kann es ihn nicht zerschmettern.

Er beugt sich ihm nicht, denn er erkennt die Macht des Schicksals gar nicht an; die Stürme mögen sein

Dach zerfetzen, er sagt, ich stelle mir vor, es ist sehr gemütlich hier. So siegt auch im Humor das Ewige der Idee, aber nicht unter Vernichtung des Einzelnen, nicht das Einzelne vergeht zum Besten des Allgemeinen, sondern das Allgemeine wird aufgehoben in der Vorstellung des Einzelnen, das Einzelne und Kleine siegt über das Allgemeine und Mächtige. In der Tragik spielt der Ernst des Schicksals mit dem Willen des Einzelnen, im Humor spielt die Vorstellung des Einzelnen mit dem Ernste des Schicksals. Und so bleibt der Humor der Sieger, indem er die ganze, unendliche Tiefe des Weltleids und den Abgrund des Weltproblems in sich aufnimmt und sagt: Geschehe was da will, ich muß doch dabei sein, um es mir vorzustellen; und indem ich mir's vorstelle, mache ich mir daraus ein Rätselspiel.

Aber mit der ästhetischen Weltauffassung allein kommt der Mensch nicht aus, sei sie nun tragisch, sei sie humoristisch. Sie gibt nur seinem Geiste gewissermaßen eine Richtung, Ereignisse und Schicksale zu einer Stimmung zu verarbeiten, sie erzeugt ein einheitliches Bild, das seinem Gefühle entspricht, aber dieses Bild ist nur ein Symbol des ewig Unerfaßlichen, was ihn im tiefsten Innern bewegt. Die ästhetische Weltauffassung ist nur die Form, in welcher jenes Innerste, die religiöse Weltauffassung, zum Ausdruck gelangt und der Mitteilung an Gleichgesinnte fähig wird. Nur das religiöse Gefühl packt den Menschen und gibt ihm das innere Verhältnis zu der allumfassenden Einheit des Seins, d. h. zu Gott. Dies religiöse Gefühl indessen bedarf eines

äußeren Gewandes, in welches gekleidet die Welt uns entgegentritt. Und dies eben ist die ästhetische Auffassung. Alle kirchlichen Formen der Religion, alle konfessionellen Einkleidungen sind solche Arten der ästhetischen Weltauffassung, sind Mittel zur Darstellung des religiösen Erlebnisses; sie können daher sehr verschieden sein, während der religiöse Kern derselbe ist. Auf diesen Kern kommt es an, wenn es sich darum handelt, daß der Mensch sich als ein Glied der Gemeinsamkeit und als ein Kind Gottes fühlt, das in der Übermacht des Universums und des Weltgeschickes seinen unverlierbaren Posten hat. Daran hängt sein Glaube an das Gute, Wahre und Schöne in der Welt. Wie er sich aber diese Weltordnung im einzelnen vorstellt, das ist die Sache der ästhetischen Anschauung. Die verschiedenen Konfessionen geben solche Auffassungen als überlieferte. Aber es steht auch jedem frei, sich seine eigne zu bauen, wenn sie nur in Übereinstimmung steht mit dem objektiven religiösen Kern, also keine Annahmen macht, welche die Möglichkeit der Einheit des Guten, Wahren und Schönen aufheben. Die Bedingungen zu Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst müssen durch einen ursprünglichen Glauben, das ist durch Religion, gesichert sein. Das übrige ist Sache der Versinnbildlichung, welche vom kulturhistorischen Standpunkte und vom individuellen Gefühl abhängt. Selbständige Naturen werden immer getrieben sein, dies ästhetische Weltbild sich selbst zu entwerfen.

Und damit sind wir wieder bei Fechner. Tragik

und Humor vertragen sich beide als ästhetische Weltauffassung mit dem Kern echter Religiosität. Man kann sich Eins fühlen mit Gott in dem tragischen Sinne, daß wir um seinetwillen nicht nur unser Einzelleid zu dulden, sondern auch unser Einzel-Ich hinzugeben haben für das Ganze nach seines Ratschlusses unwiderruflichem Ernste. Man kann sich aber auch Eins fühlen mit Gott in dem Sinne des Humors, daß sein unendliches Wesen ewig ist auch in jedem kleinsten Einzelnen, und daß das ganze All doch nur Sinn und Wert hat, weil es in jedem Einzelnen in seiner Weise sich widerspiegelt und der furchtbare Ernst des Weltgeschickes sich auflöst in dem Bewußtsein, daß er dem nichts anhaben kann, was in uns vom Geiste des Ewigen ist. Beide Richtungen sind im Gottesbegriffe des Christentums angelegt und mögen die Punkte bezeichnen, nach welchen eine Fortentwickelung des religiösen Bewußtseins denkbar ist.

In diesem Sinne verstehen wir es, daß Humor und Glaube in Fechners Persönlichkeit eine Einheit bilden, aus welcher seine eigentümliche literarische Stellung als Humorist und Philosoph entsprang. Es gibt so unendlich vieles, was der Mensch wissen möchte und doch niemals erkennen kann. Wie stellt er sich nun zum Unerforschlichen? Der religiöse Glaube gibt einen bestimmten Kern. Aber von hier zu den Tatsachen der Wirklichkeit klaffen überall Lücken, welche durch die Phantasie ausgefüllt werden. Da liegt die Grenze zwischen Religion und Dichtung; da hat man sich zu hüten, die ästhetische Weltgestaltung mit der allgemein-

giltigen religiösen Wahrheit zu verwechseln. Vielleicht ist es so — vielleicht auch so —, der kritische Geist des Forschers wagt keine bestimmte Behauptung aufzustellen, er spielt zunächst mit dem Welträtsel. Und allmählich verdichten sich die Phantasiespiele zu einer Theorie, die sich an seinen Glauben angliedert. Humor und Glaube gehen ineinander über. Bei Fechner hat sich seine Weltauffassung aus beiden herausgebildet.

Und hierin liegt der schwache Punkt der Fechnerschen Philosophie. Es ist ein Mangel an Kritik: die ästhetische Weltauffassung ist nicht mehr selbständig genug geblieben gegenüber der religiösen. Fechner war kein Schwärmer; denn er hat die Grenzen gegenüber der Wissenschaft gewahrt; er hat seine Lehre nicht für Wissenschaft ausgegeben; aber er war auch kein kritischer Philosoph; denn er hat die Grenzen gegenüber der Religion nicht streng innegehalten, er hat seine Lehre für Religion gelten lassen wollen. Darin ist er dogmatisch geworden. Was ihm als die geeignete Form des Glaubens erschien, das glaubte er für eine allgemeingiltige Glaubenswahrheit erklären zu dürfen. Er hat das Reich des Glaubens auf die Gestalt des gesamten Weltbildes bezogen, statt den Glauben zu beschränken auf die unmittelbare Gewißheit, welche er uns von der Einheit und Realität der Welt in Gott gibt. Fechner durfte wohl sagen: So wie ich mir das Leben der Gestirne und das Leben nach dem Tode denke, befriedigt mich die Vorstellung des Weltprozesses am meisten und stimmt sie am besten mit meiner Gewißheit von Got

Deswegen glaube ich daran. Aber er mußte strenger scheiden, was von seinen Vorstellungen nur Produkt der Phantasie und was allgemeines Glaubensbedürfnis sei. Dieselben werden dadurch nicht weniger wertvoll, daß sie zum Teil als nur ästhetischen Charakters anerkannt werden können, denn der religiöse Kern bleibt von dem Spiele der Phantasie unberührt. Und gerade die Freiheit dieses Spiels ist das sicherste Zeichen, daß in uns selbst lebt eine Kraft der Freiheit des ewigen Schöpfergeistes. Der Glaube an diese Freiheit ist gewiß.

Hielt sich Fechner nicht hier auf voller kritischer Höhe, so hat ihm doch sein Humor den großen Dienst geleistet, daß er ihn frei bewahrt hat von der Schwärmerei, zu der Grübler wie er sonst große Neigung haben. Er hat seinem Gefühl zwar nachgegeben, aber das oberste Gesetz ist ihm immer die Vernunft geblieben.

Mit unendlicher Mühe hat er ein langes Leben darauf verwendet, Widersprüche des Daseins aufzulösen auf einem Wege, der im letzten Betracht doch in die luftigen Höhen der Phantasie führt. Es ist tief zu bedauern, daß er gerade den Weg nicht gefunden hat, der seine Weltanschauung fester und allgemeiner hätte fundieren können — den Weg zu Kant. Dies erklärt sich historisch. Als Fechner zu philosophieren begann, war Kant durch Schelling und Hegel überwuchert, und er bekam einen Abscheu vor diesen Schülern des Meisters. Als dann der echte Kant wieder in das Bewußtsein der Denker trat, da war Fechners System fertig, da war er selbst gealtert in seinem ihm lieb und vertraut gewordenen

Vorstellungskreise, da hatte er nicht mehr die Neigung und nicht mehr das Bedürfnis nach einer erkenntniskritischen Begründung seines Glaubens. Und so blieb ihm Kant fremd. In Kant hätte er alles gefunden, was er zur Errichtung seiner Weltanschauung brauchte, die Gesetzlichkeit als Bedingung für den Aufbau der Naturwissenschaft, die Anerkennung der Erfahrung als Mittel hierzu und zugleich die Freiheit der ethischen und ästhetischen Kultur; alles dies zusammengeschlossen in der Einheit allumfassender Gottesgemeinschaft, von welcher das religiöse Gefühl dem Einzelnen Kunde gibt. Aber er hätte noch etwas gefunden, was er auf seinem eigenen Wege entbehren mußte: das ist die kritische Abgrenzung der Gebiete. Es beruht bei Fechner auf einem glücklichen intellektuellen Takt und einem sicheren Gefühl, daß er diese Grenzen nicht zum Schaden der Vernunft überschritt. Aus Kant hätte er auch die im Wesen der Vernunft selbst liegenden Grenzen ermitteln können, bis zu welchen Phantasie wohl allmächtig ist im Reiche des Humors, jenseit deren aber sie Gefahr läuft, die Religion aus ihrer allgemeinen Geltung in subjektive Lehrmeinungen einzuengen und der dichtenden Willkür preiszugeben.

Die Unbeseelten

(1908)

„Kommt nur wieder hervor, die Sonne scheint ja. Vor dem bißchen Luftzug braucht ihr euch nicht zu verkriechen."

Vorsichtig guckten die jungen Veilchen mit ihren violetten Köpfchen aus dem welken Laube am Wiesenrand heraus.

„Aber ihr habt so fürchterlich geraschelt, ihr braunen Blätter!" sagte das älteste der Veilchen am Stocke. „Was war denn los?"

„Wir haben nur ein bischen musiziert," erwiderten die welken Blätter — sie sprachen immer gleichzeitig durcheinander — „man muß sich's wahrnehmen, wenn gerade der Wind geht."

„Und ich dachte wirklich schon, der Mensch käme."

„Es ging auch einer da drüben. Über den machten wir uns eben lustig. So ein Ding in Kleidern, das von selbst umherläuft und schreit, ist es nicht zum Rascheln?"

„Und ich habe mich so gefürchtet," sagte das jüngere Veilchen. „Fürchtet ihr euch denn nicht? Der Wurzelstock hat uns gesagt, der Mensch ist das Schlimmste.

Wenn er uns nicht tot tritt, so bricht er uns doch den Hals. Und das Beste ist die Biene," setzte es schüchtern hinzu.

„Nun ja," meinten die Blätter, „für so junge Dinger wie ihr, hübsch wie ihr seid, da ist freilich die Biene besser als der Mensch. Aber wir — was soll der Mensch uns schaden? Wir halten zusammen. Er ist doch nur so ein geduldetes Naturprodukt."

„Ich bin gar nicht mehr so jung," sprach das ältere Veilchen. „Ich bin schon seit gestern aus der Knospe, und wenn die Biene nicht bald kommt — meinetwegen mag der Mensch kommen — zu irgend etwas wird er ja auch gut sein."

„Aber ich fürchte mich vor dem Menschen," sagte das jüngere, „Er ist etwas so Unbestimmtes, Bewegliches, man fühlt sein Nahen im Boden, dann wird es dunkel über uns, und dann, wenn er nach uns sucht" —

„Ach, suchen!" riefen die Blätter. „Da glaubt ihr wohl gar, er hätte ein Bewußtsein von dem, was er tut? Etwa wie ihr, wenn ihr das Gesicht nach dem Lichte dreht? Der Mensch ist doch nicht beseelt! Er ist doch keine Pflanze! Höchstens ein unruhiges Tier, das eben nimmt, was es erwischt."

„Woher wißt ihr denn das?"

„Das ist ja eine alte Geschichte. Die hätte auch der Wurzelstock euch erzählen können. Freilich, wir wissen es genauer."

„Aber seid ihr denn so alt? Eigentlich seid ihr doch

gar nicht mehr lebendig, wenn ihr abfallt, und jeden Herbst fallen neue Blätter" —

„O bitte, wir sind noch eine ganze Weile lebendig — in uns ist es lebendig, bis uns der Bazillus erlöst hat und wir wieder zu Erde geworden sind. Dann beginnt der Kreislauf vom neuem. Aber die wir hier zusammenliegen, wir warten auf die neue Generation im Herbst, der teilen wir unsere Erfahrungen mit. Das ist sehr gemütlich unterm Schnee. Wir welken Blätter, wir sind eben die Literatur, wir sind im ewigen Wechsel das dauernde Gedächtnis der Pflanzenwelt. Wir kannten den Menschen schon, als er noch halbnackt mit dem Knüttel umherkletterte, wir sahen die großen Drachen die Bäume abnagen, längst ehe es Menschen gab. Wir wissen —"

„Na, na," brummte der Wurzelstock vom Boden her, „redet nicht so viel mit meinen Töchterchen. Die müssen aufpassen, ob die Biene kommt. Ihr wollt wohl hier die gesamte Pflanzengeschichte aufrollen bis zu unsern ältesten Vorfahren — schließlich wäre der Mensch noch entfernt mit uns verwandt — ich danke!"

„Das ist er ja nun auch leider. Ganz unten bei den Einzellern, ehe Pflanzen und Tiere sich trennten, haben wir gemeinsame Stammeltern. Wir wissen's, wir bewahren die Tradition. Aber der Mensch hat sein von der Mutter Erde mitbekommenes Bewußtsein nicht fortgebildet wie wir, sein Stamm hat sich eben nicht zur Pflanze entwickelt, sondern zum Tier, und so ist seine Seele verkümmert."

„Aber könnte er nicht doch eine Seele haben, wenn auch eine andere als wir?“ fragte das ältere Veilchen bescheiden. „Wir wurzeln ja in der Erde, aber wir wenden uns auf zum Licht, zur Sonne. Vielleicht hat der Mensch eine Seele vom Himmel?“

„Da kommt doch auch die Biene her,“ sagte die Schwester.

„Phantastisches Geschwätz!“ rauschten die Blätter. „Wozu brauchte der Mensch herumzulaufen, wenn er die richtige Erdseele in sich hätte! In der Jugend, ehe wir zur vollen Ausbildung gekommen sind, da kriechen wir Pflanzen als junge Keime auch umher oder lassen uns von Luft und Wasser tragen, und wir gebildeten Offenblühenden reiten auf den abgerichteten Insekten. Aber sobald wir heranwachsen, bilden wir Wurzeln und sitzen fest. Denn wir haben's nicht nötig, überall herumzukundschaften, der Nahrung nachzulaufen und sie einzufangen. In der Erde stehen wir, und Luft und Wasser kommen zu uns. Und eben dadurch, daß wir am Boden haften, haben wir unsern Anteil am Erdbewußtsein, unsere Seele, die unsterblich ist wie die Erde selbst.“

„Ganz richtig!“ sagte der Wurzelstock. „Und je mehr wir in der Erde stecken, um so klarer ist unsere Erderinnerung, um so feiner unser Seelenleben.“

„Na, darüber wollen wir hinwegrascheln,“ meinten die Blätter. „Aber das ist doch zweifellos — hätte der Mensch eine Seele, so brauchte er nicht Arme und Beine, um nach außen zu schweifen und zu greifen; dann hätte er alles unmittelbar in sich wie wir. Aber

weil er sich das Herumlaufen angewöhnt hat, so ist er ein Ding ohne Seele geworden."

„Wieso?" fragten die Veilchen.

„Seine Vorfahren waren zu faul, innerlich zu arbeiten. Statt sich selbst ein ordentliches Blattgrün zu bilden, um die Nahrungsstoffe aus Luft, Wasser und Boden herauszuziehen und sich Stärke daraus zu machen, da stürzte sich in jenen uralten Zeiten ein Teil der Lebewesen auf unsere braven Stammeltern, die sich mühsam von Luft und Wasser nährten, und fraß sie auf. Das war freilich bequemer, so die Stärke gleich fertig zu nehmen. Dafür haben aber diese Schmarotzer nie gelernt, direkt von der Erde zu leben. Und so sind sie nun auf unsere Gnade angewiesen."

„Wie so?" fragten die Veilchen noch einmal.

„Weil Mensch und Tier nicht ohne uns leben können! Nicht einen Tag! Nicht ein Stückchen Boden können sie verdauen. Alles, was sie genießen wollen, muß erst durch die Pflanzen gegangen sein. Wir könnten sie aushungern, wollten wir uns nicht fressen lassen. Aber wir verzehren sie ja auch selber wieder, teils tot, teils lebendig. Und auch die Luft hätte der Mensch nicht, wenn wir nicht immer wieder frische Atemluft aushauchten. Wir also ernähren und erhalten den Menschen — was braucht er da eine Seele? Wir sind der Erde treu geblieben, ihre unmittelbaren Kinder, ein seßhaftes Geschlecht mit dem Wahlspruch: Still und würdig! So sind wir bis zur Buche und zur Schlingpflanze aufgestiegen."

„Und zum Veilchen,“ fügte der Wurzelstock hinzu. „Die Tiere aber haben den Wahlspruch: Laut und zapplig! Und der Mensch ist ein Tier, also hat er keine Seele.“

„Aber,“ begann das ältere Veilchen zweifelnd, „sollten die Tiere nicht doch auch etwas von sich wissen, obwohl sie nicht so besonnen sind wie wir? Der Mensch — nun, es mag ja sein, daß er uns nicht versteht — aber wir verstehen ihn vielleicht auch nicht. Und die Biene — die Biene ist doch gut und besucht uns.“ — —

„Na ja, sie verheiratet euch,“ brummte der Wurzelstock, „sie tauscht den Blütenstaub zwischen euch.“

„Ach ja, wenn die Biene kommt!“ fiel das jüngere Veilchen ein. „Ist sie noch nicht da?“

Es streckte das Köpfchen etwas weiter unter den Blättern vor, daß ihm die Sonne freundlich auf die feinen, dunkelblauen Linien schien, die sich durch das weiße Saftmal kokett nach der Blütenpforte hinzogen.

„Die Biene,“ riefen die welken Blätter, „mit deren Seele wird's auch nicht weit her sein. Abrichtung ist alles — ihr habt's ihr eben anerzogen. Da habt ihr euch so einen schönen Sporn angelegt, daß die Biene ihren Rüssel nach dem Honig so recht lang hineinstecken muß, und da“ —

„Bitte“ sagten die Veilchen, „wir wollen nichts mehr hören. Ihr werdet unschicklich.“

„Wir wollen weiter nichts sagen, als daß euch die Biene nur besucht, weil ihr der Honig schmeckt; aber

ob sie euch damit eine Liebe antut, das ist ihr ganz gleichgültig."

„Ach, wenn die Biene kommt!" seufzte das zweite Veilchen wieder. „Dazu lebt man doch! Es muß etwas Schönes sein um die Liebe!"

„Freilich besser als abgerissen werden."

„Wenigstens weiß man, was geschieht, wenn die Biene kommt; aber was uns nach dem Besuch des Menschen passiert, das weiß niemand."

„Also kann man garnicht wissen, ob es so schlimm ist," bemerkte das ältere Veilchen leise.

„Ob die Biene auch zum Menschen kommt?" fragte das jüngere.

„Wenn er keine Seele hat, da wär's freilich nicht nötig — aber eine Seele ohne Liebe, das ist doch traurig."

„Mir will's nicht einleuchten," begann das ältere wieder, „daß der Mensch nichts fühlen sollte. Was hätte er denn davon, uns mitzunehmen, wenn er uns nicht schön fände und duftend? Und vielleicht auch wenn wir gepflückt sind und beim Menschen weilen, vielleicht freut sich auch dann noch etwas in der Welt, wenn wir sterben."

„Sei nicht so sentimental — sieh dich lieber um," raunte der Wurzelstock.

„Schließlich bleibst du ja doch im Boden, alter Papa — —"

„Aufgepaßt!" raschelten die Blätter. „Der Mensch kommt."

Die Veilchen duckten sich, aber das älteste nahm sich zu viel Zeit. Da rief eine fröhliche Menschenstimme:

„Ich seh' was! Da! Ein Veilchen! Das erste dieses Jahr im Freien! Und gerade am Ostersonntag. Das sollst du haben!"

Und die frische Mädchengestalt bückte sich zum Boden und schob die braunen und die grünen Blätter zur Seite. „O, da sind noch mehr!"

Sie pflückte das größte Veilchen und streckte die Hand nach dem zweiten aus. Das seufzte:

„O weh! Ich will nicht zu dem Menschen, der keine Seele hat, ich will mit der Erde leben". —

„Aufgepaßt, die Biene!" riefen die Blätter wieder.

Die Biene summte — das ging so schnell — da war sie schon vor dem jüngeren Veilchen und setzte sich auf das untere Kronblatt.

Die Hand des Mädchens zuckte zurück.

„Eine Biene," rief es erschrocken und sprang auf.

Ein Arm umfaßte ihre Schulter, und eine tiefere Stimme sprach:

„Eines genügt. Wie es duftet!"

„Und wie es ausschaut, als ob es etwas sagen wollte."

„Was denn?"

„Frühling und" —

„Und?"

„Hoffnung!"

Die entflohene Blume

(1910)

Eine Geschichte vom Mars

„Was fehlt dir denn, mein Dukchen?“ sagte die kleine Ha. „Willst du mehr Sonne haben, oder soll ich dir ein Wölkchen vorziehen?“

Ha sprach nicht zu einem anderen Kinde oder zu ihrer Puppe, sondern zu einer Pflanze, die mit dunkelroten Blättern und zwei radförmigen Blüten, größer als Ha's Kopf, in ihrem Zimmer stand. Diese Pflanze hieß Dukchen. Sie wiegte die Stiele ihrer Blätter und Blüten anmutig hin und her und ließ dabei sangartige Töne vernehmen. Und nun verstand Ha, was die Blume ausdrücken wollte.

Dukchen und das kleine Mädchen wohnten nämlich nicht auf der Erde, sondern auf dem Planeten Mars. Dort sind die Bewohner, die Martier, ebenso wie die Pflanzen schon viel weiter vorgeschritten als hier auf der Erde. Die Martier wissen längst, daß die Pflanzen auch beseelte und fühlende Geschöpfe sind, und haben gelernt, ihre Bewegungen und Töne zu verstehen, durch die dort die Pflanzen zu sprechen vermögen.

„Ich bin traurig,“ sang die Pflanze; „ich weiß, daß

du es gut mit mir meinst, aber ich war doch eine freie Bergpflanze und bin nun hier gefangen. Ihr habt mich hinweggenommen aus der Blumenschlucht, wo ich mit meinen Verwandten wohnte. Und nun ist meine Blütenzeit wieder da; meine Blüten wollen sich ablösen und ins Freie fliegen, um sich dort ins Erdreich zu setzen und neu zu wurzeln."

„Aber Dukchen, ich habe mich doch so sehr gefreut, daß ich dich endlich bekam! Nein, ich kann deine Blüten nicht herauslassen. Aber ich will dir frische Erde hersetzen, daß sie wurzeln können."

„Nein, Ha, das würde mir nichts nützen. Sie müssen ins Freie, und wenn du mich nicht hinaus läßt, so müssen sie ohne deine Erlaubnis fortfliegen."

„Das duld' ich nicht, Dukchen. Fenster und Türen sind geschlossen. Aber ich will dir gleich frischen Boden verschaffen. Sei nur brav!"

Ha lief hinaus. Nach längerer Zeit kehrte sie zurück, gefolgt von ihrem um drei Jahre älteren Bruder Hei, der eine große Kiste mit Erde herbeischleppte. Während er noch beschäftigt war, diese durch die Tür zu schaffen, vernahm er plötzlich, daß Ha einen Schrei ausstieß, und über ihn hinweg flatterte es wie zwei große, gelb und grün leuchtende Vögel. Es waren die Blüten von Dukchen, die sich inzwischen abgelöst hatten. Sie flogen mit dem abgelösten Ende des Kelches voran, die Luft zerteilend, und wirbelten aus sich selbst, so daß ihre steifen, schräg gestellten Blütenblätter wie eine Schraube wirkten und ihre langen Staubfäden hinterher zogen

und als Steuer dienten. Das ging um so besser, als auf dem Mars die Schwerkraft nur ein Drittel so groß ist wie auf der Erde.

Ha begann zu weinen, aber der Bruder hatte schon den Kasten hingestellt und rief: „Komm schnell, Ha, wir fangen sie wieder ein. Mein Kletter-Auto, mit dem ich eben aus der Schule kam, steht noch fix und fertig draußen. Komm wie du bist, es ist alles drin, was wir brauchen."

Eilends stürmten die Kinder in das Fahrzeug. Hei lenkte, Ha saß neben ihm. Das Haus lag, wie alle Privathäuser der Martier, fern von den großen Geschäftsstraßen im Freien zwischen Parkanlagen. Die Blüten waren freilich nicht mehr zu sehen. Aber Hei tröstete die Schwester: „Ich weiß, woher die Pflanze stammt, dahin fliegen die Blüten unbedingt, in das Bergloch auf der Wüste Burr."

Hei vermied die großen Industriebezirke des Mars und lenkte das Auto nach der Grenze der bewohnten Niederung, wo sich steil die kahlen Felsen erhoben, die zur Hochebene der Wüste Burr hinaufführten.

Es war ein merkwürdiges Ding, das Kletter-Auto. Räder hatte es nicht; am ehesten hätte man es mit einem riesigen Insekt vergleichen können, das die stattliche Länge von drei Metern besaß. Denn es lief auf drei Paar Beinen und galoppierte darauf über die Ebene viel schneller als ein Rennpferd. Es brauchte dazu keine gebahnten Wege. Auch jetzt, als es den felsigen Abhang des Gebirges hinaufklomm, kletterte es

mit seinen sechs Beinen schnell und sicher in die Höhe. Zuletzt aber kam eine fast senkrechte Felsmauer, die ein Alpinist nur mit großer Mühe und mit Hilfe des Seils bewältigt hätte. Aber auf einen Handgriff Hei's richtete sich das Auto auf den Hinterbeinen empor, während der schaukelartig herabhängende Sitz sich von selbst einstellte. Die langen Vorderbeine vorstreckend, schritt es auf die Wand zu, wo es sich mit den Fußenden festsaugte, in die Höhe zog und dann mit den übrigen Beinen sich ebenso festhielt und aufwärts schob. So kletterte es wie eine Wespe an der Wand empor. Nun war die Hochebene erreicht, und es ging wieder im Galopp vorwärts, bis Hei vorsichtig vor einer tiefen, trichterförmigen Einsenkung halt machte. Steil senkte sich hier der Boden, in bunten Farben leuchteten die Wände der Senkung. Die Reisenden befanden sich vor einer der Pflanzenoasen der Wüste Burr, in denen sich das ganze Jahr hindurch Feuchtigkeit sammelte und hielt.

„Hier unten wohnen die Dukchen," sagte Hei. „Die Blüten haben wir natürlich überholt, ohne sie zu sehen, da sie sehr hoch geflogen sind. Aber ehe wir hinunterkommen, werden sie schon anlangen und sich festsetzen, denn sehr lange halten sie es in der Luft nicht aus. Wir können auch nur ein kleines Stück mit dem Auto hinab, dann fängt das dichte Gebüsch an, und wir müssen zu Fuß klettern. Ich kenne den Platz, wir waren voriges Jahr mit unserem Naturlehrer hier."

„Ach," rief Ha, „als du die eßbaren Steine mit-

brachtest? Die will ich auch suchen, die schmeckten zu gut!"

„Wir wollen sehen." —

Am Gebüsch angelangt, verließen die Kinder den Wagen und kletterten zwischen Sträuchern und Steinen abwärts. An einer Stelle zeigte sich eine Felsenspalte. „Hier geht's hinein," sagte Hei lächelnd.

„Zu den Dukchen?" fragte Ha. „Nein, zu —" Hei machte eine Pantomime, als stecke er etwas in den Mund.

„Eßsteine! Ach, bitte, bitte!"

Die Spalte erweiterte sich zu einer geräumigen Höhle, die von oben her Licht erhielt. Hei suchte an den Seitenwänden, dann brach er eine Platte des mürben, schieferartigen Gesteins ab. „Da," sagte er, „du mußt es in kleine Stücke zerbrechen."

Ha griff eifrig zu. „O, fein, fein! Herrlich schmeckt das. Woher kommt der Stein?"

„Vor vielen Millionen Jahren wuchsen hier große Wälder mit vielen, vielen Blüten; dort legten zahllose Bienen große Vorratskammern von süßem Saft an. Später wurden die verschüttet, es kamen die trocknen Wüstenzeiten, der Saft wurde fest, und er hielt sich — er ist sozusagen versteinerter Honig."

Die Geschwister erquickten sich an den Steinen und sammelten eine reichliche Menge. Dann kehrten sie in die Senkung zurück und stiegen weiter hinab.

Hei hatte eben eine rot leuchtende Stelle vor ihnen, die Blumenschlucht, als den Standplatz der Dukchen-

pflanzen bezeichnet, da rief Ha, sich umblickend, plötzlich: „Sieh, was von dort oben herabfliegt, sind das nicht —?“

„Gewiß, das sind unsere Blüten. Warten wir, bis sie vorüber sind.“

„Aber da unten, was ist denn dieses Graue, das da hervorkriecht?“ Hei starrte hin. Vom Grunde des Trichters her schob sich eine graue Masse und zog sich um die ganze Einsenkung wie ein schlangenförmiger Wulst herum. Von dort wälzte sie sich höher und höher. „Um Gotteswillen!“ stöhnte Hei. Er ergriff Ha's Hand und zog sie nach sich. „Nach oben, so schnell uns die Füße tragen!“

„Was ist, was ist?“

„Der Tiefenwurm! Es kann nichts anderes sein. Wenn er uns einholt, sind wir verloren! Wir müssen das Auto erreichen!“

Es gab keine Zeit zu Erklärungen. Beide rannten, so schnell sie konnten, den Abhang hinauf. Aber schneller noch war der Tiefenwurm. Zu gewissen Zeiten quellen vom Grunde des Bergkessels her Nebel empor, mit Gasen vermischt, die der Mensch nicht einatmen kann, ohne zu ersticken. Da sie ähnlich einer riesigen Schlange am Abhange hinkriechen, nannte man sie den Tiefenwurm. Hei hatte zwar davon gehört, glaubte aber, daß sie nur am frühen Morgen aufstiegen.

Näher rückte die Masse. „Ich kann nicht mehr!“ rief Ha. Sie stürzte. Hei versuchte sie auf den Arm zu nehmen. „Nur noch ein paar Meter, dann sind wir am Auto!“ Er warf einen Blick rückwärts. Da wehte es

heran, eisig — jetzt war es da — zwei Schritte noch, da brach er mit der Schwester zusammen. — — Der Tiefenwurm kroch über die Kinder hinweg.

Wenige Minuten später war die Stelle wieder frei. Der Nebel erreichte den Rand der Einsenkung und verlor sich unschädlich in der Wüste.

Die Kinder lagen bewußtlos, nahe an ihrem Kletter-Auto. Aber seltsam — ihre Gesichter waren völlig bedeckt, jedes von einer großen, dichten, gelb- und grünschimmernden Haube. Jetzt bewegten sich diese Hauben, sie lösten sich ab, die Kinder begannen wieder zu atmen — jetzt schlugen sie die Augen auf — sie waren gerettet. Die fliegenden Dukchenblüten hatten die Kinder bemerkt und die Gefahr, in der sie schwebten. Den Pflanzen schadet der Tiefenwurm nichts, im Gegenteil, sie gedeihen gerade in diesen Gasen. Da hatten sich die Blüten im rechten Augenblick auf die Kinder gestürzt und ihr Gesicht bedeckt und geschützt, so daß sie nur den heilsamen Duft der Blüten atmeten.

„O, ihr lieben Blüten, du liebes, liebes Dukchen!" sagte Ha, als sie zur Besinnung kam. „Ihr habt uns gerettet, und wir wollten euch fangen! Nein, nie wieder wollen wir einer Pflanze die Freiheit rauben! Das verspreche ich euch," sagte Hei. „Habt Dank, habt Dank!" — —

Das Auto galoppierte mit den Kindern davon; noch einmal winkten sie oben vom Rande der Schlucht.

Die Blüten aber flogen hinab und siedelten sich fröhlich in ihrer Heimat an.

Frauenaugen

Märchen

Warum in den Frauenaugen ein Stück von dem tiefen Welträtsel liegt, das bei der Schöpfung des Universums aufgegeben wurde? Wie jene unergründliche Macht, welche das Getriebe des Alls durchflutet, in sie hineinkam, daß sie so geheimnisvoll und ewig fesselnd leuchten, gleich den lichten Sternen am Nachthimmel, von denen seit jeher unlösliche Fragen herabstrahlten? Freilich besteht zwischen Augen und Sternen ein enger Zusammenhang; das ist eine alte Geschichte, aber so alt sie ist, vielleicht wissen es doch nur wenige, wie es eigentlich dabei hergegangen. Denn, im Vertrauen gesagt, beabsichtigt war es im Grunde nicht, den Menschen zwei solch fragenreiche Lichtmeere aufzustecken, eines an dem Weltenhimmel und eines in den Frauenaugen, und es wäre schließlich an einem dieser Himmel genug gewesen.

Bekanntlich sind die Sterne mit goldenen Nägeln an die große Kristallkugel des Himmelsdomes befestigt. Damals nun, als die Welt noch nicht ganz fertig war, hatten ein paar Engel den Auftrag bekommen, die Sterne anzuschlagen, machten sich daher auf den Weg, der eine trug die Nägel, der andere die Sterne, jeder in seiner Arbeitsschürze. Es waren aber noch ein paar junge Bürschlein, welche, wie man sagt, erst auf den

Engel studierten und wußten daher mit dem Golde noch nicht recht umzugehen. Wo ein Nagel genug gewesen wäre, schlugen sie drei oder vier ein und ließen wohl auch die krummgeklopften herunterfallen. Einige sagen sogar, sie hätten für das Gold sich etwas zu gute getan, und man muß leider soviel zugeben, daß die Namen, welche sie den zwölf Bildern des Tierkreises zuerteilten, in bedenklicher Weise an Wirtshausschilder erinnern. Auch waren sie im Anfange mit den Sternen zu verschwenderisch, und da unten im Süden, wo das Paradies war und es ihnen am besten gefiel, da nagelten sie die schönsten Sterne und diese am dichtesten an, ja an einzelne Teile warfen sie ganze Hände voll von den kleinen Sternen, die sich beim Schütteln abgebröckelt hatten. Als sie nun nach Norden gelangten, mußten sie mit den Sternen sparsamer werden; das schlimmste aber war — sie merkten, daß sie keine Nägel mehr hatten. Da sie sich nun schämten, ihren Leichtsinn einzugestehen, kamen sie auf den Gedanken, sich Goldnägel — auf Borg machen zu lassen; woher man übrigens sieht, daß Meister Scheffel falsch berichtet ist, wenn er die Erfindung der Anleihe dem Pumpus von Perusia zuschreibt. Es ist vielmehr kein Zweifel, daß bei dieser Gelegenheit sich das erste Defizit im Welthaushaltetat herausstellte, obwohl man nicht mehr ermitteln kann, wer damals so leichtsinnig war, den jungen Engeln Kredit zu geben. Die Tatsache selbst ist jedoch astronomisch festgestellt, indem die Engel zuerst den kleinen und dann den großen Bären anbanden.

Wie sie nun vergnügt wieder ans Geschäft gehen wollen, sehen sie zu ihrem Schrecken einen Ober-Erzengel daher kommen, der sämtliche Sterne und Nägel gezählt hatte. Der ruft ihnen auch gleich zu, wo sie die neuen Nägel herhätten? Er würde sie ihnen alle samt und sonders in ihre Wolkenmatratze nähen lassen! Die Engel aber in ihrer Gewissensangst haben nichts besseres zu tun, als ihre Schürzen aus der Hand zu verlieren und — Nägel und Sterne, soviel noch übrig waren, stürzen, daß es nur so funkelt und saust, zur Erde hinab.

So ist denn die Sache gekommen. Die goldenen Nägel fielen manchen Menschen gerade auf den Kopf, und diese hatten das Unglück —, dadurch steinreich zu werden. Die Sterne aber fielen in die Augen der Frauen, da glühen sie noch heute in dem echten Weltenfeuer, aus dem sie gemacht waren. So kam der geheimnisvolle Glanz der Urmacht in das lebendige Menschenantlitz, zwei helle Sterne, strahlend, wie sie vom Himmel fielen. Sie glitzern nach außen und sie glitzern nach innen. Wenn sie nach innen glitzern, so erregen sie im weiblichen Gehirn jenes merkwürdige Feuerwerk von kleinen durcheinander schwirrenden Schwärmern und Raketen, wodurch uns die Frauen oft vollends unbegreiflich werden. Wenn sie aber nach außen leuchten, dann erwärmen sie dem Menschen die Seele, daß das Herz höher und mutiger schlägt, doch auch die Sehnsucht tiefer und mächtiger sich regt, den Blick in den geheimnisvollen Sternenschimmer zu versenken.

Die Weltprojekte

Legende

(1908)

Als die Welt geschaffen wurde, mußte selbstverständlich zuvor das Projekt sein.

Natürlich nicht bloß eins. Es gab unendlich viele mögliche Welten in unendlich vielen möglichen Räumen. Und da es sich um eine wichtige Sache handelte, so hatten die Oberengel den Auftrag, sie sämtlich bis ins einzelne auszuarbeiten. Die Zeit drängte nicht, denn das Maß der Erddrehung war noch nicht erfunden, und so gedachte der Herr, die beste aller möglichen Welten auszusuchen, um sie als die einzig wirkliche Welt zu schaffen.

Die beste erkannte er freilich auf den ersten Blick. Darin gab's nämlich gar keinen Widerspruch, keine Reibung, keine Störungen, keine Schmerzen, keine Dummheiten; nichts als blitzblaue Seligkeit und Zufriedenheit; und dabei wußte niemand, womit er eigentlich zufrieden war. Denn alle waren immer einig, und es war ganz unmöglich, sich über etwas zu ärgern.

Schon wollte er diese Welt des höchsten Glücks aller ausführen, als er sich erst den Kostenanschlag ansah.

O weh! Die vollkommenste Welt war leider die teuerste von allen. Sie war wirklich zu teuer. Sie brauchte nämlich einen fortwährenden baren Zuschuß, weil ja kein Wunsch unbefriedigt bleiben durfte. Das konnte sich nur eine Aktiengesellschaft leisten, und die ließ sich nicht schaffen; auch wäre die Welt sonst nicht mehr vollkommen gewesen.

Es wurden also die zu teuren Welten von vornherein ausgeschieden, ebenso die zu billigen, denn die waren Schundware. Dann noch ein paarmal engere Wahl, und schließlich behielt der Herr zwei übrig. Er nannte sie Projekt A und Projekt B. Die wurden in Lebensgröße ausgeführt.

Zunächst sollten sie nun einmal Probe laufen.

Es wurde also die Gesamtenergieverteilung für den Anfangszustand zur Zeit Null eingestellt, und dann wurde die Zeit angelassen. Zuerst bei der Welt A. Da ging's los, und die Welt schnurrte ab, daß es eine Freude war.

Als das so ein paar Dezillionen Jahre gedauert hatte, was ja doch bei einem Weltversuch noch nicht viel sagen will, da machte der Herr eine kleine Stichprobe. Er griff mal so gerade in eins der unendlich vielen Milchstraßensysteme hinein, holte sich eine Sonne heraus, nahm einen von ihren Planeten und betrachtete sich das Zeug näher, das darauf wuchs und herumkrabbelte. Es sah beinahe aus wie auf unserer Erde.

„Wie gefällt's euch da?" fragte der Herr. „Ist's nicht 'ne schöne Welt?"

„Danke der gütigen Nachfrage," antwortete eine Stimme. „Will mal nachsehen."

„Was? Nachsehen? Ihr werdet doch wissen, wie's euch gefällt?"

„Ich will im Gefühlskalender nachschlagen, was ich zu antworten habe. Hier steht's schon: Eine schauderhafte Welt ist es."

„Was soll das heißen?"

„Ich will mal im Verstandeskalender nachschlagen. Also: Wegen der absoluten Gesetzmäßigkeit der mathematischen Logik, die dem Weltprojekt zugrunde gelegt ist, sind alle Ereignisse und alle Gefühle von vornherein bestimmt, und man kann sie sowohl für die künftige wie für die vergangene Zeit in den automatischen Reproduktionsregistern aufsuchen. Wenn ich also wissen will, warum ich meine Ansicht habe, so brauche ich bloß —"

„Aber was willst du damit gewinnen? Du mußt doch selbst entscheiden" —

„Was ich will? Ich werde im Willenskalender nachschlagen —"

„Ich meine, warum ihr die Welt schauderhaft findet."

„Eben darum, weil sie so absolut korrekt ist, daß man alles aus dem Wirklichkeitskalender erfahren kann. Auch was man wollen muß — man weiß es ja nicht gerade vorher, aber man kann's doch wissen, wenn man's nachschlägt."

„Dafür seid ihr vor allen Torheiten geschützt."

„Aber man lebt ja gar nicht, man sucht nur immer in den Kalendern; und wenn man gesehen hat, wie's

kommen wird, so möchte man's gar nicht erst erleben. Da sehe ich z. B. aus dem Willenskalender, daß ich morgen beim Festessen zu Ehren unseres Direktors eine Rede halten will, aber aus dem Gefühlskalender erfahre ich, daß ich mich blamieren und dabei den Mann noch bedenklich vor den Kopf stoßen werde."

„Da mußt du es lassen oder die Rede abändern."

„Das ist eben das Schauderhafte. Ehe ich nun im Verstandskalender finde, ob und wie das sein kann! Nichts läßt sich ändern in dieser Welt! Das kleinste Fleckchen oder Stäubchen wirkt nach in alle Ewigkeit, irgendwo bleibt's hängen."

„Aber das vergißt man doch."

„Vergessen! Ja, wenn wir eine Bewußtseinsschwelle hätten! Aber selbst wenn man's vergessen könnte, es steht doch immer in den Weltplänen, und irgend jemand kann's auffinden. Nein, nein! Alles erfahren, aber nichts ändern können, das ist schlimm. Und wenngleich alles noch so vorzüglich gut ist, eine Welt, in der man nichts besser machen kann, ist doch schauderhaft!"

Da setzte der Herr den Planeten wieder an seinen Platz, die Sonne in ihr System und die Milchstraße in ihren Raum und stellte die Zeit ab, daß die Welt außer Betrieb gesetzt war.

„Nein," sagte er zu dem Oberengel, der das Projekt A gemacht hatte, „die beste Welt ist das nicht. Wir wollen einmal das Projekt B probieren."

Diese Welt sah von außen ganz ähnlich aus wie A, denn sie war auch nach dem Prinzip der ineinander=

geschachtelten und bewohnten Sternsysteme gebaut. Der Engel ließ also die Zeit laufen, und als ein Dutzend Zentillionen Jahre vorbei waren, langte sich der Herr wieder einen Planeten heraus und betrachtete sich die Lebewesen darauf.

„Na, wie geht's" fragte er. „Wie gefällt euch die Welt?"

„Schauderhaft, ganz schauderhaft!" schrien eine große Anzahl Stimmen durcheinander.

„Nun, nun!" sprach der Herr beruhigend. „Immer einer nach dem andern!"

Aber das half nichts. Sie klagten alle gleichzeitig, bis er sich so ein Persönchen herausnahm. Das war nun auf einmal ganz vergnügt, und als es der Herr fragte, wie ihm die Welt gefiele, da rief es:

„Ach, so ist es ganz wunderschön! Jetzt bin ich für mich, da ist ja alles gleich vorhanden, was ich wünsche. Will ich mal tüchtig arbeiten, so ruckt und zuckt mir's in allen Muskeln, und das Gehirn müdet sich ab. Will ich ruhen und sage, hier soll ein hübsches Häuschen stehen in einem großen, stillen Park und ein bequemer Schlafstuhl auf der Veranda, so lieg' ich gleich dort und rauche meine Havanna. So ist's ganz ausgezeichnet hier."

„Warum rieft ihr denn alle: Schauderhaft! Schauderhaft!"

„Ja, Herr, sobald einer von uns für sich allein etwas wünscht, da haben wir ja alles; es steigt willig hervor, und nichts kann sich stören. Wenn wir aber da im Raum

auf der Wohnkugel zusammenstecken, da stoßen die schönen Gedanken und Phantasien, all die köstlichen Träume meiner Seele zusammen mit den ebenso mächtigen meiner Mitbewohner und geraten in Wettbewerb. Wo ich meinen Garten habe, da läßt der Nachbar seine sechs Jungen Ball schlagen und nach Herzenslust schreien. Denn es gibt ja kein Mittel zu verhindern, daß das geschieht, was jeder sich ausdenkt. Die Vorstellung genügt, um das Mögliche zum Dasein zu bringen. So besteht allhier nichts Sicheres, nichts Gewisses! Also tu mir die einzige Gnade an und nimm all die anderen Bewohner aus der Welt, damit ich in meiner schönen Eigenwelt nicht beeinträchtigt werde!"

„Ha, hm!" sagte der Herr bedenklich und brachte das Persönchen wieder in das Weltsystem an seine Stelle, wo es sofort aufs neue zu lamentieren anfing.

„Das ist also auch nichts Rechtes mit dem Projekt B," sprach der Herr und stellte die Zeit ab.

Die beiden Oberengel machten einigermaßen unzufriedene Gesichter, soweit das anging, und erboten sich sogleich, neue Projekte einzureichen. Aber der Herr meinte:

„Ach was, das hat ja keine Eile mit der Weltschöpfung. Diese eure Welten taugen beide nichts. Vielleicht fällt euch später was Besseres ein. Vorläufig geht's auch so."

Damit nahm er die beiden Weltmodelle und setzte sie der Bequemlichkeit wegen ineinander in die Himmelsrumpelkammer.

Nach ein paar Dezillionen Jahren blickte der Herr zufällig wieder in diese Ecke und merkte, daß die beiden zurückgesetzten Welten im Gange waren.

Er rief sich die beiden Engel und fragte, wer sich denn erlaubt habe, die Zeit anzulassen, so daß die Welten weiter Probe liefen.

„Ich habe nur meine übrige Zeit genommen," sagte der vom Projekt A etwas ängstlich.

„Ich auch nur meine" — sagte der vom Projekt B desgleichen.

„Ja," riefen sie beide, „wir wollten bloß einmal versuchen, welche es besser aushält, wenn sie gleichzeitig liefen."

„So?" sprach der Herr gütig. „Da wollen wir doch einmal nachsehen, was daraus geworden ist."

Und er griff wieder in das kombinierte Weltsystem und holte sich einen Bewohner heraus. Daß er immer den richtigen traf, verstand sich ja von selbst.

„Nun?" fragte er. „Wie geht's bei euch jetzt?"

„Ausgezeichnet," antwortete der Mensch; denn ein solcher war es.

„Wie kommt das? In der Welt A jammerten sie doch, es sei alles so notwendig bestimmt, daß nichts geändert werden könnte, und in der Welt B klagten sie, weil alles, man mag sich ausdenken, was man wolle, gleich da sei und deshalb nichts Festes zusammenstimme."

„Ja, Herr, das haben wir eben ausgeglichen. Wir haben aus den beiden Welten eine neue gemacht, unsere

eigene. Wir bilden nämlich eine besondere Gesellschaft für Weltverbesserung."

„Das wäre! Wie denn?"

„Sehr einfach. Die Welten laufen nun mal, darauf sind wir angewiesen. Aber nun nehmen wir aus B die Phantasie, und aus A nehmen wir das Gesetz. So bewirken wir die Ergänzung. Was wir als wünschenswert vorstellen, machen wir auch wirklich und das Unabänderliche nutzen wir zum Vernünftigen."

„Nicht übel! So steuert ihr ja gerade auf die vernünftige Welt los, die ich erwarte. Na, so mögt ihr sie euch denn selber schaffen, ich will sie bestätigen. Und wer bist du denn eigentlich?"

„Ich bin der Ingenieur."

Der Stern von Bethlehem

(Woche 1905)

Weit über die Grenze Palästinas hinaus war es bekannt, daß das jüdische Volk auf einen Messias hoffte, der es, zum König gesalbt, aus aller Not befreien und zum Glück und zur Weltherrschaft führen sollte. Auch unter den Anhängern anderer Religionen stand man dieser Erwartung in den östlichen Ländern keineswegs ungläubig gegenüber; denn allen jenen Völkern, die in ihren Überlieferungen von dem altbabylonischen Kulturkreis abhingen, war die Sage von der einstigen Ankunft eines Welterlösers nicht fremd.

Den Eintritt eines Ereignisses von so weltumwälzender Bedeutung rechtzeitig zu erfahren, mußte von größter Wichtigkeit sein. Wie aber vermochte man den Zeitpunkt zu erforschen? Für die damalige Weltanschauung bot sich ein Mittel dar in der Astrologie, die im Orient von alters her gepflegt wurde. Wer es verstand, in den Sternen zu lesen, der mochte das verkündende Zeichen dort wohl zur rechten Zeit auffinden.

Von unserm modernen Standpunkt aus können wir in solcher Hoffnung freilich nichts als eine abergläubische

Täuschung sehen. Wir wissen, daß die Erde nur ein Planet unter andern gleichberechtigten Planeten ist, wie die Sonne ein Stern unter zahllosen Welten. Wohl sind die Vorgänge auf der Erde abhängig von den großen kosmischen Veränderungen, aber doch nur ganz im allgemeinen. Der geregelte Gang der Planeten im unendlichen Raum kann mit dem Schicksal einzelner Menschen unmöglich in einer erkennbaren Verbindung stehen, aus der man Schlüsse auf Geburt, Leben und Tod von Personen zu ziehen vermöchte.

Ganz anders lag die Sache für die damalige Sternkunde. Bei ihren Voraussetzungen hatte die Astrologie wirklich den Rang einer Wissenschaft. Denn die Erde und ihre Bewohner bildeten den Mittelpunkt der Welt. Um sie bewegten sich die Sonne und die Planeten in fest geschlossenen Sphären. Von ihren regelmäßigen Bewegungen her stammten alle Veränderungen auf der Erde, stammte die Verwandlung der Elemente, Werden und Vergehen, Geburt und Tod. Gesetze waren es, die himmlische und irdische Vorgänge unmittelbar verbanden. Für diese Weltanschauung erschien es demnach als ein wissenschaftlich berechtigtes Unternehmen, aus der Beobachtung der gesetzlichen Bewegungen der Gestirne auf die irdischen Ereignisse zu schließen und den geheimen Zusammenhang zu entdecken. Die Sternkunde zu pflegen, war aber eine Aufgabe der Priesterschaft, schon darum, weil sie zur Feststellung der Zeitrechnung unentbehrlich war. Bei den Persern und

Medern führte die Priesterkaste, die sich hauptsächlich mit Astrologie beschäftigte, den Namen Magier.

Ein Jahr etwa mochte nach der Geburt Jesu zu Bethlehem vergangen sein, als einige orientalische Magier in Jerusalem erschienen und sich am Hofe des Herodes erkundigten, wo sich der neugeborene König der Juden befände. „Wir haben," so sagten sie, „seinen Stern im Aufgange gesehen und sind gekommen, uns dem König zu Füßen zu werfen."

Es ist klar, daß durch eine solche Erklärung der König wie die Priesterschaft und alle, die an der Fortdauer der bestehenden politischen Verhältnisse ein Interesse hatten, sich in hohem Grade beunruhigt fühlen mußten. Man hält Rat, und die Kenner der Überlieferung geben an auf Grund eines Wortes des Propheten Micha, daß der Geburtsort des Messias in dem Städtchen Bethlehem in Juda zu erwarten sei. In geheimer Audienz macht der König den Magiern die Mitteilung und fordert sie dringend auf, das Kind zu suchen und ihm das Resultat ihrer Ermittlungen anzusagen, damit er selbst ihm huldigen könne. Natürlich wollte er den gefährlichen Kronprätendenten nur darum kennen lernen, um ihn beizeiten unschädlich zu machen.

Bis hierhin hat der Bericht über den Besuch der Magier in Jerusalem, wie er in dem Evangelium erzählt ist, das nach dem Apostel Matthäus benannt wird, durchaus nichts Unwahrscheinliches oder Wunderbares. Wir wissen allerdings nicht, worin die besondere Erscheinung bestand, die von den Magiern als der Stern

des Weltenkönigs angesehen wurde, aber das ist eben das Geheimnis der Astrologen. Jedenfalls haben sie das erwartete Himmelszeichen im Aufgange gesehen — nicht im „Morgenlande", wie Luther übersetzt. Im „Osten" kann man sagen, denn wahrscheinlich ging das Gestirn im Osten auf. Das Wesentliche aber ist das Sichtbarwerden im Aufgehen selbst, womit vermutlich der sogenannte heliakische Aufgang, das Heraustreten aus den Sonnenstrahlen, gemeint ist. Das Sternbild geht zunächst vor der Sonne, dann mit der Sonne zugleich auf, also noch durch ihre Strahlen verdeckt. Jeden Tag steigt es nun ungefähr vier Minuten früher empor als die Sonne, so daß sein Aufgang nach einiger Zeit dem der Sonne soweit voranliegt, daß es in der Morgendämmerung auf kurze Zeit erkennbar wird. Dieser erste Aufgang ist von astrologischer Bedeutung und dürfte hier gemeint sein, nicht die Himmelsrichtung. Die Magier erkennen daraus die Zeit der Geburt des Königs, nicht ihren Ort; da sie aber wissen, daß es sich um den König der Juden handelt, so ist es nur selbstverständlich, daß sie, um Näheres zu erfahren, nach Jerusalem zogen. Ja, sie mochten überhaupt glauben, daß es sich um einen Sohn des Herodes handle, sonst hätten sie sich wohl nicht direkt nach dem Königspalast gewendet.

Auf Grund einer den jüdischen Gelehrten geläufigen Weissagung werden die fremden Magier nach Bethlehem gewiesen. Das Städtchen liegt ungefähr zehn Kilometer südlich von Jerusalem. Der Weg dahin

war nicht zu verfehlen und schnell und sicher zurückzulegen; sie bedurften dazu keines Leitsterns. Aber welches von den Kindern in entsprechendem Alter in Bethlehem mochte der ausgewählte Messias sein? Sie sollten es erforschen. Die Geburtsstunde wußten die Magier. Das Naturgemäße wäre gewesen, daß sie in den betreffenden Familien umhergefragt hätten. Aber davon weiß der Bericht nichts. Und hier beginnt das Wunderbare der Geschichte. Der Stern, an dessen Aufgang sie die Geburtszeit erkannt hatten, erschien ihnen wieder beim Aufbruch von Jerusalem nach Bethlehem und zog vor ihnen her, bis er über dem Ort stillstand, wo das Kind sich befand.

Der Stern zog vor ihnen her — das kann man ja noch so auffassen, daß der Stern im Süden stand. Wenn die Magier von Jerusalem nach Bethlehem ritten, hatten sie ihn stets vor sich, und das mußte dann so erscheinen, als ob er vor ihnen herwanderte. Wenn sie stillstanden, stand er auch still. Aber der Ausdruck, daß er über dem Ort stillstand, wo das Kind war, gibt keinen astronomisch oder optisch erklärbaren Sinn mehr, ist überhaupt nicht vorstellbar. Das ist ein Wunder. Und das ist auch offenbar die Überzeugung, die der Verfasser des Berichts hegte. Es ist durchweg die Tendenz des Matthäus-Evangeliums, Jesus als den verheißenen Messias zu erweisen. Dazu mußte gezeigt werden, daß die Stellen in der Schrift und den Propheten, die man als Voraussagungen ansah, auf ihn zuträfen. Der Besuch der Magier kann sehr wohl wirklichen Tatsachen ent-

sprechen; daß die Erscheinung des Sterns sich ungefähr in die Zeit der Geburt Jesu verlegen ließ, war dann ein willkommener Anlaß, ihn auch ursächlich damit verknüpft zu denken.

Es ist ein tief poetischer Gedanke: Der Stern des Weltheilands zieht als leuchtender Führer voran und glänzt heilverkündend über der Stätte, wo das Kind weilt. Und es ist trivial, die bildliche Darstellung des religiösen Gefühls durch wörtliche Auffassung zu vergröbern. Lassen wir es doch bei dem schönen Eindruck, den der Erzähler erzeugen wollte, wie er das Ereignis im frommen Gemüt empfand.

Trotz dieser poetischen Form und trotz alles Sagenhaften, womit die spätere Legende den Stern von Bethlehem ausschmückte, hat man doch vielfach versucht, ihm eine astronomische Erklärung zu geben. Man hoffte, rückwärts rechnend, eine Himmelserscheinung zu entdecken, die als der Wunderstern gedeutet werden könnte. Es wirkte dabei hauptsächlich der Wunsch mit, eine genauere Zeitbestimmung für das unbekannte Geburtsjahr Jesu zu finden. Das ist freilich ein sehr unsicheres Beginnen, da man weder weiß, wie das betreffende Phänomen beschaffen war, noch zu welcher Zeit es beobachtet wurde. Denn das Jahr 754 nach Erbauung der Stadt Rom, von dem aus unsere christliche Zeitrechnung zählt, ist sicherlich nicht das richtige Geburtsjahr Jesu.

Manche Gelehrte glaubten schließen zu sollen, daß der Stern der Magier ein ganz besonders auffallender

gewesen sein müsse, ein solcher, den man vorher noch nie gesehen habe, also entweder einer jener neu auftauchenden Fixsterne, eine Nova von hervorragendem Glanz, oder ein Komet. In diesem staunenerregenden Falle hätte sich aber wohl irgend eine Nachricht darüber aus anderer Quelle erhalten. Über einen Kometen aus jener Zeit berichten nur die chinesischen Zeittafeln vom Jahre 4 vor der christlichen Zeitrechnung. Von einem Meteor kann schon gar nicht die Rede sein, da es mit der Dauer der Erscheinung absolut nicht in Einklang zu bringen wäre.

Die Annahme eines so unerwarteten und überraschenden Gestirns ist aber auch darum zu verwerfen, weil sie den Voraussetzungen der Astrologie nicht entspricht. Es muß sich vielmehr um eine Erscheinung gehandelt haben, die von den Magiern erwartet wurde, sonst hätten sie nicht erklären können, daß sie „seinen" Stern, den Stern des Königs der Juden, hätten aufgehen sehen. Demnach kommt nur eine besondere Konstellation, jedenfalls wohl eine starke Annäherung zweier Planeten in der Nähe eines bedeutungsvollen Punktes des Tierkreises, in Frage.

Man spricht in der Astronomie von einer Konjunktion zweier Planeten, wenn sie von der Erde aus gesehen ungefähr in der gleichen Richtung stehen. Sie brauchen sich deswegen dabei nicht scheinbar zu berühren, sondern können noch eine recht beträchtliche Distanz haben. Je näher aber die Planeten bei der Konjunktion an der Stelle stehen, wo ihre scheinbaren Bahnen am Himmel

sich treffen, um so geringer wird auch ihr Abstand sich zeigen.

Neuerdings hat ein englischer Astronom, Mr. Stockwell, berechnet, daß eine Zusammenkunft von Jupiter und Venus am 8. Mai des Jahres 6 v. Chr. stattgefunden habe, bei der die Planeten sich außerordentlich nahegerückt waren. Dieses enge Zusammentreten der beiden hellsten Planeten muß allerdings eine blendende Erscheinung gewesen sein. Aber wie schon gesagt, ist es wahrscheinlicher, daß das Zeichen von Bethlehem nicht so auffallend, sondern nur für den Sternkundigen bemerkenswert war. Namentlich jedoch würde eine Zusammenkunft von Jupiter und Venus vom astrologischen Standpunkt aus keine hervorragende Bedeutung haben, dagegen wohl eine solche der beiden äußeren Planeten Jupiter und Saturn. Diese galt für besonders wichtig als Anzeichen für das Eintreten großer geschichtlicher Ereignisse, wenn sie in der Nähe des Frühlingspunktes der Sonnenbahn, wo diese und der Himmelsäquator sich schneiden, stattfand. Wenn hier beide Planeten nahe dem Frühlingsäquinoktium aufgingen und zum erstenmal am Morgenhimmel auf einen Augenblick sichtbar wurden, so hatten eben die Magier „seinen" Stern erblickt, der die Geburt des Weltkönigs anzeigte.

Eine solche Konjunktion fand in der Tat im Jahr 747 nach römischer Zeitrechnung, also im 7. Jahr vor Beginn der christlichen Zeitrechnung statt. Kepler hat sie zuerst berechnet und auf den Stern der Magier gedeutet. Da aber die prutenischen Tafeln, die er allein

benutzen konnte, noch unvollkommen waren, hat Ideler im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts auf Grund der Delambreschen Tafeln für Jupiter und Saturn eine Neuberechnung durchgeführt. Die Resultate sind in der Tat derartig, daß sie sich in interessanter Weise mit dem Bericht im Matthäus-Evangelium in Verbindung bringen lassen.

Jupiter und Saturn kamen in jenem Jahr dreimal zusammen. Zum erstenmal am 20. Mai im 20. Grad der Fische. Sie standen damals vor Sonnenaufgang am Morgenhimmel, nur einen Grad, also zwei Mondbreiten, voneinander entfernt. Jupiter ging dem Saturn nördlich vorbei. Das ist eine Konstellation, die genau der Erwartung der Magier entsprechen mochte und sie auf den Schluß führen mußte, daß der Weltkönig geboren sei. Sie beschlossen, nach Jerusalem aufzubrechen. Dort mochten sie im Herbst angelangt sein. Inzwischen hatten sich die Planeten zunächst voneinander entfernt, dann aber sich wieder genähert, und am 27. Oktober fand eine zweite Zusammenkunft im 16. Grad der Fische statt. Beide Planeten waren jetzt rückläufig, d. h. sie bewegten sich in bezug auf die Fixsterne von Osten nach Westen und waren in den Abendstunden hell am südlichen Himmel zu sehen. Die dritte Konjunktion trat am 12. November ein, wobei Jupiter sich wieder rechtläufig nach Osten bewegte. Auch bei den beiden letzten Konjunktionen betrug der Abstand nur einen Grad, so daß die Planeten wie ein zusammengehöriges Sternenpaar erscheinen mochten. Zwischen beiden Konjunktionen

hatte der Jupiter seine Bewegung umgekehrt, er war „stationär" geworden.

Setzen wir voraus, daß der Aufbruch der Magier von Jerusalem nach Bethlehem in diese Zeit, in den Anfang des November fiel, so ergibt sich eine sehr annehmbare Hypothese darüber, wie der Verfasser des Matthäus-Evangeliums zu seinem wundersamen Bericht gekommen sei. Dem griechischen Text lag eine aramäische Urschrift zugrunde, die wir nicht kennen. Wahrscheinlich war schon der Verfasser jener Urschrift, jedenfalls aber der Übersetzer unbekannt mit den astrologischen Fachausdrücken. Für die Magier war die Erscheinung diese: Als sie sich nach Bethlehem aufmachten, erblickten sie die Sterne aufs neue in Konjunktion; darüber freuten sie sich als ein Zeichen, daß sie auf dem rechten Weg seien; und zugleich war Jupiter stationär geworden. Der Laie in der Astronomie mochte diese Angabe nicht anders verstehen als ein Wiedererscheinen und ein wirkliches Stehenbleiben des Gestirns in bezug auf die Erde. Indem er den Vorgang in dieser Weise wiedergab, machte er den Stillstand zu einem Wunder, an dem er um so weniger Anstand nahm, als es mit dem Glauben zusammenfiel, daß die Geburt des Weltheilands auch durch wunderbare Zeichen am Himmel verherrlicht werden würde.

Es ist demnach durchaus nicht unwahrscheinlich, daß der Zug der Magier nach Bethlehem wirklich durch Veranlassung der Konjunktion von Jupiter und Saturn in der angegebenen Weise stattfand. Dagegen steht die

Beziehung auf die Geburt Jesu in Widerspruch mit der Angabe des Lukas, daß der Zensus des Statthalters Quirinius Jesu Eltern nach Bethlehem zog; denn dieser fand historisch dreizehn Jahre später statt. Dies spricht dafür, daß der astrologische Glaube, der die Magier nach Jerusalem führte, als ein allgemeiner Volksglaube auch die Erzählung vom Stern von Bethlehem veranlaßt hat.

Nichts ist für den Menschen wunderbarer und wichtiger als der Kreislauf des Jahres, der Sieg des Sommers über den Winter, das Unterliegen der sonnigen Zeit und die immer neue Wiederkehr der Sonne. Dieses Erlebnis wird von allen Völkern mit dem religiösen Gefühl ergriffen und zum Mythus gestaltet, die Naturerscheinungen werden personifiziert, der Verlauf des Jahres erscheint als der Lebenslauf eines Gottes in seiner wunderbaren Geburt, seiner Verfolgung, seinem Leiden und Tod und seiner siegreichen Auferstehung. Im babylonischen Sagenkreis finden wir diesen Kalendermythus als die Geschichte des Erlöserkönigs, mit dessen Geburt das neue Weltjahr beginnt, und die Geschichte jedes großen Herrschers wird mit diesem Sagenschleier umwoben. Der welterlösende König wird gedacht als ein Vertreter oder eine Erscheinungsform des Sonnengottes, dessen Reich anfängt, so oft die Sonne in den Frühlingspunkt tritt und nun wieder höher am Himmel emporsteigt, womit der Gott seiner Herrschaft im Jahr zuschreitet. Darauf beruht es, daß eine Konjunktion von Jupiter und Saturn in diesem Zeichen die Astro-

logen ausziehen läßt, den neuen Weltkönig aufzusuchen. Darauf aber auch kann es beruhen, daß um die Geburt Jesu überhaupt die unbewußt dichtende Volksseele das Wunder des Sterns von Bethlehem gesponnen hat. Denn dies ist die naturgemäße Form, in die mächtige religiöse Umwälzungen sich jederzeit kleiden und die innere Bewegung des Gemüts durch äußere Verherrlichung zum Ausdruck bringen.

Wir stehen andachtsvoll vor dem ursprünglichen Weltwunder, daß dieser gesetzmäßige Bau des unendlichen Weltalls besteht. Wir erleben in uns mit staunendem Gefühl die Tatsache der gewaltigen geschichtlichen Bewegung, die im Geist des Christentums durch die abendländische Menschheit flutet. Wer außer diesen erhabenen Tatsachen noch der Wunder im einzelnen bedarf, dem steht es frei zu glauben, wozu sein religiöses Gefühl ihn drängt. Hier sind die Grenzen der Erkenntnis.

Das Wunder des Zeppelin

(August 1909)

Das lenkbare Luftschiff in siegreichem Flug über den Häuptern von Hunderttausenden — es ist schon nichts Neues mehr. Und dennoch: Zeppelin über der Reichshauptstadt — das ist noch etwas anderes, ist mehr als ein staunenswertes Ereignis. Es hat eine symbolische Bedeutung. Dieser glänzende Sieger der Luft da oben und die um den Kaiser versammelten Millionen da unten vertreten eine Idee. Der ersehnteste Fortschritt technischer Beherrschung der Natur wird mit Andacht erlebt im Gefühl der deutschen Nation.

Neugier und Schaulust treiben die Menschen häufig zusammen. Schon der bloße Reiz des Ungewohnten, ja der Rausch der Massenbildung an sich genügen bekanntlich, gewaltige Demonstrationen hervorzurufen. Das alles wirkt natürlich auch hier nebst den tausend kleinen Motiven, die den Einzelnen bestimmen. Aber allen gemeinsam ist eine Begeisterung wie bei großen nationalen Erregungen, wie bei einer Siegesnachricht. Ein Gefühl des Dankes, solchen Tag miterleben zu dürfen, mag wohl den meisten zum Bewußtsein kommen

und sich im stillen zu einer Stimmung der Andacht verdichten. Aber mit dem allen ist noch nicht das Besondere, Unvergleichliche erklärt, das die Eigenart dieses Tages in seiner Wirkung auf das Gemüt ausmacht. Sind es vielleicht verstandesmäßige Erwägungen, die hier mitspielen? Gewiß werden die mannigfachsten Gedanken durch diesen Triumph der Technik erregt und durch die Phantasie ins Unbestimmte gesteigert.

Zunächst erzeugt schon die Vorstellung, über der Erdoberfläche in Freiheit zu schweben und auf die Dinge unter uns hinabzublicken, ein Frohgefühl der Macht. Neue Bahnen des Weltverkehrs scheinen sich zu eröffnen. Nicht Land und Meer, nicht Sumpf und Wald, nicht Flüsse, Abgründe und Berge hemmen den Vogelflug, nicht des mühsamen Straßenbaus bedarf es, noch der Erlaubnis der Bodenbewohner. Welch glänzende Aussichten eröffnen sich der Forschung! Urwald und Wüste bleiben machtlos dort unten, das Innere Afrikas oder Neu-Guineas erschließt sich dem Blick des Luftschiffers ebenso wie das Geheimnis der Pole und ihrer Eiswüsten. Und wenn sich jeder auch bald sagt, daß große Lasten und Menschenmassen den Luftweg nicht ziehen können, daß sie auf die rollenden Kraftwagen und das meerdurchschneidende Schiff angewiesen bleiben, so bedeutet es doch schon genug, daß die unzugänglichen Länder und Meere sich dem Blick öffnen, daß wir die Wege nicht gesperrt finden. Wie vorteilhaft für die Beobachtung der Kolonien! Welcher moralische Eindruck auf die Bewohner!

Aber diesen Hoffnungen, die auf Überlegungen beruhen, setzen sich schon andere Überlegungen entgegen. Es ist uns nicht mehr unbekannt, welch neue, gewaltige Schwierigkeiten der Beherrschung des Luftmeeres noch entgegenstehen, wie weit wir noch vom praktischen Erfolg entfernt sind. Und wenn sich patriotische Befriedigung in der Aussicht erhebt, im Luftschiff ein Kriegsmittel zu besitzen, das überlegene Macht verleiht, so wissen wir doch sehr wohl, daß jeder Fortschritt der Technik auch dem Gegner zugute kommt und gegen uns selbst gewendet werden kann. Hier vermag höchstens ein Gedanke zu befriedigen: Jede weitere Vervollkommnung der Waffen und der Schutzwehr muß schließlich dazu führen, daß überhaupt kein Feind dem andern mehr nahen kann, was dann den Frieden notwendig macht.

Alle solche Gedankengänge bilden nur einen Teil der seelischen Bewegung, die den sicheren Flug des sausenden Luftschiffes begleitet. Wir haben Erfindungen und Entdeckungen erlebt, die viel überraschender, viel wunderbarer sind als das lenkbare Luftschiff, und uns doch jene Stimmung andachtsvollen Staunens nicht so lebhaft erwecken. Es sei nur an das Telephon und den Funkenspruch erinnert. Etwas Unbegreiflicheres kann es kaum geben als diesen Fernverkehr. Dennoch berauscht der Gedanke nicht so wie das Schwirren der Propeller, weil wir uns ihm nur hingeben für uns allein oder im engeren Gespräch; und dann beugen wir uns in stiller Verehrung vor dem Sieg des Menschengeistes. Hier aber, angesichts des Luftschiffes, tritt uns eine

große Tat bei versammeltem Volk vor die Augen, hier entflammt sich Bewußtsein an Bewußtsein, der Schauer des Erhabenen mischt sich in das Staunen der unmittelbaren Anschauung. Die individuelle Erfahrung wird ein allgemeines persönliches Erlebnis, ein Repräsentant der seelischen Bewegung, die der Menschheit als einer Einheit zukommt. Der geheime innere Zusammenhang von Natur und Menschheit tritt hervor in einem gemeinsamen Gefühl und durchzuckt den überraschten Einzelnen wie der Gedanke des Planeten selbst.

Und das ist das Wundes des Zeppelin.

Es ist in der Tat ein Wunder, obwohl dieser Flug des Luftschiffs auf den sorgfältigsten Berechnungen und auf der Notwendigkeit undurchbrechlicher Naturgesetze beruht. Die Stimmung, in der wir diese Himmelfahrt erleben, ist genau dieselbe und beruht auf gleichen seelischen Erregungen wie jene Stimmung begeisterter Menschen, in der sie Wundertaten von großen Propheten und Heiligen zu sehen meinen.

Man behandelt das Wunder gewöhnlich mit Unrecht als einen sinnlosen Widerspruch gegen die Naturgesetzlichkeit, weil man es falsch deutet.

Das Wunder ist eine psychologische Erscheinung.

Es ist eine objektive Tatsache; nur nicht in den Dingen, sondern in den Seelen der Menschen vollzieht sie sich. Und diese unsere Erlebnisse wirken darum nicht weniger historisch, weil sie sich in der Phantasie abspielen, „das Gedichtete behauptet sein Recht wie das Geschehene", sagt Goethe.

Das Entscheidende beim Wunder, ob wir in einer Erscheinung ein Wunder sehen, liegt nicht in dem, was geschieht, sondern in der Art, wie wir ein Ereignis in unser Gefühl aufnehmen. Daß überhaupt etwas existiert, ein Weltinhalt und bewußte Wesen, die ihn nach bestimmten Gesetzen erfassen, das ist offenbar das größte, einzige und ursprüngliche Wunder. Aber wir sind daran gewöhnt. Nur wenn wir etwas Ungewohntes in diesen Weltinhalt hineinschieben sollen, dann staunen wir; und wenn sich uns dabei das Gefühl aufdrängt, daß hier noch eine unbekannte, geheimnisvolle Macht im Spiel ist, die sich in dem ungewohnten Erlebnis offenbart, so ist ein Wunder geschehen. Wie die Realität dieses Erlebnisses sonst vermittelt ist oder sein kann, ob es sich etwa naturwissenschaftlich erklären läßt, darauf komm, es gar nicht an; auch nicht darauf, was geschehen istt ob ein Toter erweckt wurde oder ein Mensch zum Himmel fährt. Nur darauf kommt es an, daß wir ein Ereignis in unser Vorstellungsgebiet aufnehmen mit dem unabweislichen Gefühl: hier erfahren wir vom Bestehen einer übermächtigen, geheimnisvollen Macht, die über die Dinge Gewalt hat. Diese Überzeugung ist aber die psychologische Wirkung des Wunders, in ihr besteht die Realität des Wunders als psychologischer Erscheinung. Tritt dies beim Einzelnen oder wenig enein, so sprechen wir von einem Aberglauben; erwacht die Überzeugung in der Gesamtheit eines Volkes, so ist sie ein Teil des Lebens, beherrscht die Vorstellungswelt und schafft neues Leben.

Ob die Ereignisse, die aus vergangenen Zeiten oder aus der Gegenwart als Wunder berichtet werden, vereinbar sind mit der logischen Gesetzlichkeit des wissenschaftlichen Erfahrungsinhaltes der Zeit, bleibt nebensächlich; ihre Wirkung besteht real in den Gemütern der Gläubigen. Was aber bewirken diese Wunder?

Sie erzeugen und bedeuten eine Stimmung, unter deren Herrschaft Ereignisse mit dem andächtigen Gefühl erfaßt werden: hier ist die Offenbarung einer übergeordneten Bestimmung! Sie sind psychologische Vorgänge, die ein staunenswertes Ereignis zum Zeugen dafür erheben, daß eine heilige Macht, ein innerster Zusammenhang der Menschheit mit der göttlichen Weltbestimmung in der Zeit schöpferisch waltet.

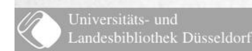
Und dieser Art ist das Wunder des Zeppelin.

Die Stimmung, die uns unter dem Eindruck des schwebenden Menschenwerkes, oft willenlos und unklar, ergreift, ist der psychologische Vorgang, in dem uns ein Weltgeheimnis vermittelt wird, das Geheimnis der göttlichen Einheit von Natur und Menschengeist. Hier erleben wir das Wunder als ein Zeugnis von der Macht der Technik, als einen Beweis vom Schaffen-Können des Menschen. Denn dies ist das Evangelium der technischen Kultur: Es ist uns eine Macht gegeben, das blinde Werden der Natur umzusetzen in bewußtes Schaffen. Was sich in der Natur verwirklicht durch die technische Kultur, ist nichts anderes, als die Vernunft selbst, nämlich die Einheit aller gesetzlichen Bestimmung des Bewußtseins.

Eine neue ethische Kraft taucht damit in der Menschheit auf, eine neue sittliche Beziehung, eine Pflicht zur sozialen Zusammenfassung der Menschenkräfte in gemeinsamer Arbeit, zur Erschließung des Reichtums der Natur. Denn erst das machtvolle Bewußtsein des wirklichen Könnens und Gelingens hebt uns, die in hastendem Egoismus sich Bekämpfenden, über den widerwärtigen Streit des Tages empor zum Hinblick auf ein gewaltiges Ziel und zum tröstlichen Vertrauen auf die siegreiche Macht der Vernunft.

Wohl sagt sich das jeder, der mit redlichem Bemühen dem Zusammenhang des Kulturfortschrittes nachdenkt. Aber das gibt tausend kleine Lichtpünktchen, die uns den Weg erhellen. Damit ein Tag freudiger Verheißung gemeinsam strahle, muß ein Zeichen am Himmel, ein nimmer geschautes Symbol, sieghaft emporleuchten, und das ist

das Wunder des Zeppelin!



Der künstliche Mensch

(1910)

In der entzückenden Szene des zweiten Teils von Goethes „Faust“, wo auf künstlichem Wege in der chemischen Retorte das wundersame Männlein Homunkulus erzeugt wird, hat der Meister eine staunenswerte Fülle von Humor und Sarkasmus, von Poesie und Tiefsinn zusammengedrängt. Diesem dämonischen Kunstprodukt fällt die Aufgabe zu, den wiedererweckten Faust aus der mittelalterlichen deutschen Romantik in die klassische Walpurgisnacht zu führen und dadurch seine Vereinigung mit Helena vorzubereiten. Ein Wesen, das ein solches Kunststück fertigbringen soll, muß nun auch einen absonderlichen Ursprung haben. Ein natürlicher konnte nicht ausreichen, aber auch ein dämonischer, rein zauberhafter, genügte dem Dichter nicht. Ein solcher Einfluß ist zwar beteiligt, denn erst durch die Gegenwart Mephistos beginnt das artige Männlein sich zierlich zu gebärden. Aber die Geisterwelt allein vermochte etwas so Wunderliches nicht zu erschaffen. In schalkhafter Selbstironie sann Goethe auf etwas ganz Merkwürdiges, wie es nur die Überspanntheit mensch-

licher Spekulation hervorbringen kann. Und so gefiel es ihm, die Technik der experimentierenden Naturwissenschaft mit dieser heiklen Aufgabe zu belasten.

Bei der Entstehung seines Homunkulus hat Goethe mit der Freiheit des Dichters zwei verschiedene Probleme verschmolzen, deren im Grunde entgegengesetzte Tendenzen ihm, dem bahnbrechenden Förderer des Entwicklungsgedankens, sicherlich klar waren. Das eine ist die Urzeugung, das andere die Bestrebung, einen Menschen ohne Beteiligung der Mutter zum Leben zu bringen. Es sind das zwei Aufgaben, die auf ganz verschiedenen wissenschaftlichen Voraussetzungen, ja man kann sagen, Weltanschauungen beruhen.

Unter Urzeugung versteht man die Entstehung von Organismen aus anorganischen Stoffen, das Auftreten von Lebewesen, die nicht aus organischen Keimzellen stammen. Dieser Gedanke wurde zum Problem überhaupt erst etwa seit dem achtzehnten Jahrhundert, denn er setzt den dogmatischen Materialismus in seiner modernen Form voraus, die strenge Scheidung der rein mechanisch bewegten Materie vom Reiche des Lebendigen. Dann erst stand man vor der schwierigen Frage: Wie kann Leben aus Leblosem entstehen? Dies also war zu Goethes Zeit ein modernes Problem. Es war aber überhaupt kein Problem zu Fausts Zeiten. Die damalige Naturwissenschaft sah es als eine selbstverständliche Erfahrung an, daß überall aus leblosem Stoffe sich lebendige Wesen entwickeln können, Maden, Flöhe, Ungeziefer und anderes.

Mochte die Physik beruhen auf der Korpuskulartheorie, die aus der antiken Atomistik hervorgegangen war, oder auf der aristotelischen Lehre von den substantiellen Formen, die den bloß der Möglichkeit nach existierenden Stoff zur sinnlichen Wirklichkeit brachten, oder auf den neuplatonisch-alchimistischen Theorien, die durch den Einfluß der Araber die aristotelische Naturauffassung umgebildet hatten, — niemand nahm Anstoß daran, daß das Leben selbständig entstehen könne. War es ja doch mit den damaligen Forschungsmitteln unmöglich, das Vorhandensein von Keimzellen überall nachzuweisen, wo doch überall Leben sproßte.

Bei den Voraussetzungen, die dem Problem der Urzeugung im Materialismus zugrunde lagen, war gar nicht daran zu denken, aus der anorganischen Materie sofort den Menschen als höchstes Produkt des irdischen Lebens künstlich zu erzeugen; man konnte nur untersuchen, ob sich nicht niedrigste, einfachste Lebewesen bilden könnten.

Dagegen lag die Sache ganz anders unter der Herrschaft der Naturphilosophie bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein, insbesondere in der neuplatonisch-alchimistischen Schule, deren genialster Vertreter Paracelsus († 1541) war. Da hier das Leben überhaupt als eine Grundeigenschaft des Stoffes betrachtet wurde und die gesamte Natur als beseelt galt, so war das Problem des Homunkulus möglich, der kühne Gedanke, einen Menschen in der Retorte herzustellen, allerdings nicht aus anorganischen Stoffen (die es ja gar nicht im heu-

tigen Sinne gab), auch nicht aus Stoffen, die nicht vom Menschen herstammten, wohl aber mit Umgehung des Prozesses der geschlechtlichen Zeugung und des Wachstums im Mutterleibe. Der Vater war auch für die Spekulanten der Alchimie nicht zu entbehren, nur die Mutter glaubten sie ausschalten zu können.

Diese Unterschätzung der Rolle, die dem weiblichen Organismus bei der Entstehung der Nachkommenschaft zufällt, wurzelt auf einer antiken Auffassung. Am weitesten ging darin die Lehre des Anaxagoras, daß für das neue Leben nur der Vater in Betracht käme. Dieser bedeutende Philosoph kam im Jahre 463 v. Chr. nach Athen. Fünf Jahre später wurden dort „Die Eumeniden" des Aeschylos aufgeführt. In diesem Drama verteidigt Apollon gegenüber den Erinnyen den Orestes, der, um den Vatermord zu rächen, seine Mutter Klytämnestra getötet hatte; zu diesem Zwecke führt Apollon aus, daß der Vater dem Kinde näher stehe als die Mutter. Die Worte lauten (in der Übersetzung von Wilamowitz-Möllendorff, V. 657 ff.):

„Auch das kann ich erklären, merke wie genau.
Erzeugerin des Kindes ist die Mutter nicht.
Wie man es glaubt, nur Nährerin des jungen Keims.
Erzeugen kann allein der Vater; sie bewahrt
Gleichsam ein anvertrautes Pfand und gibt es heil
Dem Eigner wieder, wenn es nicht ein Gott zerstört.
Ich liefre den Beweis dir. Ohne Mutter kann
Ein Vater zeugen: sieh die Tochter hier des Zeus,
Des Himmelsherrn; da steht sie, wie ans Licht sie trat,

Nicht als ein Kindlein, das die Mutterbrust begehrt,
Nicht in des Mutterschoßes Dunkel ausgereift,
Ein Sproß, vollkommen . . . . ."

Diese Ansicht von der Inferiorität der Mutter war also damals in Athen hochmodern. Wenn sie sich auch nicht in dieser Schärfe erhalten hat — zumal man das, was Zeus vermochte, doch nicht jedem Vater zutrauen konnte —, so blieb sie immerhin im wesentlichen durch die Autorität des Aristoteles während des ganzen Mittelalters in gewisser Hinsicht bestehen. Denn nach ihm entspricht der Beitrag des Mannes zur neuen Generation der Leben wirkenden „Form", derjenige der Mutter lediglich dem passiven „Stoff", so daß wenigstens die empfindende Seele des Kindes nur vom Vater stammt.

Wenn man bedenkt, daß die tatsächlichen Vorgänge bei der Fortpflanzung ganz unbekannt waren — das menschliche Ei wurde durch v. Baer erst 1827 entdeckt —, so ist es begreiflich, daß selbst bedeutende Gelehrte es nicht für unmöglich hielten, unter besonders glücklichen Umständen die lediglich ernährende und schützende Wirkung des Mutterleibes durch künstliche Apparate zu ersetzen. Freilich nicht den Vater; das hat auch Paracelsus nicht getan. Es ist ihm nicht eingefallen, aus in unserem Sinne anorganischen Stoffen ein Menschlein zu erzeugen, also die „Urzeugung" auf den Menschen selbst anzuwenden. Daß dagegen Goethe, wenigstens in der fertig vorliegenden Szene, auf die allein ich mich beziehe, bei der Erzeugung des Homunkulus allen organischen Ursprung ausschließt, darüber kann kein Zweifel

bestehen. Er stellt sich eben auf den Standpunkt des ersten Drittels des neunzehnten Jahrunderts, der die Schwierigkeiten unterschätzte, die sich dem Hervorgehen des Organischen aus dem Anorganischen entgegenstellen, falls man einmal diesen Unterschied anerkennt. Man wußte ja noch nichts von Zellen als den Grundelementen des Organischen, noch nichts von der Komplikation in der Bildung der Lebewesen, und man überschätzte die Macht der jungen Chemie überhaupt, zumal 1828 Wöhler die erste organische Verbindung im Laboratorium hergestellt hatte. Wie nun auch Goethe über diese Fragen seine eigenen Ansichten haben mochte, jedenfalls gefiel es ihm im vorliegenden Falle, den Gedanken der Urzeugung zu ironisieren. Das ist klar aus der Erläuterung Wagners, dem er als Professor in Fausts früherem Laboratorium die Entdeckung der Homunkulusfabrikation zuschreibt. Da heißt es: Der Mensch „muß künftig reinern, höhern Ursprung haben" als von seinen Eltern, und zwar ausdrücklich nicht organischen. Denn „auf Mischung kommt es an," auf Mischung aus viel hundert Stoffen, um den Menschenstoff gemächlich zu komponieren.

„Und was sie (die Natur) sonst organisieren ließ, das lassen wir kristallisieren." Dieser Gegensatz von Organisieren, allmählichem Werden von innen her, und Kristallisieren, plötzlichem Zusammenschließen von außen, wird ausdrücklich hervorgehoben.

Davon weiß Paracelsus nichts. Nach seinen Angaben wird der vom Manne stammende Stoff in ver-

schlossenem Kolben zunächst sich selbst überlassen, bis er im Zustande höchster Fäulnis sich von selbst zu zersetzen und zu bewegen beginnt, was etwa nach vierzig Tagen einzutreten pflegt. Es ist nämlich der Grundgedanke der Naturauffassung des Paracelsus, daß die Welt ein großes Lebendiges ist, dessen Bestehen auf Zersetzung und neuer Zusammensetzung beruht. Alle Neubildung wird eingeleitet durch die Fäulung. Zersetzung ist die notwendige Bedingung zur Entwicklung. Der Weltlauf trägt das Gesetz seines Werdens in sich selbst, und darum muß die Welt sich erklären lassen. Durch diesen Gedanken hat Paracelsus seinen eingreifenden Einfluß auf Medizin und Philosophie geübt und zugleich der Chemie einen neuen Aufschwung gegeben.

Paracelsus, auf den der Name Homunkulus im wesentlichen zurückgeht, gibt weiter an, daß nach jenen vierzig Tagen das Produkt etlichermaßen einem Menschen gleichsehe, doch durchsichtig, ohne ein Corpus. Dann muß es noch bis auf vierzig Wochen mit dem Arcanum des Menschenblutes genährt und in gleicher Wärme gehalten werden, so wird ein richtiges Menschenkind daraus, nur viel kleiner als ein geborenes. Dieses muß dann sorgfältig wie ein anderes Kind auferzogen werden. Aus solchen Kindern werden Riesen, Zwerge oder andere große Wunderleute, die alle heimlichen und verborgenen Dinge wissen und Wirkungen hervorbringen können, die außer aller gewöhnlichen Menschenmacht liegen. Denn weil sie durch Kunst hervorgebracht worden, so ist die Kunst ihnen eingeleibt und angeboren.

Ein Arzt des siebzehnten Jahrhunderts, Prätorius, schrieb eine Abhandlung „Von Homunkulis oder chymischen Menschen", die Goethe gelesen hat. Dort sagt Prätorius (Antropodemus Plutonicus, 1666 p. 160) in einem entstellten Berichte des Chemikers Libavius über die Angaben des Paracelsus (also aus dritter Hand), der Homunkulus werde der allerweiseste sein, der ungelernt alle Künste weiß, weil er nämlich aufs allerkünstlichste gemacht ist.

Daß ein solch wunderkräftiges Wesen Goethe höchst willkommen war, um es für seine Zwecke zu benutzen, ist einleuchtend. Daß aber die Art, wie Wagner seinen Homunkulus zustande bringen will, sich dem von Paracelsus angegebenen Verfahren „aufs engste" anschließt, kann doch nur mit starker Einschränkung behauptet werden. In der fertigen Szene treten uns von solchem Anschluß eigentlich nur Äußerlichkeiten des Laboratoriumsbetriebs entgegen. Die Herstellung selbst geht von prinzipiell anderem Material aus und führt nur bis zu dem Stadium der Entwicklung, das bei Paracelsus etwa nach vierzig Tagen erreicht ist. Im Gegensatz zu dem Entwurf Goethes von 1826 kann Homunkulus noch nicht ohne den schützenden Kolben bestehen.

Sicher aber ist, daß aus dem Bericht des Paracelsus hochbedeutende Anregungen stammen. Gerade indem sich Goethe von dem organischen Grundstoff des Paracelsus befreite, gewann er nicht nur eine folgerichtige Durchführung des Erzeugungsprozesses vom Standpunkte seiner Zeit, sondern auch für die eigene dich-

terische Absicht eine bewundernswerte Vertiefung des Problems. Homunkulus ist schon jetzt der scharfsichtige Allwisser, aber damit hat er auch erkannt, daß er selbst noch nicht „fertig" ist. Er befindet sich etwa auf dem Standpunkte, von dem Paracelsus sagt, daß er etlichermaßen einem Menschen gleichsehe, doch durchsichtig, ohne ein Corpus. Was dies bedeutet, ließe sich erst in einer ausführlichen Erörterung zeigen über den Unterschied, den Paracelsus zwischen dem Corpus als dem greiflichen Leibe und dem durchsichtigen, siderischen Leibe des Menschen macht. Aber es kann uns ja hier auch nur interessieren, wie Goethe diese Unfertigkeit des Männleins ausgenutzt hat. Er schreibt ihm in der Folge die Sehnsucht nach „Entstehen" zu, und diese bedeutet bei Goethe den Wunsch nach organischer Gestaltung, die sich in die Gesetzmäßigkeit der Natur einreiht und ihr selbst angehört. Durch dieses Streben nach organischem Wachstum im Zusammenhange mit dem unendlichen Kosmos selbst hat der Dichter die Verbindung mit dem Problem der Helena gewonnen und mit dem Gesichtspunkte des Werdens, unter dem der ganze zweite Akt dieses Teiles des Faustdramas steht. Und hieraus wird verständlich, warum Goethe für seinen Homunkulus auf einen anorganischen Ursprung zurückgreifen mußte.

Heutzutage stehen wir dem Problem der Urzeugung, das für Paracelsus als solches nicht vorhanden war, viel kühler gegenüber als im vorigen Jahrhundert. Man neigt sich mehr und mehr der Meinung zu, daß es keinen Sprung zwischen Anorganischem und Organischem

gibt, sondern daß diese beiden Formen der naturgesetzlichen Verknüpfung sich einem gemeinsamen höheren Einheitsgesetz unterordnen. Was wir Leben nennen, ist eine Wechselwirkung der Teile mit dem Ganzen in individuellen Gebilden, die wir ebenso an der mikroskopischen Zelle wie am Werden der Weltsysteme des Himmelsraumes beobachten.; und so nähert sich unsere Auffassung wieder mehr der älteren, daß die Form des Lebens überhaupt die Grundform alles Geschehens sei. Der Fortschritt ist aber der, daß wir unter dieser Form nicht ein mystisches, willkürlich sich bestimmendes Seelenwesen begreifen, sondern ein gesetzmäßiges Geschehen, dessen Bedingungen als eine objektive Energieänderung im Raume zu erforschen eine berechtigte Aufgabe der Naturwissenschaft ist.

Das Schaffen des Dichters

I. Der Dichter und die Phantasie.

Im Leben wissen wir uns in eine endlose und unübersehbare Kette von Wirkungen eingeschlossen. In der Dichtung wird, wie im Bilde durch den Rahmen, ein Stück Erlebnis abgegrenzt, und es wird so abgegrenzt, daß wir daraus den Eindruck eines vollen und sich selbst bestimmenden Lebensinhaltes gewinnen. Die Vollkommenheit dieser Selbstbestimmung ist es, was man die Wahrheit eines Kunstwerks nennt; sie gibt ihm sein Existenzrecht für sich, ohne Rücksicht auf jeden andern Zweck. Und dieser Selbstzweck bringt uns die Befreiung von dem Zwange der Wirklichkeit, jene erhöhte Stimmung, in der wir mit stärkeren Atemzügen im Gefühle mitschöpferischer Kraft leben; in ihr wurzelt das ästhetische Gefallen an der Dichtung.

Die Fähigkeit, eine derartige Stimmung zu erwecken, läßt eine Eigenart der seelischen Funktionen erwarten, wodurch sich der Dichter von den Trägern anderer geistiger Bewegung unterscheidet. Was man als dichterische Phantasie und Schaffenskraft bezeichnet,

erweist sich in der Tat in der psychologischen Betrachtung einerseits als eine Eigentümlichkeit der Vorstellungen, wie sie im Dichter auftreten, andrerseits als eine besondere Weise ihrer Auswahl und Umformung. Eine erste Eigenschaft des Dichters, die ihn freilich noch nicht zum Dichter macht und auch keineswegs ihm allein zukommt, ist die Stärke seines Erlebens. Er sieht in den alltäglichsten Ereignissen wie in den seltenen und auffallenden Erscheinungen besondere Züge, die andern entgehen: seine Sinne sind geschärft für feine Nüancen und Kennzeichen, die einen Vorgang in der Natur oder im Menschenherzen charakterisieren oder erraten lassen. Daher das vielseitige Interesse, die Neigung, die Fülle sinnlicher Eindrücke auf sich wirken zu lassen, sich der Betätigung aller Sinnesorgane mit genießendem Behagen hinzugeben, ein Drang, die stoffliche Gewalt des Lebens zu erschöpfen, der ebenso oft vom Fremden Mißdeutung erfährt, wie er ja auch mit Gefahren für den schwachen Charakter verknüpft ist. Zu dem Reichtum und der Schärfe der Wahrnehmungen tritt nun als wesentlich für den Dichter die Art der Reproduktion. Seine Erinnerungsbilder sind nicht nur besonders treu und lebhaft, sondern sie zeichnen sich vor allem durch eine hervorragende Anschaulichkeit und, was damit aufs engste zusammenhängt, eine starke Gefühlsbetonung aus. Die Stärke des mit der Vorstellung ins Bewußtsein gerufenen Gefühls bestimmt den Gang und die Verschmelzung der Erinnerungsbilder zu jenem neuen psychischen Gebilde, das wir als Produkt der dichterischen

Phantasie kennen. Keine Vorstellung kann von uns völlig getreu reproduziert werden, stets mischen sich Elemente in die Wiedergabe, die in der ursprünglichen Wahrnehmung nicht vorhanden waren. Sie sind hinzugebracht durch die Verschmelzung der Wahrnehmungen mit dem bereits im Bewußtsein angehäuften Vorstellungsmaterial. Diese Assimilation der Vorstellungen, die mit ihrer Assoziation immer verbunden ist, bleibt uns meist unbemerkt. Wir denken an einen Freund und erinnern uns dabei des Zimmers, wo wir ihn das letzte Mal gesprochen haben; aber wir meinen zugleich Dinge in dem Zimmer zu erblicken, die wir vielleicht bei einer andern Gelegenheit dort gesehen haben, oder in einem andern Zimmer, wo wir mit dem Freunde zusammen waren. So werden die Erinnerungsbilder durch Wahrnehmungen aus andern Quellen abgeändert. Die Richtung, in der sich diese Umgestaltung vollzieht, bildet einen charakteristischen Unterschied des Seelenlebens beim Dichter von andern geistigen Tätigkeiten. So ist z. B. dem Dichter und dem gelehrten Forscher der Reichtum der Anknüpfungen, die leichte Reproduzierbarkeit der in Betracht kommenden Vorstellungen, auch die Treue und Schärfe der Bilder gemeinsam. Aber das dichterische Schaffen beruht auf einer andern Verbindung und Auswahl. Bei der wissenschaftlichen Arbeit werden Begriffe gebildet; aus dem in der Erfahrung Verschiedenartigen werden durch Betonung des Gleichartigen allgemeine Merkmale gewonnen und dadurch Gesetze erkannt; alles Gefühlsmäßige wird dabei

ausgeschieden. Diese kritische Tätigkeit nennt man Verstand, und die Phantasie ist dabei nur Hilfskraft. Anders beim Dichter. Hier ist eine bestimmte Gefühlslage das treibende Motiv, das eine Darstellung verlangt und danach die Reproduktion der Vorstellungen lenkt; damit hat die Phantasie das Führerrecht, und der Verstand ist die Hilfskraft, nur eine kontrollierende Instanz, um die Sinnlosigkeit zu verhüten.

Die Anschaulichkeit des Vorgestellten geht bei manchen Dichtern so weit, daß sie es wie Halluzinationen in Form und Farbe vor sich sehen. So sagt Balzac, daß er sich nicht nur mit seinen Personen unterhielt, sondern auch das Vermögen in sich fand, „wie der Derwisch in Tausend-und-eine-Nacht Körper und Seele der Personen anzunehmen, die er darstellen wollte". Und Goethe bemerkte zu Eckermann: „Wenn ich jemand eine Viertelstunde gesprochen habe, so will ich ihn zwei Stunden reden lassen." Wir wissen aus zahlreichen Selbstzeugnissen großer Dichter, daß sie die Figuren ihrer Helden als deutliche Gestalten vor sich sahen mit allen Einzelheiten eines wirklichen Menschen, daß sie mit ihnen leben und fühlen, unter Umständen wie sie gehen und sprechen. In der Tat wäre es nicht denkbar, daß der Dichter in seiner Darstellung die lebendige Anschaulichkeit der Situation in dem Leser erwecken könnte, wenn er sie nicht selbst besäße. Er muß zu diesem Zwecke den Ort, sei es ein Zimmer, sei es eine Landschaft, mit einer bestimmten Anordnung der Einzelheiten, mit einem festen Kolorit vor sich sehen, er muß

vollständig klar die Tageszeit, die Witterung, die Zeitstimmung in sich durchleben, um nicht Unwahres und Gekünsteltes zu schreiben. Entsprechendes gilt von den Charakteren, d. h. der allgemeinen Willensrichtung der handelnden Personen, die unverrückbar fest und lebendig vor dem Dichter stehen müssen und ihm nicht bloß undeutlich vorschweben dürfen. Von diesem Punkte aus eröffnet sich ein Einblick in die Tatsache, weshalb die mit der Stärke des Gefühls verbundene Anschaulichkeit der Vorstellungen als ein wesentliches Moment auftritt, wodurch das Gelingen der dichterischen Produktion möglich wird. Denn die Lebendigkeit der Charaktere ist die innere Vorbedingung für den Plan der ganzen Dichtung, und wenn die Feststellung und Erfindung des Charakters auch nicht immer der Zeit nach das Erste ist, so ist sie doch wesentlich bestimmend für die Entwicklung der Fabel. Was wir dargestellt sehen wollen, das sind eben lebende Personen, es sind nicht Ereignisse überhaupt, sondern Ereignisse, wie sie von Menschen erlebt werden, Dinge, die wir in der Dichtung mit diesen Menschen und in ihrer Seele, von ihrer Gefühlslage aus und in ihrer Willensrichtung erleben wollen. Die Fabel und die Charaktere bedingen sich darum gegenseitig.

Es läßt sich nicht im allgemeinen sagen, ob die Erfindung der Fabel oder die der Charaktere das Primäre ist; meistens wird beides nebeneinander hergehen. Der Dichter kann sich gedrängt fühlen, bestimmte Charaktere, die ihn beschäftigen, zu zeichnen; dann wird er die Fabel dazu erfinden. Goethe zählt manchmal in seinen Notizen

an Charlotte von Stein eine Anzahl von Charakteren aus Hofkreisen einfach auf. Da sind ein Erbprinz, eine Hofdame, ein abgedankter Minister, eine zu verheiratende Prinzeß, ein alter Bedienter, der mehr zu sagen hat als die meisten, usw., und er sagt darüber: „Den sog. Weltleuten suche ich nun abzupassen, worin es ihnen denn eigentlich sitzt. Was sie guten Ton heißen? Worum sich ihre Ideen drehen, und was sie wollen? Und wo ihr Kreischen sich zuschließt? Wenn ich sie einmal in der Tasche habe, werde ich auch dieses als Drama verkehren. Diese Nachricht bitte ich als ein Geheimnis zu bewahren, denn ob es gleich nicht viel gesagt ist, so könnte mir doch ein andrer den Braten vor dem Maul wegnehmen. Adieu Beste."

Hier sind also zunächst die Charaktere da, die Fabel wird sich dann schon finden. In andern Fällen kann es die Absicht des Dichters sein, ein ihm gegebenes Geschehen darzustellen, und er hat die geeigneten Charaktere zu wählen. Wenn sie aber einmal gewählt sind, und das muß vor Beginn der Ausarbeitung in den Hauptzügen wenigstens geschehen sein, so müssen sie auch feststehen. Dann darf es keine Unklarheit in der Anschauung des Dichters geben. Indem er sich einen Charakter verdeutlicht, wird er mit seinem Verstande zu arbeiten haben, aber während dieser Arbeit, worin er noch ganz frei ist, gestaltet sich ihm dieser Charakter zu einer bestimmten Persönlichkeit und nimmt als Einzelwesen Fleisch und Blut an. Der Dichter haucht ihm gewissermaßen einen Teil seiner eignen Seele ein, und nun

führt diese Person, wenn auch im Geiste des Dichters, doch ihr eigenes Leben; ihr kann er nicht mehr gebieten, sie schafft sich selbst ihr Schicksal. „Ein Dichter," sagt Jean Paul, „der überlegen muß, ob er einen Charakter in einem gegebenen Falle ja oder nein sagen zu lassen hat, werf' ihn weg, er ist eine dumme Leiche." Dieses Schaffen von lebendigen Menschen, die dann ihren eigenen, vom schaffenden Dichter unabhängigen Willen haben, ist einer der berauschendsten Seelenzustände, weil sich dem Dichter darin in wunderbarer Weise das Geheimnis von der Freiheit der Persönlichkeit und der Notwendigkeit des Weltgeschehens offenbart; weil er sich hier, ein berechtigter Prometheus, als einen Teil der schaffenden Urkraft des Weltwillens, als einen Träger göttlicher Macht fühlt; und es ist dieses Gefühl vielleicht der mächtigste der psychologischen Faktoren, die überhaupt zum künstlerischen Gestalten mit so unwiderstehlichem Drange antreiben.

Mit diesen seinen Geschöpfen, die sich selbständig gemacht haben, lebt nun der Dichter in seiner Phantasie wie mit wirklichen Personen. Er unterhält sich mit ihnen, und sie antworten ihm, wie es im Traume vorkommt, Dinge, an die er selbst nicht gedacht hat. Es erklärt sich dies ebenfalls aus der Lebhaftigkeit der Phantasiebilder; sie stellen nämlich einen innigen Zusammenhang bestimmter Vorstellungskreise und Gefühlslagen dar, die für gewöhnlich unter der Schwelle des Bewußtseins sind, auf das Gesamtbewußtsein des Dichters aber in dem Augenblicke Einfluß gewinnen, in dem

er seine Aufmerksamkeit darauf richtet. Und zwar treten dann gerade diese Vorstellungskreise so energisch in den Vordergrund des Bewußtseins, daß die durch sie erzeugten Gedanken von ihnen, als von den Personen der Dichtung, herzurühren scheinen, wie sie in der Tat durch sie bedingt sind. So leben diese Personen mit dem Dichter fast in derselben Stärke wie die Eindrücke der äußeren Welt, und so gewinnt er zu ihnen ein objektives Verhältnis. Er ärgert sich über den schlechten Kerl, der seinem wackeren Helden eine Falle stellt, und er freut sich über einen klugen Einfall, wodurch sich der Held aus der Gefahr zieht. So wird auch die Heldin, wenn sie liebenswürdig ist, das ganze Gemüt des Dichters für sich einnehmen; es ist eine häufige Erscheinung, daß sich die Dichter in ihre Heldinnen verlieben und alle inneren Kämpfe, Glück und Leid der Liebe durchmachen, wozu dann freilich kommt, daß nicht selten das Urbild der Heldin in der Wirklichkeit lebendig umherwandelt und als Muse das geliebte Bild der Dichtung geweiht hat.

Hier berühren wir das psychologische Mittel, das den Dichter in der Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit seiner Figuren unterstützt. Den Stoff kann der Dichter wie jeder Mensch nur aus der Erfahrung, aus seinem direkten Erlebnis schöpfen. Es gibt Dichter, die dazu einer ganz besonders reichen und mannigfaltigen Erfahrung, eines abenteuerlichen Lebens bedürfen, das sie durch alle Kreise der Gesellschaft führt, und die daraus die überraschende Fülle und Anschaulichkeit ihres Figuren-

materials gewinnen, wie Shakespeare, Cervantes, Dickens usw.; andere, die ihren Stoff vornehmlich aus der Tiefe des eigenen Gefühls- und Gedankenlebens schöpfen, philosophische Dichter wie Euripides, Dante, Rousseau, Schiller. Nicht gerade die Fülle des Erlebens in der Ausdehnung, sondern in der inneren Tiefe ist notwendig. Alle aber können ihre Erinnerungsbilder nur aus geschauten, wirklichen Wahrnehmungen aufbauen. Und so muß sich dem Dichter die zu schildernde Person auch in der äußerlichen Gestalt, in Gesichtszügen, Figur und Kleidung, im Ton der Stimme, in der Art zu gehen und zu gestikulieren, kurz in den tausend Kleinigkeiten, die einen Menschen charakterisieren, so daß wir ihn an jedem Nebenumstand, am Schritt auf der Treppe wiedererkennen, so deutlich vor Augen stellen, daß er sie nur abzuschreiben braucht. Dazu wird er sich immer der Vorstellung eines bestimmten Individuums bedienen müssen, er wird einen Menschen, den er gekannt hat oder kennt, vor sich sehen, ohne daß er dabei die Absicht hat, etwa diesen wirklichen Menschen zu schildern. Er dient ihm nur als Modell zur Fixierung der Vorstellungen. Wie er ihn dann umändert, das ist eine andere Frage, die später berührt werden soll. Ohne ein solches Modell werden die Figuren, selbst wenn die Charaktere konsequent durchgeführt sind, doch der Anschaulichkeit und damit der Glaubhaftigkeit entbehren, und die Gefahr der Verzeichnung wird, gerade wie beim Maler ohne Modell, sich steigern. Denn es fehlt dann das Mittel, beim Leser eine ganz bestimmte Disposition zu

erwecken, woran er die Eigenart einer Figur, sobald sie auftritt, wieder erkennt, es fehlt dem Dichter das Mittel, die kleinen leichten Kräuselungen des Seelenlebens, die sich in Wirklichkeit nur durch die Gebärde verraten, sich selbst in der Situation gerade dieses Charakters zum Bewußtsein zu bringen. Versetzt sich der Dichter, um das Verhalten einer Person in einer bestimmten Lage zu schildern, selbst in den betreffenden Menschen hinein, so nimmt er selbst sein Mienenspiel, seine Artikulation, seine Haltung an, und er wird dann sofort wissen, ob er zu sagen hat: „Er streckte die Hände aus" oder „Er ballte die Finger zusammen", „Er spitzte den Mund" oder „Er kniff die Lippen ein"; er wird wissen, ob er zu schreiben hat: „Liebe Frau" oder bloß „Frau" oder „mein Weib" oder den Vornamen — denn das sind Dinge, die zwar für die Zeichnung des Charakters irrelevant sind, für die Technik des Dichters indessen große Bedeutung haben. Der Leser wird vielleicht gar nicht darauf achten, aber eben darum, weil der Dichter das Naturgemäße gewählt hat; im andern Fall würde er, vielleicht ohne zu wissen warum, sich befremdet fühlen. Denn an diesen Kleinigkeiten hängt sehr viel vor der Stimmung, dem Gefühlskreise, in welchen uns eine bestimmte Person versetzt; wir sehen dadurch gerade diesen Menschen vor uns, der doch nicht immer große Charakteraktionen ausführen kann. Versäumt der Dichter diese Anschaulichkeit im einzelnen, so werden seine Figuren zu Schablonen, die kein eigenes Gesicht haben.

Diese Selbständigkeit der Personen bewirkt nun auch ihr Eingreifen in die Fabel. Nur im allgemeinen Umriß kann sich der Dichter verdeutlichen, was geschehen soll, und selbst die Lösung wird nicht immer mit Sicherheit von vornherein festzustellen sein. Einzelheiten in der Entwicklung lassen sich überhaupt nicht garantieren, abgesehen von gewissen Szenen, deren besondere Stimmung dem Dichter von vornherein vorgeschwebt und ihm vielleicht den ersten Anlaß zur Dichtung selbst geboten hat. Denn indem die Personen ihrem Charakter nach handeln, gestalten sie die Vorgänge um, bestimmen und beeinflussen sich unter der Hand des schaffenden Dichters und bedingen damit neue Situationen. Mit Verwunderung sieht der Dichter seine Personen in eine Lage gebracht, die er zunächst nicht zu entwickeln weiß. Er läßt die Arbeit liegen und läuft ratlos umher. Die Leute blicken ihm verwundert nach, „und Geister mögen an ihrer Stelle seltsam ihm erscheinen." Denn er schilt bei sich über den Eigensinn seiner Heldin oder den Übermut seines Helden. Dann setzt er sich eines Tages mit grimmiger Miene über sein Manuskript. Er will die ganze Geschichte ausstreichen. Da liest er die letzten Worte — auf einmal ist die ganze Gesellschaft wieder lebendig. Die Personen haben neue Ideen gewonnen, und in überraschend einfacher Weise entwickelt sich die Fortsetzung. Und wenn der Dichter dann alles im Ganzen betrachtet, wundert er sich höchlichst, wie folgerichtig die ganze Situation entstanden ist, wie sie im Vorangegangenen vorbereitet war. Das hat er nich

gewußt. Während der Ruhe hat sein Gehirn weiter gearbeitet, die bestimmte geschlossene Gefühlslage hat sich in ihrer eigenen Vorstellungsreihe fortentwickelt, es stimmt alles zusammen. Aber freilich nur, wenn diese Gedankenkreise, die Personen bedeuten, auch wirkliche lebendige und lebensfähige Einheiten waren. Durch welche besonderen Vorgänge in der Dichterseele solche Einheiten zustande kommen, sei in einem zweiten Artikel zu betrachten gestattet.

II. Der Dichter und die Wirklichkeit.

Wenngleich die einmal erzeugten Gestalten in der Seele des Dichters sich in gewisser Hinsicht von selbst weiter entwickeln, so soll damit natürlich nicht gesagt sein, daß sich der Dichter einer blinden Produktionslust überlassen könne. Die Natur ist zwar mit dem Genius stets im Bunde, aber sie verlangt zugleich die Tätigkeit des Verstandes. Eine kritische Sichtung wird in der Handlung, soweit sie vorgeschritten ist, das allgemeine Prinzip heraussuchen, worauf sie sich aufbaut, die ruhige Überlegung wird erwägen, wo noch ein Motiv fehlt, oder wo sich Wiederholungen zeigen, wo Überladung von Motiven oder Einzelheiten vorhanden ist. Das alles ist selbstverständlich notwendige Kritik, in der sich der Dichter seiner eigenen Dichtung als einem fremden Objekt gegenübersetzen muß. Aber dieses allgemeine Prinzip, das so zum Maßstab der ausgleichenden Beurteilung gemacht wird, ist nichts anderes als die ursprüngliche Idee,

die seine schaffende Phantasie noch fast unbewußt hineingelegt hat. Der Dichter erkennt nur sich selbst wieder, vielmehr er erkennt sich erst jetzt in seinem Werke, und aus dieser Erkenntnis kommen nun neue befruchtende Gedanken, welche die weitere Arbeit der Phantasie unterstützen. So wirken Selbstbestimmung und Selbstbesinnung zusammen. Niemals aber würde die scharfsinnigste Überlegung des Verstandes, die sorgfältigste Disposition und Zergliederung des Themas das dichterische Werk zu erzeugen imstande sein. Es würde im besten Falle eine Abhandlung entstehen, aber kein Kunstwerk, das die Gemüter mit sich reißt. Dies kann nur aus dem intensiven Gefühl des Dichters heraus geschaffen werden. Nur wird es um so klarer und reifer werden, je mehr die Fähigkeit theoretischer Erwägung hinzukommt, vorausgesetzt, daß sie den Schwung der Phantasie nicht lähmt. Wir sehen an Lessing die Vorteile, die ein Talent aus der Reife der Kritik zu ziehen vermag, und wir wissen, wie sehr Goethe und Schiller sich in ihrer klassischen Periode bemüht haben, die Entwicklung ihrer Schöpfungen mit der Selbstaufklärung über die Gesetze des künstlerischen Schaffens zu durchdringen.

Die Stärke des Lebensgefühls, woraus die Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Vorstellungsbilder entspringt, kann sie erst dann zu der inneren Einheit eines Kunstwerks verdichten, so daß sich diese Einheit aus der Wirklichkeit heraus zu einem selbständigen Leben im höheren Sinne erhebt, wenn sie von der Einheit einer Persönlichkeit getragen ist. Nur eine solche persönliche

Gefühlsmacht vermag ein Stück Leben einheitlich so zu durchdringen und zu beleuchten, daß sie es verklärend aus der gemeinen Wirklichkeit herausschneidet. „Man muß etwas sein, um etwas zu schaffen.“ Zum mindesten muß der Dichter die Gabe besitzen, die Welt auf eine besondere Weise zu sehen, und dazu das Selbstvertrauen, diese eigenartige Auffassung gegenüber den Härten und Ecken der Wirklichkeit, die ihn verletzen, wenigstens in seinem Gefühle zu behaupten. Diese Eigenart besteht in dem Zusammenwirken aller geistigen Kräfte und erworbenen Vorstellungen, wodurch die Persönlichkeit in einem souveränen Herrschergefühle sich dem andringenden Stoff der Wirklichkeit unterwirft. Diese Macht ist es, wodurch die dichterische Phantasie vom Leben des Traumes und des Wahnsinns sich unterscheidet, während ihre Vorstellungsbilder mit diesen Zuständen viel Verwandtes haben. Denn auch die Phantasien des Dichters sind fremde Gestalten, die wirklich scheinen und es doch für andere nicht sind. Aber der fundamentale Unterschied liegt in der Entstehung und in der Bedeutung der Bilder, ein Unterschied wie zwischen der Einsamkeit des Gefangenen im Kerker und der des Alpenwanderers auf der Höhe ewigen Eises. Die Bilder des Traumes und des Wahnsinns entstehen dadurch, daß gewisse Teile des Gehirns außer Funktion treten, das Gesamtbewußtsein gestört und herabgesetzt ist und dadurch die Reste des vorhandenen Bewußtseins als die volle Wirklichkeit aufgefaßt werden. Sie beruhen also auf einer Herabminderung des Zusammenhangs unsres Seelenlebens

und auf einer Schwächung des Urteils; sie bedeuten somit ein Herabdrücken der Wirklichkeit unter das normale Niveau. Die Phantasiebilder des Dichters dagegen beruhen im Gegenteil auf einer energischen und geordneten Zusammenwirkung aller Gehirnfunktionen; in seinem Geiste ist der Zusammenhang des Bewußtseins nicht gelockert, sondern vielmehr gestärkt. Das bewußte Seelenleben ist gesteigert unter gleichzeitiger Verschärfung des Urteils. Der Dichter weiß, daß er träumt, und verliert keinen Augenblick das Bewußtsein des Verhältnisses, in welchem seine Schöpfungen zur Wirklichkeit stehen; er unterscheidet sie von der Wirklichkeit und mißt sie daran. Ist er auch auf der einen Seite dem Entstehen seiner Vorstellungen hingegeben, so beherrscht er doch ihren Verlauf durch den Zweck seines Schaffens, den er sich gegenwärtig hält. So ergibt sich nicht Unfreiheit wie im Traume, sondern Freiheit, nicht Degradierung, sondern Erhöhung der Wirklichkeit. Die Vorstellungen erhalten Züge, die sie von der Wirklichkeit abheben und ihnen ein eigenes höheres Leben verleihen; sie werden Typen und Ideale. Als solche sind sie in keiner Wirklichkeit zu finden und werden somit den endlichen Schranken des Vergänglichen entrückt; das ist die Erhebung zur Gestalt des schönen Scheins. So überschreitet der Dichter die Wirklichkeit, indem er den vollen Zusammenhang seiner lebhaft bewegten Seele, das Ganze seiner Persönlichkeit in seine Schöpfung hineingießt und ihr in der Eigenartigkeit dieses Gefühlslebens das Gewinnende, das Anziehende, die idealisierende Wirkung der Poesie verleiht.

In einem viel zitierten Worte bezeichnet Zola nach dem Vorgange von Taine das Kunstwerk als ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament. In dieser Form ist der Satz sehr bestreitbar; er enthält zwar die beiden Begriffe, auf die es ankommt, Natur im Sinne des objektiv Gebotenen, Temperament im Sinne der subjektiven Gefühlslage. Aber der Naturalismus verkennt die Bedeutung und das Verhältnis von beiden. Zutreffender würde man das Kunstwerk bezeichnen als einen Ausdruck der Persönlichkeit, dargestellt wie ein Stück Natur. Bezieht man dies auf das Kunstwerk der Poesie, so ist das ästhetisch Wirksame darin eben nicht das Stück Natur, das mit möglichster Treue geschildert ist, sondern ganz allein die Persönlichkeit des Dichters, die ihren Gegenstand, obwohl sie ihn wie Natur erscheinen läßt, doch tatsächlich aus der Natur heraushebt, und zwar gerade in dieser Weise; denn sie leiht ihm das eigene Leben und macht durch dieses ihr Gefühl das Stückwerk der Natur zu einem Ganzen, zu einem Ausdruck eines persönlichen Erlebens, worin nicht nur das Temperament, sondern auch der Charakter des Dichters mitspricht.

Indem im Dichter die Gefühle, die ihn bei allen seinen Erlebnissen beseelen, bei der lebhaften Beobachtung der Außenwelt und bei der intimen Pflege seines innersten Daseins, in ihrer vollen Kraft wirken, bestimmen sie seinen Willen in der Richtung einer ihm eigentümlichen Anschauungsweise. Er gestaltet sich eine Idealwelt, die er in der Wirklichkeit wiederfinden möchte,

und die er natürlich nicht findet. Das geht nun freilich mehr oder weniger jedem so. Je nach seinem Temperament und Charakter wird der eine sich gegenüber den Widerständen des Lebens geduldig beugen und mit Resignation die Welt gehen lassen, wie sie will, sei es, daß er mit der Ruhe des Weisen über sie lächelt, sei es, daß er mit dem Stumpfsinn des Armseligen sie erträgt; der andre wird sich den störenden Gewalten empört entgegensetzen und, wenn ihm nicht das seltene Glück des Erfolges winkt, sich aufreiben und unterliegen, geistig als ein Pessimist oder tatsächlich physisch zugrunde gehen. Der Dichter ist darin glücklicher gestellt. Er braucht den Kampf des Lebens nicht notwendig und immer auf der Arena der Wirklichkeit auszufechten. Ihm ist in der Welt der Vorstellungen ein Asyl geöffnet, wo der Streit der Widerstände gegen sein Lebensideal einen Ausgleich zu finden vermag. „Wenn im Leben noch des Kampfes Wage schwankt, erscheinet hier der Sieg." Er darf von sich gestehen: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide." Und ein Gott gab ihm auch zu sagen, was sein Herz in freudiger Hoffnung und in seligem Gewinn erfüllt. Jede echte wirksame Dichtung im kleinen wie im großen, vom lyrischen Gedicht, von der Humoreske bis zum Roman und Drama, ist ein solches Selbstzeugnis des Dichters über das Verhältnis der ihn erfüllenden, in einem erstrebten Ideale verkörperten Gefühlslage zu der Wirklichkeit, die darin bejaht oder verneint wird.

Was daher der Dichter darstellt, wenn es eben dichterischen Wert besitzt, ist sein eigenstes Sein — er stellt sich selbst dar. Das liegt nun freilich nicht immer so offen zu Tage. Es kleidet sich in die mannigfaltigsten Gestalten. Es ist nicht immer der ganze Mensch und das ganze Lebensideal, die in der Dichtung hervortreten, sondern es sind oft nur einzelne, vorübergehende Stimmungen, es sind plötzlich auftauchende Probleme, es sind einzelne charakteristische Seiten, besonders hervortretende Gefühls- und Willensrichtungen, die sich Luft machen. Und in der Dichtung selbst tritt in den verschiedenen Personen und dem ganzen Beiwerk das Widerspiel der Außenwelt hinzu, an welchem der Gegensatz zum Lebensideal des Dichters oder seiner Erfüllung sich aufzeigt. Aber in den großen und mächtigen Dichterwerken finden wir immer, daß der Dichter in die Helden der Handlung einen Teil seines eigenen Ich hineingelegt hat. Er macht darin der Welt ein Bekenntnis; er fühlt sich gezwungen, eine Gefühlslage, die ihn bedrückt oder erhebt, sich von der Seele zu schreiben oder einer innersten Überzeugung Worte zu leihen. Oft stellt er sich selbst nicht so dar, wie er ist, sondern nur so, wie er sein möchte oder zu werden fürchtet. Und dies vermag er durch die schon geschilderte Gabe, sein innerstes Wesen aufzulösen in getrennte Gefühls- und Willenskreise, die nun als selbständige Personen auftreten und handeln. Er verteilt die verschiedenen, in ihrem Widerstreit ihn oft beunruhigenden Seiten seines eigenen Ich auf die Helden seiner Dichtung. Und hier objektiviert er den Streit,

den er in sich selbst durchlebt, und vollzieht damit eine Tat der Selbstbefreiung. Es ist ein unstillbarer Drang in der Seele des Dichters und gerade das, was ihn zum Dichter macht, dieses innere Leben zu offenbaren und seine innere Wirklichkeit aufzulösen in die Gestalten, die nun frei in den heitern Regionen der reinen Formen wohnen, wo des Jammers und Zweifels trüber Sturm nicht mehr rauscht. Eines der durchsichtigsten Beispiele von der Selbstdarstellung des Dichters ist Goethes Tasso, weil hier bekanntlich der Konflikt geschildert ist, der dem Dichter droht, wenn er Eigenschaften ins Leben überträgt, die seiner schaffenden Phantasie unentbehrlich sind, aber eben nur in ihr sich ausleben dürfen. Nur in der Dichtung darf er der Neigung nachgeben, von der Goethe an Charlotte von Stein so anschaulich schreibt: „Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon.“ Auch für die Verteilung der Persönlichkeit auf verschiedene Figuren und die Umgestaltung der aus der Wirklichkeit genommenen Modelle ist „Tasso“ ein klassisches Beispiel, denn auch Antonio ist ja ein Stück Goethe, und in Alfonso und der Prinzessin erkennt man leicht vielfache Beziehungen zum Weimarer Kreise; gleichzeitig aber sieht man auch, wie die Erlebnisse frei zwischen den verschiedenen Personen verschoben und mit fremden Quellen vermischt sind.

In einer solchen Zerlegung, wie sie der Dichter an

sich selbst vornimmt, verbunden mit einer Auswahl des für ihn Brauchbaren aus seiner Erfahrung und einer Zusammenschließung des Getrennten zu neuen Einheiten, besteht die Tätigkeit, die der Dichter an seinem Stoffe übt. Dadurch verändert er die ihn beherrschenden Erinnerungsbilder in jener eigentümlichen Weise, daß ein ganz Neues entsteht, was sich als Produkt des künstlerischen Schaffens von dem Stoffe unterscheidet. Dadurch hebt er sie aus dem Zwange der Wirklichkeit und verwandelt den Stoff in Form, den Menschen, der da vor uns im Tageslicht wandelt, zur Gestalt des schönen Scheins. Es werden dabei die Züge, die nicht in die Absicht des Dichters passen, aus einer Figur fortgelassen, sie können aber an andrer Stelle erscheinen, wenn sie ein lebendiges Erlebnis des Dichters waren. Wie er die Seele der Geliebten in einen andern Körper versetzt, so wird der Dichter auch jede nebensächliche Eigenschaft oder eine Anekdote an die Stelle schieben, wo sie geeignet ist, irgend ein ihm vorschwebendes Charakterbild zu illustrieren. Es bekommt z. B. der Herzog von Weimar seine Neigung zu Diätfehlern in der Charakteristik zu hören, die Antonio über Tassos Unmäßigkeit in Speis' und Trank liefert.

So werden die Personen zwar frei geschaffen, aber sie „sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte, ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind." Sie sind, zum Idea erhoben, in der Seele des Dichters und können nun, da sie im Kunstwerk Gestalt gewonnen haben, in jedem Menschen wiedererzeugt werden, der den Dichter ver-

nimmt. Sie sind, aber nicht als Bericht über einen wirklichen Menschen, sondern sie sind, weil aus wirklichen, anschaubaren Menschen Züge herausgenommen sind, die nun, zu höherer Einheit zusammengeschmolzen, der Vergänglichkeit des wirklichen Lebens nicht mehr angehören. So entsteht die ewige Form aus dem Stoffe der Natur. Die Natur hat keine Zwecke. Sie würfelt äußere Gestalt, Charakterzüge, Lebensverhältnisse, Situationen durcheinander und löst sie im Wechsel des notwendigen Geschehens wieder auf; sie liefert die Fülle der Einzelheiten, die kein bleibendes, kein beruhigendes Bild gewähren. Aus diesem Wechsel löst erst die Persönlichkeit des Dichters zweckmäßig das heraus, was uns das Typische eines bestimmten Menschen vor Augen stellt. „Jeder wahrhaft poetische Charakter," sagt Wilhelm Dilthey, „ist ein Unwirkliches und Typisches." In der Tat, mögen Aussehen, Gesten, Sprechweise, Gewohnheiten eines Menschen und geistige Eigentümlichkeiten noch so genau der Wirklichkeit nachgebildet sein, die vom Dichter geschaffene Gestalt ist doch nicht dieser Mensch, sondern ein Wesen höherer Wirklichkeit, das sich von der erfahrenen Wirklichkeit unterscheidet; und dies darum, weil es nur diejenigen Züge enthält, die zum Verständnis eines solchen Menschen allein notwendig und zureichend sind, weil alles fortgelassen und abgeblendet ist, was die Klarheit dieses typischen Eindrucks zu schwächen vermöchte. Diese Arbeit vollzieht der schaffende Dichter auch dann an der Wirklichkeit, wo man sagen möchte, daß er sie abschriebe. Es scheint nur so.

Darum aber soll man auch der so geschaffenen Gestalt die Ehre des schönen Scheins wahren. Goethe hat sich oft darüber geärgert, wenn man ihm seine zur Form erhobenen und verklärten Gestalten wieder zum Stoffe auflösen wollte, indem man sagte, das ist die Gräfin Werthern, das ist die Frau von Stein und so fort. Sie sind es nicht mehr. Es mag ein unterhaltendes Spiel sein, in einer Dichtung die Personen aufzusuchen, die man aus dem Umkreise des Dichters zu erkennen vermag, aber ästhetisch ist es nicht, und berechtigt könnte es doch nur dann sein, wenn es als literargeschichtliches Forschungsmittel nötig wird. Immerhin tut man dem Dichter Unrecht und seinen Modellen; denn diese sind als Menschen gar nicht so, wie sie im Zusammenhange der Dichtung erscheinen müssen. An der Dichtung aber zerstört man ihre Seele, die Überwindung der Wirklichkeit.

Ist es der schaffenden Phantasie des Dichters gelungen, in der mächtigen Arbeit seiner Seele den Stoff zu gestalten zum Ausdruck seines persönlichen Fühlens und Wollens, so muß das Kunstwerk nun abgelöst von jedem Nebengedanken bestehen als eine Einheit, die das Recht ihrer Existenz ganz allein in sich trägt.

„Alle Kämpfe, alle Zweifel schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit.
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.“

Inhaltsverzeichnis

Prosa.



Druck von W. Hoppe, Borsdorf-Leipzig.

